geg. Heller

~~32~~.

Geschichte

der

deutschen National-Literatur.

<36641983750010

Geschichte

der

deutschen National-Literatur.

Nebst kurzgefaßter Poetik.

Für Schule und Selbstbelehrung.

Von

G. Brugier.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.
Uhland.

Mit vielen Proben und einem Glossar.

Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Ihrer Durchlaucht

der Prinzessin

Amélie zu Fürstenberg

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Vorwort zur fünften Auflage.

Hier übergebe ich der reiferen Jugend und allen Freunden der deutschen Literaturgeschichte die fünfte Auflage meines Buches. Man wird manche Verbesserungen darin finden, so bezüglich des Textes der alt- und mitteldeutschen Proben nach besseren Ausgaben, ebenso in dem Urtheile über einzelne Dichter (z. B. Walthers von der Vogelweide, Hans Sachs), und zwar auf Grund neuer Quellenstudien. Die Auflage ist auch eine vermehrte; denn nicht bloß enthält sie neue Proben (diesmal auch solche von Schiller), sondern sie berichtet auch von früher vergessenen Dichtern und den seit 1874 neu erschienenen besseren Dichtungen. In letzter Hinsicht stützte ich mich meist auf die ausführlichen und gründlichen Referate meines hochverehrten Freundes Dr. F. A. Muth, weil ich in meiner jetzigen dienstlichen Stellung viel zu wenig Zeit erübrigte, als daß ich all die neueren poetischen Erzeugnisse selbst hätte lesen können. Ich spreche ihm darum auch hier für diesen ächten Freundesdienst den innigsten Dank aus. Großen Dank schulde ich auch Herrn Dr. Baumann in Donaueschingen für so manche treffliche Winke; deßgleichen danke ich dem Herrn Verleger, der sich entschlossen hat, der fünften Auflage ein wahres Festgewand zu geben.

Im Uebrigen verweise ich auf das in dem Vorwort zur vierten Auflage Gesagte, dem ich nur das berichtigend anfügen muß, daß ich jetzt doch wieder an einer Mädchen-Fortbildungsschule Literaturgeschichte lehre.

Möge nun der gute Stern, der über dem Buche aufgegangen, ihm treu bleiben!

Konstanz, Juli 1878.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Indem ich hiermit die vierte Auflage dieses Buches der Oeffentlichkeit übergebe, will ich der Vereinfachung wegen das Wichtigste aus den Vorreden zu den drei anderen Auflagen hier einflechten oder zusammenfassen:

Anfangs des Jahres 1865 erschien die erste Auflage, kaum 300 Seiten stark. In dem Vorwort hiezu sagte ich:

„Die Literaturgeschichte nimmt mit Recht einen ehrenvollen Platz in unseren gelehrten Schulen ein. So unbestreitbar nämlich der Satz ist, daß die große Kunstgallerie deutscher Dichtung nicht einsam und öde stehen[1], sondern wenigstens von den Gebildeten der Nation besucht, bewundert und geistig ausgenützt werden soll, so unbestreitbar ist auch der andere Satz, daß es hiezu eines Führers bedarf, und der ist die Geschichte der Poesie. Je größer diese Gallerie, je reicher sie ist, desto mehr bedarf es eines solchen Führers, und wahrlich, welche poetische Literatur ist reicher, denn die deutsche? Welches andere Volk kann sich rühmen, eine Literatur zu besitzen, welche nahezu Weltliteratur ist, ohne daß sie aufhört, national zu sein? Wie könnte man also unsere Jugend — die höhere Bildung anstrebt — in diese reichste aller Literaturen, in diese wahrhafte Weltgallerie ziehen lassen oder gar schicken — ohne Führer? Wie ist man beim Eintritt in eine Gemäldesammlung froh, wenn sich uns ein Kunstkenner anschließt und erklärend, belehrend uns begleitet! Wie ist man in Ermangelung dessen selbst froh um einen gut ausgearbeiteten Katalog! Wie viel größer ist aber das Bedürfniß eines erklärenden, belehrenden Begleiters hinsichtlich der Werke der Dichtkunst! Wie wenig der gute poetische Geschmack angeboren ist, ist männiglich bekannt. Nur zu viel Wahrheit liegt in der scharfen Bemerkung des alten Görres, daß das große Publikum sich geberde wie das Mammuth in den Urwäldern der Poesie: es breche und spalte sich unersättlich Rinde und

[1] Diese Vereinsamung bestünde wohl sicher auch dann noch, wenn der Besuch des Publikums nur einer einzigen Gruppe von Dichtern oder gar nur einem einzigen Dichter gälte.

ganze Stämme zur täglichen Mahlzeit, und schnuppere im Vorüberstapfen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muse schüchtern und von fern zu reichen versuche. Unsere Generation gar darf sich über die Schärfe dieses Urtheiles nicht beschweren. Sie hat ein solches Uebergewicht zum Materiellen, leidet so sehr an Verflachung, daß nur eine sehr geringe Zahl an Goethe's Meisterwerken, wie z. B. Iphigenie, Tasso, oder gar an den ersten Gesängen der Messiade Geschmack findet. So muß also der Geschmack erzogen und vielfach anerzogen werden. Das ist eine der Aufgaben der Literaturgeschichte. Freilich kann die Art und Weise, sie zu behandeln, eine verkehrte sein, so daß jene Aufgabe nicht erfüllt wird. Daran trägt dann aber nicht der Lehrgegenstand Schuld. Falsche Methode wäre es z. B., wenn man keine poetische Lectüre damit verbände, wenn man nicht möglichst viele Proben einflechten würde. Immerhin aber wäre die Methode, den Geschmack durch bloßes Lesen bilden zu wollen, eine ebenso falsche. Meinte man aber, der Lehrer könne hiebei den kritischen Führer abgeben, so hat man ja die Literaturgeschichte doch wieder in die Schule eingeführt, nur in anderm Gewande. Des Lehrers Wort würde sich aber vielleicht noch an demselben Tage verflüchtigen, das aus dem Lehrbuch Memorirte und Wiederholte wird der Hauptsache nach aus der Schule mit in das Leben genommen werden. Noch eine Bemerkung, die sich auf das rein Aesthetische bezieht, gehört hierher. Wie viele herrliche Dichtungen stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Charakter und Leben, den Schicksalen und Irrfahrten des betreffenden Dichters! Ich erinnere nur an Goethe's Dichtungen, die er selbst eine Generalbeicht nannte, oder an Chamisso's „Schlemihl", dessen hoher poetischer Werth nur dem sich enthüllt, der Chamisso's eigenthümliches Lebensschicksal kennt. Es ist dieß Moment um so mehr zu betonen, als „der Dichter", wie Goethe sagt, „keinen bessern Lehrer haben kann, als den ächten Naturgrund eines Menschenlebens". — Wenn nun schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus die Literaturgeschichte wichtig und nothwendig erscheint, wie viel mehr vom moralisch-religiösen Standpunkte aus. Wer kann es nämlich in Abrede stellen, daß auch die verderbte Sinnlichkeit, sowie der freche Spott über das Heilige im Festkleide der poetischen Kunst einherstolziren, daß nicht bloß Wieland und Heine, sondern noch viele andere Dichter durch ihre Dichtungen wahre Verführer geworden sind? Eben darum erwächst für die Literaturgeschichte noch der weitere Beruf, ein schützender, warnender Führer, ein Mentor zu sein. — Zu dem ästhetischen und moralischen Moment legt sich noch ein patriotisches zu Gunsten des besprochenen Lehrgegenstandes in die Wagschale. Die Literaturgeschichte ist nämlich gleichsam eine Ruhmeshalle deutscher Dichtkunst. Wenn irgendwo das Nationalgefühl genährt und entflammt werden kann, so ist es in dieser Walhalla. Den Reich-

thum, die universale Gestalt unserer poetischen Literatur haben wir schon oben berührt. Fügen wir noch bei: Welches Volk, außer dem deutschen, kann sich rühmen, daß bei ihm die Sonne ächter Poesie zweimal bis nahe zum Zenith emporstieg! Da sich das deutsche Nationalgefühl gewiß keines zu üppigen Wachsthums erfreut, so wird man das eben Gesagte nicht geringschätzen dürfen. Von ganzem Herzen stimme ich jedoch Dem bei, daß die Literaturgeschichte nicht zum Paradepferd eines Lehrers oder einer Schule werden dürfe; ebenso, daß die Menge der geringern Dichter und der Dichterlinge draußen bleiben soll. Darum habe ich mir bei Abfassung dieses Buches den Fürsten der Kritik (Lessing) zum Vorbild genommen und habe es mit der Geschichte der Poesie gehalten, wie es Jener mit der Kritik hielt (siehe S. 315). Ja, ich hätte die Dichterschaar noch mehr gelichtet, wenn ich das Buch bloß für die Schule geschrieben hätte.

Was für Studien ich gemacht, welche Bücher ich, studirend oder citirend, benützt habe, weisen die vielen Citate aus. Diese werden nebstdem, daß sie eine Blumenlese aus den besten Literaturgeschichten bilden, auch noch den Nutzen haben, daß die lernende Jugend nicht so leicht sich selbst überhebt. Wo aber bei citirten Stellen kein Name beigefügt ist, da sind es Worte des besprochenen Dichters selbst. Bei der Inhaltsangabe sind solche angeführten Stellen natürlich aus der Dichtung entnommen.

Hier ist nun aber auch der Ort, wo ich eine Pflicht zu erfüllen habe, die Pflicht der Dankbarkeit. Ich schulde diese dem Herrn Professor Schlegel [1] am hiesigen Lyceum. Ihm spreche ich also hier öffentlich den innigsten Dank dafür aus, daß er so bereitwillig das Manuscript durchlas und kritisirte, daß er mir Winke und Rathschläge bester Art ertheilte. Und nun schließe ich in dem Bewußtsein, aus Liebe zur Jugend das Buch begonnen, in dieser Liebe es fortgeführt und vollendet zu haben. Der Himmel gebe seinen Segen dazu!" So weit die Vorrede der ersten Auflage.

Der Himmel gab in der That seinen Segen. Denn binnen Jahresfrist war die erste Auflage vergriffen. Trotz dieses Erfolges arbeitete ich die erste Auflage gänzlich um (besonders durch eine neue Eintheilung auf Grund der Entwicklung der Poesie selbst), erweiterte Vieles, nahm die neueste Poesie auf, besprach in kurzen Anmerkungen die berühmtesten Dichter des Auslandes. Das Buch ist dadurch, wie eine gewichtige Stimme (Lit. Handw.) anerkannte, viel gründlicher und übersichtlicher

---

[1] Verfasser der Schrift: Die neuere Romantik in ihrem Entstehen und ihre Beziehungen zur Fichte'schen Philosophie. — Programm-Beilagen pro 1862, 1863 und 1864. — Derselbe ist seitdem Director eines Pro-Gymnasiums geworden.

geworden, freilich auch umfangreicher. In der dritten und in dieser vierten Auflage ist der kritische Text so ziemlich unverändert geblieben. Natürlich, einzelne Verbesserungen wurden in beiden Auflagen vorgenommen, ebenso wurden Dichter neuester Zeit eingereiht. Die gleichsam als Vorschule vorangestellte Poetik wurde erstmals der dritten Auflage beigegeben. Ich mache die jungen Leute, welche dichterischen Drang in sich verspüren, besonders auf die Tabelle über das sogenannte Silbenmaß aufmerksam; sie ist die Frucht eingehender Studien und wird den angehenden Dichter vor vielen Formfehlern bewahren, in die leider selbst manche sonst geschätzte Dichter gefallen sind.

Was die Ansicht betrifft, das Buch sei mehr für Selbstbelehrung als für die Schule, so gebe ich zu, daß es sich für Zöglinge von 13 bis 15 Jahren nicht wohl als Schulbuch eigne, allein für im Alter und Wissen Vorangeschrittenere dürfte es sich doch als solches gebrauchen lassen, denn ich habe es methodisch so eingerichtet, daß eine Menge Paragraphen in der Schule geradezu ausgelassen werden können, ohne daß in dem Gesammtbild, welches den Schülern von der Entwicklung der deutschen Poesie eingeprägt werden soll, Lücken entstehen. Solche Paragraphen habe ich im Inhaltsregister (und, weil ich den einzelnen Lehrern und Lehrerinnen nicht allzusehr vorgreifen wollte, nur in diesem) mit einem Sternlein bezeichnet. Ferner ist der biographische oder kritische Text innerhalb der durchzunehmenden Paragraphen vielfach durch kleingedruckte Partien erweitert, welche in der Schule gleichfalls hinwegfallen können, ohne fühlbare Lücken zu erzeugen. Ja selbst eine Menge großgedruckter, besonders numerirter Absätze innerhalb solcher für die Schule passender Paragraphen können bei zu jugendlichen oder weniger befähigten Schülern übergangen werden. Auszulassende Paragraphen oder Einzelabsätze müssen dann die Zöglinge selbst irgendwie bezeichnen, so daß es keine Verwirrung gibt. — Was die Proben betrifft, so nahm ich auch dieses Mal keine von Schiller auf. Es gibt eine Auswahl von Schillers Gedichten für die Jugend (Stuttgart, bei Cotta erschienen), die ganz wohlfeil ist; meine Schülerinnen mußten sie kaufen.

Schließlich glaube ich manchen Freunden des Buches hier mittheilen zu müssen, daß ich, nun nach Konstanz versetzt, nicht mehr Literaturgeschichte zu dociren, sondern mehr nur als Seelsorger zu wirken habe. Die herrliche Seegegend im Verein mit der nachbarlichen Alpenwelt werden aber, denke ich, die Liebe und den Sinn für Poesie doch so weit in mir wach halten, daß ich auch fernerhin diesem Buche ein fürsorgender Vater bleibe.

Konstanz, Juni 1874.

Der Verfasser.

Poetik.

§ 1. Allgemeines.

Die Poesie oder Dichtkunst gehört zu den sogenannten schönen Künsten. Sie hat also gleichfalls die Aufgabe, das Schöne darzustellen und so dem Menschen jenen hohen geistigen Genuß zu verschaffen, den die Anschauung des wahrhaft Schönen gewährt.

1. Das Wort Poesie (ποίησις) stammt von einem griechischen Zeitwort (ποιεῖν), welches soviel heißt als: schaffen, bilden, hervorbringen. Es wird aber das Wort „Poesie“ in einem vierfachen Sinne gebraucht: 1) für die schöne Kunst überhaupt; 2) für die Dichtkunst insbesondere; 3) für die Werke der Dichtkunst (Dichtungen); 4) für die der Dichtkunst eigenthümliche Sprache in Versen.

2. Das deutsche Wort dichten kommt, wie Grimm und Mone meinen, vom lateinischen dictare (dictiren). Die Sänger des Mittelalters, meist des Schreibens unkundig, mußten ihre im Geiste ersonnenen Gedichte dictiren.

3. Außer der Dichtkunst zählt man zu den schönen Künsten noch: die Architektur oder Baukunst; die Sculptur oder Bildhauerei; die Malerei und die Tonkunst. Manche rechnen noch die Mimik oder Geberdenkunst (Pantomimik, Kunstreiterei, Tanzkunst) hinzu, die zwar am wenigsten selbständig ausgebildet ist, aber in Verbindung mit Poesie als Schauspielkunst künstlerische Leistungen ersten Ranges hervorbringen kann.

4. Die Griechen dachten sich göttliche Beschützerinnen der schönen Künste — und der Wissenschaften —, und nannten sie Musen. Nach Vieler Glauben bewohnten sie den Berg Parnaß, nach Anderen den Helikon, wo sich eine Quelle, Hyppokrene, welche durch den Huf des geflügelten Rosses Pegasus aus dem Felsen gestampft wurde, befindet. Sie waren die folgenden: Clio (die Verkünderin), die Muse der Weltgeschichte; Euterpe (die Erfreuerin), die Muse der Tonkunst; Polyhymnia (die Liederreiche), die Muse der lyrischen Dichtkunst; Melpomĕne (die Singende), die Muse des Trauerspiels; Thalīa (die Blühende), die Muse des Lustspiels; Terpsichŏre (die Tanzfrohe), die Muse der Tanzkunst; Erăto (die Liebliche), die Erfinderin der Liebesdichtung; Urania (die Himmlische), die Muse der Sternkunde und der Mathematik; Calliŏpe (die Schönstimmige), die Muse des Heldenepos und der Redekunst.

5. Die vorhin aufgeführten schönen Künste sind eigentlich nur die schaffenden, nicht zu verwechseln mit den sogenannten ausübenden schönen Künsten. Diese letzteren bethätigen sich bloß in der Ausführung der von den schaffenden Künstlern geschaffenen Kunstwerke. So führen z. B. die Musiker und Theatersänger die von einem Tonkünstler componirte Oper aus, so der Bauunternehmer nebst seinen Bauarbeitern den vom Architekten zu Papier gebrachten Entwurf eines Domes, so der Erzgießer den Guß nach dem Thonmodell u. s. w.

6. Außer den schönen Künsten spricht man noch von der Staatskunst, Redekunst, Heilkunst, Erziehungskunst u. s. w. und faßt diese sammt den schönen Künsten unter dem Namen — freie Künste zusammen, zum Unterschiede von den mechanischen (die äußeren leiblichen Bedürfnisse des Menschen befriedigenden) Künsten, den Handwerken.

2) Worin besteht nun aber das Schöne? Woran erkennt man das wahre, ächte Kunstwerk? Das sind schwierige Fragen. Seit Plato (ungefähr 400 v. Chr.) bis auf unsere Tage sind zahlreiche Bände über die Schönheit geschrieben worden, und noch heute sind die Gelehrten der verschiedensten Ansicht. Die meisten leiten jedoch die Antwort vom Worte schön ab, das von scheinen (schimmern) kommt. Und sie sagen: das Schöne ist das Hindurchscheinen des Uebersinnlichen durch das Sinnliche. So ist z. B. die Andacht an und für sich etwas Uebersinnliches. Wenn nun aber der Maler oder der Bildhauer eine in's Gebet versunkene Gestalt so in Farben oder in Marmor darstellt, daß man beim Anblick derselben die Andacht gleichsam selber schaut, so ist das ein schönes Werk, ein Kunstwerk. Oder: die Freundestreue ist an und für sich nicht sinnlich wahrnehmbar. Wenn wir aber Schillers wahrhaft schöne Ballade: „Die Bürgschaft" lesen oder gut vortragen hören, so wird die Freundestreue so zu sagen leibhaftig vor unserem Geiste stehen.

Das Uebersinnliche im Kunstwerke darf aber natürlich weder ein unsittlicher Gedanke, noch eine Lüge sein. Es darf also der Künstler nicht ein Werk schaffen, durch das z. B. der Gedanke hindurchschimmert: „Süß ist die Rache", oder: „Der Selbstmord ist Heldenthat und Seelengröße". Freilich macht auch der schönste und erhabenste Gedanke für sich allein noch kein Kunstwerk. Die Form muß eben auch dazu passen; eine Engelsgestalt z. B. wäre noch kein Kunstwerk, wenn sie ohne die Flügel etwa höchstens einen gutmüthigen Jüngling vorstellen würde. — Darum sagt Geibel eben so kurz wie treffend:

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle."

3) Die Dichtkunst unterscheidet sich nun von den andern schönen Künsten dadurch, daß sie mittelst der Sprache das Schöne darstellt, während es die übrigen mittelst des Steines, des Holzes, oder der Töne, oder der Farben, oder der menschlichen Muskeln und Glieder (Mimik) darstellen.

4) Aber auch die sogenannte Prosa (die Werke der Wissenschaft und Beredtsamkeit, ferner alle Arten von Aufsätzen, Briefe u. s. w. umfassend) bedient sich der Sprache, weßhalb die Frage entsteht: Wie unterscheiden sich Poesie und Prosa? Der Unterschied zeigt sich nun im Zwecke und in der Form.

a. Die Poesie hat ihren Zweck in sich, sie will durch sich Freude, geistiges Wohlgefallen bereiten, weiter sucht sie nichts; sie dient eben dem Schönen. Die Prosa hingegen hat ihren Zweck außer sich, sie bezweckt Belehrung des Verstandes, Lenkung des Willens, Ueberzeugung des Geistes und des Herzens, Verscheuchung der Langeweile, Benachrichtigung u. s. w. Der Geschichtsschreiber z. B. ist nicht befriedigt, wenn seine Leser sagen: das Buch ist schön geschrieben, aber es ist voll Unwahrheit. Ebensowenig ist der Redner zufrieden, wenn es heißt: der Redner sprach gut, aber ich glaub' und folg' ihm doch nicht. Kurz: die Prosa dient dem Guten und Wahren.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Poesie nicht auch eine Wirkung auf das Herz und den Verstand ausüben könne; im Gegentheil: das wahrhaft Schöne hat sittlich läuternde Kraft und drängt auch häufig den Verstand zur Annahme dieser oder jener Wahrheit. Nur ist solche Wirkung nicht der eigentliche, wenigstens nicht der nächste und unmittelbare Zweck der Poesie. Die Alten haben nämlich mit der schönen Kunst (also auch mit der Poesie) stets noch einen entfernteren, mittelbaren Zweck — sittlicher Art — verbunden, und auch neuere Aesthetiker lehren Aehnliches, daß nämlich als zweiter Zweck die Verherrlichung Gottes und die sittliche Hebung und Veredlung des menschlichen Herzens zu gelten habe. Vgl. Grundriß der Aesthetik von Dr. Stöckl, Seite 22 ff.

b. Aber auch in der Form zeigt sich der Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Die Poesie hat eine eigene Sprache, die höher, schwunghafter und edler ist, als die Sprache des täglichen Lebens, und selbst in ihren kleinsten Theilen die Phantasie erregt und thätig erhält (während die Sprache der Wissenschaft mehr auf den Verstand, die der Beredtsamkeit mehr auf den Willen berechnet ist).

„Durch diese beiden allgemeinen Bestimmungen ist zunächst negativ alles Unedle, Niedrige und Gewöhnliche des Ausdruckes aus der dichterischen Sprache verwiesen und alles wissenschaftlich Abhandelnde oder Zergliedernde ausgeschieden, welches durch abstracte Wörter und beschränkende Satzfügungen Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufstellt; ferner aber positiv auf der einen Seite Adel, Innigkeit und Schwung, auf der andern Seite sinnliche oder plastische Bildlichkeit des Ausdruckes gefordert, durch welche der Zuhörer oder Leser nicht zum Denken und Begreifen, sondern zum Fühlen und Schauen veranlaßt wird." (Oesterley.)

5) Nicht bei aller Poesie, aber doch bei vielen und den schönsten Werken derselben kommt noch ein Unterschied dazu: die Sprache in Versen oder die gebundene (auch rhythmische) Redeweise. Die Poesie braucht nicht nothwendig in Versen aufzutreten, freilich aber strahlt sie herrlicher darin: die gebundene Redeweise ist sozusagen das Sonntagskleid der Poesie. Wenn die Prosa in Versen auftritt, so ist das nur ein Mißbrauch. Das Wort Prosa wird oft für die ungebundene Redeweise gebraucht.

6) Dieser Abriß nun wird das Wichtigste aus der Poetik (d. i. der

Lehre von der Dichtkunst) bringen und demgemäß folgende Abschnitte umfassen:

I. Von der dichterischen Sprache überhaupt oder von den Mitteln, die Sprache fesselnd, anschaulich und lebendig zu machen.
II. Vom Versbau oder der Metrik.
III. Vom Reim oder Gleichklang.
IV. Von den strophischen und Gedicht-Formen.
V. Von den Dichtungsarten.

Erster Abschnitt.

Von der dichterischen Sprache überhaupt.

§ 2. Rhetorische Redefiguren.

1) Wir verstehen darunter jene Redewendungen, durch welche die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers besonders geweckt und erhöht wird. Wir nennen sie rhetorisch, weil sie der Redner noch mehr als der Dichter anwendet. Alle erkennt man an der außergewöhnlichen Ausdrucks- und Satzbildungsweise. Wir zählen sie im Folgenden auf.

2) Die Wortversetzung (Inversion) stellt ein Wort oder einen Satz gegen die Regeln der Satzlehre. Im Wortversetzen kann man aber sehr leicht die Sprache unschön machen.

„Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend.“ Platen.

„Aber, nachdem er geküßt sein Kind und gewiegt in den Armen,
Rief er empor, laut betend, zu Zeus und den übrigen Göttern.“ Homer (Ilias).

Vgl. auch Klopstocks Ode: „Die Frühlingsfeier“, S. 293; deßgleichen Schillers „Ring des Polykrates“, Str. 5; die letzte Strophe der „Glocke“.

3) Die Verschweigung (Reticentia) dient dazu, das heftig aufgeregte Gefühl zu kennzeichnen. Sie ist doppelter Art:

a. Die Auslassung (Ellipse), welche bloß einzelne zum vollständigen Satze gehörende Worte wegläßt.

„Hier muß ich liegen bleiben. Meine Glieder (sind) wie abgeschlagen, meine Zunge (ist) trocken, wie eine Scherbe.“ Schiller.

„Und wenn ihr die Geschlechter beide fragt:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Goethe.

„O Gott, nur noch einen schwachen Händedruck, nur ein segnendes Wort von meinem Vater!“

b. Die Abbrechung (Aposiopese), welche den begonnenen Satz plötzlich abbricht, um einen wichtigeren zu beginnen.

„Die Ringe — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.“ Lessing (Nathan).

4) Die Häufung der Bindewörter (Polysyndese), namentlich des „Und“.

„Und es wallet und siedet“ u. s. w. Vgl. den „Taucher“ von Schiller.

„Dann wird ein Tag sein, den werd' ich aufersteh'n!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du aufersteh'n:
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen.“ Klopstock.

Vgl. auch „Erlkönig“ von Goethe S. 351, Str. 5.

5) Die Auslassung der Bindewörter (Asyndese), namentlich des „Und“.

„(Und) er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz.“ Schiller (Ritter Toggenburg).

Vgl. auch Goethe's „Sänger“ S. 355, Str. 1; ebenso die Schilderung der Feuersbrunst in Schillers „Glocke“.

6) Die Wiederholung (Repetition, Anaphora, Epiphora) läßt dieselben Wörter und Ausdrücke mehrmals wiederkehren.

a. Wortwiederholung (Epizeuxis und Annomination).

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du
Mein Staub, nach kurzer Ruh.“ Klopstock.

„Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.“ Schiller (Taucher).

Suche andere Beispiele in Bürgers „Lenore“ S. 310.

b. Wiederholung des Anfangs (Anaphora).

„Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.“ Bürger.

c. Wiederholung des Schlusses (Epiphora).

„Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erden Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!“ Ramler (Tod Jesu).

d. Die Wiederholung der Anfangsworte am Schlusse (Epanalepsis).

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!“ Schiller.

7) Die Einschaltung (Parenthese) durchbricht einen Gedanken und schiebt in die Lücke einen zweiten, so daß beide Gedanken hervorgehoben werden.

„Dich lieb' ich innig, dich lieb' ich heiß,
Mein goldgelockter Knabe:
Und doch — der ewige Gott verzeih's! —
Ich wollte, du läg'st im Grabe!“ Ad. Schults.

8) Die Frage, welche keine Antwort erwartet. Sie ist bald bejahend, bald verneinend.

„Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?“ Uhland.

9) Redefiguren mit Hülfe des Gegensatzes:

a. Die Entgegensetzung (Kontrast oder Antitheton) stellt zwei sehr verschiedene oder ganz entgegengesetzte Gedanken neben einander.

„Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee,
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See:
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur,
Dir malt die Kunst den Frühling, mir malt ihn die Natur.“ Ewald.

„Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“ Schiller.

„Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen;
Götter — wenn wir liebend uns umfassen.“ Schiller.

b. Der Gegensatz (Antithese) verbindet entgegengesetzte Begriffe zu einem Begriff oder Gedanken. Im ersten Fall heißt der Gegensatz auch das Paradoxon (z. B. der schmerzliche Genuß; der süße Schmerz). Eine berühmte Redeform der Theaterdichtung — das Wortgefecht (Stichiometrie) genannt — ist nichts Anderes, als eine Reihe solcher Antithesen. Vgl. S. 202.

„Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord.“ Schiller (Maria Stuart).

10) Die Uebertreibung (Hyperbel) vergrößert oder verkleinert eine Sache übermäßig. Vgl. den Dialog S. 204.

„Ich fühle eine Armee in meiner Faust.“ Schiller (Räuber).

„Seid umschlungen, Millionen, einen Kuß der ganzen Welt!“ Schiller.

„Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken." Kleist.

Nimmermann: Faßbinder, bindet wieder mir ein Tintenfaß,
Meins ist vor Schmerz zersprungen! Meine Thräne fließt!
Platen (Der romantische Oedipus).

„Dieß Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dieß Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben." Schiller.

Vgl. den Dialog S. 202, ferner die Proben von Lohenstein S. 223 ff.

11) Die Steigerung (Gradation, Klimax) läßt verschiedene Begriffe oder Aussagen stufenmäßig aufeinander folgen.

a. Entweder aufwärts vom Geringeren zum Größeren:

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang." Herder. Vgl. S. 335.

b. oder abwärts vom Größeren zum Geringeren:

„Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte, nur durch Eine Tugend."
Engel.

12) Die Redeweise in der gegenwärtigen Zeit (Präsenzrede), obgleich man vom Vergangenen spricht.

Suche Beispiele in der Romanze aus dem „Cid", S. 339.

13) Die pathetischen Figuren, d. h. Ausdrücke heftiger Gefühle, wie der Ausruf, der Wunsch, der Schwur, die Verschwörung, die Verwünschung.

„O Jammer! immer steigt er näher heran, der Tod!
O Gott, dort wälzt sich's her!
Wie fürchterlich!" Gessner.

„Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Schiller.

„Daß du statt Hosianna den Fluch des Ewigen hörtest!
Daß die Stimme des Donners dir im bebenden Ohre
Statt des Triumphtons erschalle." Klopstock.

14) Die Apostrophe besteht in einer plötzlichen Anrede einer abwesenden Person oder eines leblosen Gegenstandes. Im letzteren Falle ist sie zugleich Personification (vgl. § 5, 4).

„Karl, Karl! Du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und dein Europa läg' zu meinen Füßen!" Körner (Zriny).

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna sagt euch ewig Lebewohl." Schiller.

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan." Schiller (Maria Stuart).

§ 3. Malerische Redefiguren.

(Malerische Satztheile und Wortarten.)

1) Das Hauptwort für sich allein genügt nur selten dem Dichter. Er liebt eine malerische Beifügung. So sagt Homer „die weithinschattende Lanze" und bewirkt dadurch, daß wir uns die Länge des Lanzenschaftes vergegenwärtigen, und daß wir sie den langgestreckten Schatten werfen sehen. Sagt der Dichter „der gestirnte Himmel", so steht sofort der nächtliche Sternenhimmel vor unseres Geistes Auge.

2) Diese Beifügung ist in der Regel ein Beiwort und heißt dann das schmückende oder ästhetische Beiwort (Epitheton ornans); es können auch zwei (aber nicht mehr) Beiwörter den Dienst thun, welche dann gern in eines zusammengezogen werden, z. B. blondlockig, lilienweiß. — Auch ein Hauptwort kann als malerische Beifügung zum ersten Hauptwort hinzutreten, z. B. der Schatten des Waldes, die Fluth des Meeres.

3) Der Dichter liebt es auch, das Hauptwort und sein malerisches Beifügewort in ein (zusammengesetztes) Wort zu verschmelzen, z. B. Waldesdunkel = dunkler Wald, Riesenfichte = riesige Fichte, Waldeinsamkeit = Einsamkeit im Walde.

Ueberhaupt hat der Dichter hinsichtlich der Wortzusammensetzung viel mehr Freiheit, als der Prosaiker. So sagt z. B. Goethe „Flügelflatterschlagen" statt „flatterndes Zusammenschlagen der Flügel", „Säuselschweben" statt „säuselndes Dahinschweben". — Sehr lange Wortcompositionen sind von komischer Wirkung und werden daher im Lustspiel verwendet, z. B. von Platen (in seinem „Romantischen Oedipus" spricht er einmal von einem „Vorzeitsfamilienmordgemälde" 2c.).

4) Viel hängt von der richtigen Wahl des Zeitwortes ab. Der Dichter wählt am liebsten jene aus,

a. welche ein sinnlich wahrnehmbares Thun, Wandeln, Bewegen (nicht ein bloßes ruhiges Beharren oder Dasein) bezeichnen. So sagt z. B. Goethe: „Es schimmert das Gemach und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an", während der Prosaiker vielleicht sagen würde: „Dort ist ein prachtvolles Gemach, in welchem Marmorbilder aufgestellt sind";

b. welche durch ihren Klang das nachahmen, was sie bedeuten (Onomatopöie = Nachahmung von Naturlauten).

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor." Voss.

„Da pfeift es und geigt es, und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt."
Goethe (Hochzeitlied).

Vgl. auch: S. 225, ferner Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" und Goethe's Schilderung des Bergwaldes in der „Walpurgisnacht", ebenso „Die Heinzelmännchen" S. 578.

5) Dem Zeitwort fügt der Dichter sehr gern das Umstandswort bei, z. B. „Stolz schritt der Held einher".

§ 4. Malerische Redefiguren (Fortsetzung).

(Die eigentlichen Tropen.)

1) Unter Tropen (von dem griechischen τρόπος, τροπή = Vertauschung) versteht man streng genommen nur jene Redefiguren, bei welchen eine Vertauschung von verwandten Vorstellungen stattfindet.

1. Verwandt (d. h. für die Phantasie) können Begriffe (oder Vorstellungen) sein:

a. wegen ihrer Aehnlichkeit (Metapher, Allegorie, Gleichniß, viele Personificationen), oder

b. wegen der räumlichen Nähe der Beziehungen (Synekdoche), welche also durch die unmittelbare Anschauung wahrgenommen werden kann, oder

c. wegen der logischen und grammatikalischen Nähe der Beziehungen (Metonymie), welche zu ihrer Wahrnehmung der Reflexion bedarf.

2. Viele Schriftsteller rechnen zu den Tropen noch die im nächsten Paragraph aufgezählten malerischen Figuren, wenigstens die meisten derselben. Wir unterscheiden aber der Klarheit halber zwischen den Tropen, die es der Bedeutung des Wortes nach wirklich sind (eigentliche Tropen), und denjenigen, welche mehr nur herkömmlich so genannt werden (uneigentliche Tropen).

3. Viele Schriftsteller theilen sämmtliche Redefiguren in Tropen und Figuren im engeren Sinne des Wortes ein. Aber es herrscht zu wenig Klarheit und Einigkeit hinsichtlich dieser Klassificirung, darum schlugen wir einen anderen Weg ein.

2) Die Metapher (μεταφορά = Uebertragung) setzt statt des gemeinten Gegenstandes (oder einer Thätigkeit, Eigenschaft) etwas

Aehnliches (Bild). Beispiele: das lachende Thal; das geschwätzige Bächlein; der scherzende Wind; die Ernte des Fleißes; die Blüthe des Lebens; der Zahn der Zeit; der Donner rollt; die Klippe umschiffen; Nero, der Tiger. Man sieht hieraus, daß die Metapher häufig ein sogenanntes „schmückendes Beiwort" ist, ebenso, daß sie häufig zugleich eine Personification ist (vgl. § 5).

. . . . „Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge." Goethe (Tasso).

„Was die Ameise Vernunft in Jahren zu Haufen schleppt,
Jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen." Schiller.

„O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reichstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen;
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht." Schiller.

In mancher Poetik rechnet man auch jene Gleichnisse (vgl. § 5) zu den Metaphern, in denen das Bild als Apposition oder durch „ist" neben den gemeinten Gegenstand gestellt ist.

3) Die Allegorie ist nur eine ausführliche Metapher: der ganze Gedanke ist mit einem ähnlichen vertauscht. Die Metapher verhält sich also zur Allegorie, wie die Knospe zur entfalteten Blume. Der verglichene Gegenstand ist in der Allegorie schon mehr räthselhaft verborgen, als in der Metapher. Sehr viele Personificationen sind zugleich Allegorien (vgl. § 5, 4).

a. Kürzere Allegorien:

„Bei einem Wirthe" u. s. w. (Vgl. Uhlands „Einkehr" S. 466.)

„Leise zieht" u. s. w. (Vgl. Heine S. 535.)

„Zwei Rosen im schönsten Schmucke
Des Frühlings sanken hier ein;
Einst werden sie wieder blühen,
Dann wird es auf ewig sein."

(Grabschrift für zwei jugendliche, in einem Grabe ruhende Schwestern.)

Vgl. auch „Mahomets Gesang" S. 356.

b. Längere (durch ein ganzes Gedicht sich hindurchziehende) Allegorien:

Die Geschichte von den drei Ringen, von Lessing. S. 320.

Das Kind der Sorge, von Herder.

Das Mädchen aus der Fremde, von Schiller.

Anm. Manche verstehen unter Allegorie nur eine durchgeführte Personification (vgl. § 5, 4).

4) Die Synekdoche (Mitverstehen) setzt:

a. den Theil für das Ganze, z. B. Mast, Kiel, Segel für Schiff.

„Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach." Schiller.

„Schnell ist des Schwertes Schneide bloß." Schiller.

b. Das Einzelwesen für die Gattung:

„Der Mensch ist Staub."

Vgl. auch „Der Reiter und der Bodensee" von Schwab, S. 475.

c. Die bestimmte Zahl für die unbestimmte, die Einzahl für die Mehrzahl:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz." Schiller.

d. Das Substantiv für das Adjectiv:

„Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt." Schiller.

5) Die Metonymie (Umnennung) setzt:

a. Die Ursache für die Wirkung und umgekehrt:

Der Schweiß des Landmannes ernährt uns; Freude sprudelt in Pokalen; die Wolken träufeln Segen; Ceres und Bacchus für Getreide und Wein.

Graues Haupt = Greisenalter; der bleiche Tod = der Tod, welcher das Bleichsein bewirkt; schwindelnde Höhe = Höhe, welche Schwindel erregt.

b. Den Stoff für die daraus verfertigte Sache:

„Es blinkt der Stahl im Mondenstrahl." Uhland.

„Im Golde perlet der herrliche Wein."

c. Den Ort für das darin Befindliche:

Die ganze Stadt zog ihm entgegen. Der Himmel hört mich. Ganz Deutschland soll frohlocken. Ganz Europa bebt.

d. Die Zeit für die in ihr Lebenden, oder das in ihr Vorgehende:

„So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken." Schiller.

Das heroische Zeitalter; die klassische Zeit.

e. Das Zeichen für die bezeichnete Sache und umgekehrt (Lorbeer für Sieg, Krone für Herrschaft):

„So weit das Scepter meines Vaters reicht.“ Schiller.

„Er trägt den Sieg an seiner Stirne.“

f. Die Eigenschaft für den betreffenden Gegenstand:

„Die Stimme der Freude“, statt „die Stimme froher Menschen“; die Klage der Schwermuth; die weinende Unschuld.

„Es blickt lachend das Blaue herein.“ Schiller.

g. Sinnliches (Concretes) für Unsinnliches (Abstractes) und umgekehrt:

„Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer.“ Schiller.

„Ich habe geklopft an des Reichthums Haus.“ Rückert.

§ 5. Malerische Redefiguren (Schluß).

(Die uneigentlichen Tropen.)

1) Die Ironie sagt das Gegentheil von dem Gemeinten, meist mit der Absicht, zu verspotten. Dieß ist z. B. der Fall, wenn man einen Schwächling einen Herkules, einen schlechten Redner einen Cicero, einen Feigling einen wahren Hannibal nennt. Arten der Ironie sind: die beißende Verspottung und der Sarkasmus (bitterer Spott selbst gegen einen Unglücklichen).

„Man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boleyn das Schaffot bestiegen.“ Schiller.

2) Die Umschreibung (Periphrase) nennt den eigentlichen Gegenstand nicht, führt aber statt dessen einzelne Eigenschaften recht anschaulich vor. So sind z. B. kürzere Periphrasen: der Traube goldenes Blut; die Kinder des Frühlings; die Stunde, vor welcher auch Helden zittern. Beispiele von längeren Strophen:

„Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh' hin! du sollst auf Erden für mich zeugen.“
Schiller (Jungfrau von Orleans).

„— — Da that ein Knecht mit knechtischer Seele
Eine That, die niedrig genug war, Unmenschlichkeiten
Anzukündigen.“ Klopstock (Messias VI. Gesang).

3) Die Zergliederung (Distribution oder Individualisirung) zergliedert einen Begriff (oder Gedanken) recht lebhaft und an=

schaulich in seine Einzelheiten. Bisweilen verschweigt sie den zergliederten Begriff (oder Gedanken) und ist dann leicht mit der Umschreibung zu verwechseln.

„Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Fortfährt, wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt und mit sehendem Aug' auf den leitenden Vater
Staunend blickt, wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt und die Stimme der Braut und die weinende Mutter
Und das feiernde Chor und die Hallelujahgesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergeh'n, gegen uns zeugen,
Ach gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlich zürnend auf uns herblicken, ihr Grab uns zeigen
Und mit jenem Gericht uns drohen, vor dem sie schon waren" u. s. w.
Klopstock (Messias IV. Gesang).

Siehe auch den Anfang von Mignons Lied: „Kennst du das Land" u. s. w., Seite 355.

4) Die Personification stellt das Leblose, Unpersönliche als lebend, handelnd, redend, fühlend, kurz als persönlich dar. Viele Personificationen sind zugleich Metaphern, schmückende Beiwörter, oder auch Apostrophen.

a. Blumen, Thiere u. s. w. sind personificirt:

„Wie die jungen Blüthen leise träumen
In der stillen Mitternacht!
Schüchtern spielt der Mondschein in den Bäumen,
Daß die Blüthe nicht erwacht." Hoffmann.

Vergleiche ferner die Gedichte Hebels S. 494 ff. und „Die Lerche" von A. von Droste-Hülshoff S. 666.

b. Unsinnliche (abstracte) Begriffe (z. B. Tugend, Furcht, Poesie, Wahrheit, Weisheit, Glaube, Hoffnung, Liebe u. s. w.) sind personificirt. Man nennt dieß gewöhnlich die allegorische Personification, besonders wenn sie durchgeführt ist.

„O darum ist der Lenz so schön,
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiter zieht." Geibel.

Andere Beispiele sind die oben (§ 4, 3) als ausgeführte Allegorien angeführten.

c. Naturgegenstände, unsinnliche Begriffe (Naturkräfte, Ideen) werden als mythologische Persönlichkeiten dargestellt; z. B. Zeus = Himmel, Minerva = Weisheit, Muse = Dichtkunst. Naturkräfte erscheinen so als Elfen, Riesen, Zwerge, Feen, Nixen. Diese Figur heißt auch mythologische Personification.

„Aus der Ströme blauem Schiller lacht der unbewölkte Zeus." Schiller.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!" Wieland (Oberon).

5) Das Gleichniß (Vergleichung) stellt neben den gemeinten Gegenstand einen zweiten ihm ähnlichen (während die Metapher statt des Gemeinten etwas Aehnliches setzt).

„Dem Wurme gleich' ich, der im Staube kriecht." Goethe.

„Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
Sowie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben." Lenau.

„So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höh',
Als meine Gedanken sind." Eichendorff.

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit." Logau.

„Der Leib, das Haus, worin der Geist
Geherbergt so viel Jahre,
Der über Land und Meer gereist,
Liegt auf der Todtenbahre." Gryphius.

Anm. Die Beispiele von der Art (4 und 5) werden häufig zu den Metaphern gezählt (vgl. oben § 4, 2).

Zweiter Abschnitt.

Vom Versbau oder der Metrik.

§ 6. Von den Aussprachsilben.

1) Was die Bausteine für den Bau eines Hauses, das sind die Aussprachsilben (die einsilbigen Wörter mit eingerechnet) für den Versbau. Dort wie hier bedarf es einer planmäßigen Auswahl des Baustoffes, soll etwas Schönes zu Stande kommen.

Wir sagen Aussprachsilben, weil nicht sowohl die nach ihrer sprachlichen Art und Abstammung unterschiedenen, als vielmehr die beim Sprechen und Lesen dem Ohre bemerkbaren Worttheile und einsilbigen Wörter das Material für den Versbau bilden.

2) Bei der Auswahl der Bausteine entscheidet hauptsächlich das Auge, bei der Auswahl der Silben zum Versbau entscheidet jedoch das Ohr. Also auf den Eindruck kommt es an, den eine Silbe beim Sprechen oder Lesen auf das Ohr macht.

„Wenn man still für sich liest, so bestehen zwar während dessen Ton und Tonmaß der gelesenen Silben nur in unserer Idee; allein die Verhältnisse des Tones bleiben doch dieselben, wenn wir nur nicht unrichtig im Geiste betonen.“ (Kleinpaul.)

3) Das Ohr unterscheidet nun beim Aussprechen einer Silbe vorzüglich zweierlei Eindrücke:

a. Die Tondauer oder Währung (Quantität), d. h. die Zeit, welche man braucht, um eine Silbe aussprechen zu können. Insofern unterscheidet man lange (—), kurze (◡) und mittelzeitige (⏓) Silben.

b. Die Tonstärke oder Betonung (Accent), d. i. der Nachdruck, mit dem eine Silbe gesprochen wird. Insofern unterscheidet man schwere (oder starkbetonte), leichte (oder schwachbetonte, auch tonlose) und mittelschwere (oder mitteltonige).

Strenggenommen gibt es in der deutschen Sprache nicht bloß zwei oder drei Tongrade, sondern wenigstens sechserlei lassen sich vom Ohre noch ziemlich deutlich unterscheiden. (Aehnlich unterscheidet man in der Musik die fünf Grade: ff., f., mf., p., pp.) Es genügt aber für die Praxis, wenn man, je zwei dieser Tongrade in einen zusammenfassend, nur drei Grade unterscheidet.

4) Man darf ja nicht die Währung mit der Betonung verwechseln, als ob z. B. die langen Silben auch schwer, alle kurzen auch leicht wären. Häufig ist es zwar der Fall, aber in zahllosen Fällen nicht, besonders in der deutschen Sprache. So haben z. B. die Wörter langsam, schreckhaft, furchtbar ein jedes zwei lange Silben, dennoch sind die Silben sam, haft, bar in vielen Versen als leicht zu verwenden. Umgekehrt sind die Wörter Gott, Riß, Spott zwar kurze, dennoch aber entschieden schwere Silben.

5) Die Lehre nun, welche einerseits die Silben mißt, d. h. sie als lang oder kurz oder mittelzeitig kennen lehrt und darnach klassificirt, andererseits die Silben wägt: d. h. sie als schwer oder leicht oder mittelschwer kennen lehrt, heißt Prosodik. Thut sie Ersteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenmessung, thut sie Letzteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenwägung.

1. Man kann die Prosodik auch kurzweg die Lehre vom verslichen Charakter der Silbe nennen.

2. Prosodik kommt von dem griechischen Worte Prosodie; dieses ist aber seiner etymologischen Abstammung nach mit Accent gleichbedeutend und heißt Nebengesang oder Anklang. Daß man aber den Redeton Nebengesang oder Anklang nannte, rührt wohl daher, daß derselbe beim Absingen der Verse, wobei die rhythmische Arsis und Thesis zumeist hervortraten, doch nebenbei gehört wurde.

§ 7. Vom Verse und Versfuße im Allgemeinen.

1) Jeder ächte **Vers** ist eine Wortreihe, in welcher **regelmäßige Abwechslung** herrscht

a. **entweder** von **langen** und **kurzen** Silben (wie es in den griechischen und lateinischen Versen der Fall ist),

b. **oder** von **schweren** und **leichten** Silben (wie es in den deutschen, englischen, italienischen 2c. Versen der Fall ist).

1. Die alten Sprachen eigneten sich mehr für das Erstere, die modernen, namentlich die deutsche, meist für das Letztere. Jene heißt deßhalb auch **quantitirende**, diese **accentuirende**. Die alten Dichter **maßen** also die Silben, die deutschen **wägen** sie.

2. Die Franzosen, deren Sprache äußerst wenig Unterschied im Accent besitzt, stellen bloß eine festbestimmte **Anzahl** von Silben in eine Zeile (Vers); weder messen sie also die Silben, noch wägen sie dieselben, sie **zählen** sie bloß.

3. Hinsichtlich der **mittelzeitigen** und **mittelschweren** Silben aber ist Folgendes zu merken: Jene (die mittelzeitigen) wurden von den römischen und griechischen Dichtern **nach Belieben** als lange oder als kurze verwendet; die **mittelschweren** (oder mitteltönigen) Silben hingegen kommen in den modernen Dichtungen wohl auch bald als schwer, bald als leicht gebraucht vor, aber es ist die Verwendung derselben nicht in allen Fällen dem Belieben der Dichter anheimgestellt. Man vergleiche hinsichtlich der deutschen Metrik die angehängte Tabelle.

2) Diese geregelte Abwechslung in den Lauten heißt gewöhnlich **Rhythmus**. Er findet sich auch in jedem Tonstück (den Choral ausgenommen), im Trommelmarsche, oft auch beim Dreschen, sowie beim Hämmern der Schmiede.

1. Nicht bloß für das Ohr gibt es Rhythmus, sondern auch für das Auge, z. B. beim **Tanze**. Insofern ist er eine Bewegung, in welcher Mannigfaltigkeit und Einheit herrscht.

2. Im weitesten Sinne des Wortes versteht man darunter jede Abwechslung in einer Bewegung, besonders in einer Reihe Töne oder Laute. Der Versrhythmus ist demnach eigentlich nur der **regelmäßige** Rhythmus, während in der Prosa der **unregelmäßige** herrscht.

3) Dem deutschen **Versbaumeister** kommt es also lediglich auf die **Betonung** (Accent) der Silben an, **nicht** auf deren **Währung**[1]. Deßhalb bedeuten ihm die Zeichen —, ◡, ◡̲ **keine** langen, kurzen, mittelzeiligen, **sondern** schwere (—), leichte (◡), mittelschwere (◡̲) Silben. An den folgenden zwei Versen fällt es recht in die Augen, wie beim deutschen Verse Alles auf den Accent ankommt. Man beachte besonders die kurzen Silben „Ei" und „denn".

---

[1] Aus der am Schlusse der Vorschule beigefügten **Tabelle** zu ersehen, welche Silben im Verse als schwer, welche als leicht anzuwenden sind.

Es schläft im Ei der künft'ge Vogel!

Und donnernd sprengen die Wogen.

Nur hinsichtlich des Versbaues ist dem deutschen Dichter die Währung der Silben reine Nebensache. Aber hinsichtlich des Reimes ist sie ihm nicht gleichgültig; denn die reimenden Silben müssen von gleicher Währung (vgl. § 18) sein. Ebenso nimmt er dort Rücksicht auf die letztere, wo er den Charakter dessen, von dem die Rede ist, schon durch den Klang und Gang seiner Verse andeuten will, wo er z. B. das Langsame, Schwerfällige, Ernste, Feierliche durch eine Anhäufung von gedehnten Silben, das Gegentheil durch Anhäufung von kurzen Silben nachahmen will (Lautmalerei).

4) Fast in jedem Verse kann man gewisse Glieder unterscheiden, die man Versfüße nennt. Der Versfuß ist aber eine fest bestimmte Silbenstellung, die sich im Verse wiederholt.

1. Man kann die Versfüße auch Verstakte nennen, weil sie für den Vers etwas Aehnliches bilden, was die einzelnen Takte für ein Lied. — Insofern als der Versfuß gemeiniglich im Verse sich wiederholt, nennt man ihn wohl auch Verseinheit.

2. Uebrigens gibt es auch einfüßige Verse, sie sind aber sehr selten.

5) Zu einem Versfuß gehören folgende zwei Stücke:

a. Er muß wenigstens zwei Silben haben; es gibt aber auch drei- und viersilbige.

b. Eine seiner Silben muß stärker in das Ohr fallen als alle übrigen, so daß sie durch ihre regelmäßige Wiederkehr im Verse das Taktgefühl im Hörer erregt. Jene eine Silbe nennt man Hebung oder Arsis (´), die andere oder (bei drei-, viersilbigen Versfüßen) alle übrigen zusammen bilden die Senkung oder Thesis.

Ausnahmsweise hatten die Alten auch einige Versfüße mit zwei Hebungen, jedoch war die eine Hebung stärker als die andere.

6) Die Bezeichnung Arsis oder Hebung kommt von den Alten her, die bei dem Aussprechen der Arsissilbe absichtlich mit der Stimme etwas stiegen (= in die Höhe gingen). Wir Deutsche brauchen dieß nicht, wir wählen einfach zur Hebung die schwere Silbe des Versfußes. Falls aber der Versfuß zwei schwere enthält, so wählen wir für die, welche die Arsis haben soll, eine schwere von höherem Grad. „Unverstand" z. B. stellt den dreisilbigen Versfuß Kretikus vor; die Silbe Un ist noch schwerer als die Silbe „stand".

1. Daraus folgt, daß in jedem deutschen Versfuße wenigstens eine schwere Silbe sein muß.

2. Das Steigen mit der Stimme stört den richtigen (dem Sinne entsprechenden)

Vortrag. Deßhalb ist das deutsche Grundgesetz des deutschen Versbaues viel natürlicher.

3. Uebrigens haben auch wir Deutsche Neigung dazu, bei der Arsissilbe unwillkürlich mit der Stimme zu steigen, aber es darf dieses bei uns nicht gepflegt oder beabsichtigt werden. Der Deutsche kann sich nicht genug vor dem Tonsteigen innerhalb eines Verses (und natürlich auch eines Satzes) hüten, wenn er sich einen guten Vortrag aneignen will.

§ 8. Von den Versfußarten.

1) Der Versfüße gab es bei den Alten nicht weniger als 28. Wollen wir Deutsche sie nachbilden, so müssen wir überall dort, wo eine lange Silbe steht, eine schwere setzen, und an die Stelle der kurzen eine leichte.

2) Daraus geht hervor, daß man im deutschen Versbau alle jene antiken Versfüße, welche nur Kürzen enthalten, gar nicht nachbilden kann. Aber noch viele andere werden als für unsere Sprache weniger passend bei Seite gelassen, besonders auch jene, die eigentlich nur eine Zusammensetzung von zwei einfachen Versfüßen sind, wie z. B. alle viersilbigen.

3) Demgemäß reichen für den deutschen Versbau, selbst wenn man alte Versmaße nachahmen will (vgl. § 14), folgende Versfüße vollkommen aus:

a. Der Jambus (Schleuderer) ◡ —, Gesang, gesund.

b. Der Trochäus (Läufer) — ◡, Vater, dichten.

Der Trochäus heißt auch Choreus (Tänzer).

c. Der Spondeus (Gleichschritt) — —, und zwar:

der fallende oder trochäische Spondeus ‗́ ‗ Wohllaut, Dichtkunst,

der steigende oder jambische Spondeus ‗ ‗́ kommt her, Freund hilf!

der sog. schwebende Spondeus ‗́ ‗́ ist im deutschen Vers kaum anzuwenden, noch viel weniger läßt sich ein deutscher genießbarer Vers aus lauter solchen Spondeen bilden, wie z. B.: „Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf".

d. Der Daktylus (Fingerschlag) — ◡ ◡ Tausende, fröhliche, Donnerer.

e. Der Anapäst (Gegenschlag) ◡ ◡ — Diamant, Melodie, der Verlust, benedeit.

f. Der Kretikus (Zweilängichter) ‗́ ◡ ‗ Unverzagt, Menschenlob.

g. Der Amphibrachys (Zweigekürzter) ⏑ — ⏑ Gesänge, Gefilde, lebendig.

h. Der Chorijambus (Aufsprung) —́ ⏑ ⏑ — Vogelgesang.

4) Zur Vergleichung wollen wir auch sämmtliche 28 Versfüße der Alten hierher setzen:

I. Zweisilbige Versfüße:

1. Pyrrhichius (Springer) ⏑ ⏑;
2. Spondeus (Gleichschritt) — — Sturmwind;
3. Jambus (Schleuderer) ⏑ — Gebet;
4. Trochäus (Läufer) — ⏑ Gebet!

II. Dreisilbige Versfüße:

1. Daktylus (Fingerschlag) — ⏑ ⏑ Sterbende;
2. Anapästus (Gegenschlag) ⏑ ⏑ — Melodie;
3. Molossus (Schwertritt) —́ — — Sturmwindston;
4. Trybrachys (Dreigekürzter) ⏑ ⏑ ⏑;
5. Bacchius (Aufstürmer) ⏑ —́ — Gesangston;
6. Antibacchius (Schwerfall) —́ — ⏑ Sturmwinde;
7. Kretikus (Zweilängichter) —́ ⏑ — Sangeston;
8. Amphibrachys (Zweigekürzter) ⏑ — ⏑ Gesänge.

III. Viersilbige Versfüße:

1. Dispondeus (Doppelschritt) —̋ — —́ — Mittagsmahlzeit;
2. Prokeleusmatikus (Doppelläufer) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑;
3. Chorijambus (Aufsprung) —́ ⏑ ⏑ — Liedergetön;
4. Antispastus oder Choliambus (Gegenzug) ⏑ —́ — ⏑ Gesangstöne;
5. Dijambus (Doppelspringer) ⏑ —́ ⏑ — Gesangeston;
6. Ditrochäus (Doppelfall) —́ ⏑ — ⏑ Sangestöne;
7. Steigender Joniker (Vorschläger) ⏑ ⏑ —́ — der Gesangston.
8. Sinkender Joniker (Nachschläger) —́ — ⏑ ⏑;
9. der erste Päan — ⏑ ⏑ ⏑ muthigere;
10. der zweite Päan ⏑ — ⏑ ⏑ ermuthigte;
11. der dritte Päan ⏑ ⏑ — ⏑ die Gesänge;
12. der vierte Päan ⏑ ⏑ ⏑ — in dem Gesang;
13. der erste Epitrit ⏑ —́ — — Gesangstonfall;
14. der zweite Epitrit —́ ⏑ — — Sangestonfall;
15. der dritte Epitrit —́ — ⏑ — Hochzeitsgesang;
16. der vierte Epitrit —́ — —́ ⏑ Hochzeitsfeier.

5) Das Muster, nach welchem ein Vers gebildet wird, heißt sein Versmaß oder Metrum. Daher hat die Lehre vom Versbau den Namen Metrik.

Die Ausdrücke *Metrum*, *Metrik* sind den Alten entlehnt. Streng genommen *messen* wir Deutsche unsere Verse *nicht*, wir wägen sie. Statt Versmaß sollten wir also sagen *Versgewicht*.

6) Wenn man beim Lesen eines Verses vom Sinne desselben ganz absieht (den Satzton also nicht beachtet) und nur darauf es ablegt, daß die *Hebungen* recht stark in's Gehör fallen, so heißt dieß *Skansion*, *Skandiren*. Mittelst des Skandirens findet man nämlich leichter das Metrum.

§ 9. Von den Wortfüßen und Verseinschnitten.

1) Mit den Versfüßen dürfen die Wortfüße nicht verwechselt werden. Unter *Wortfuß* aber versteht man *zunächst* jedes *einzelne Wort*, welches nach dem Gewicht seiner Silben einen gewissen Versfuß vorstellt. So ist z. B. *Geduld* ein jambischer, *Kämpfer* ein trochäischer, *Heilige* ein daktylischer, *Melodie* ein anapästischer, *Landhaus* ein spondeischer Wortfuß.

2) Jedoch faßt man im Deutschen auch *mehrere* ganz eng zusammengehörige *Wörter*, die zusammen einen Versfuß vorstellen, als *einen einzigen* Wortfuß auf, besonders:

a. Das Hauptwort mit seinem Artikel; z. B. der Mann.

b. Das Vorwort mit seinem regierten Fall; z. B. in der Nacht.

c. Das einfache Beiwort mit dem einfachen Hauptwort; z. B. gut Kind.

d. Fürwort und Zeitwort; z. B. er stirbt, denk mein!

3) Hinsichtlich der Wortfüße gilt die Regel: Man vermeide es, daß zu viele Wortfüße *gleicher Art* (d. h. mit gleich viel und gleichartigen Silben), z. B. lauter jambische, aufeinander folgen. Der Rhythmus wird dadurch zu eintönig.

4) Eine ziemlich wichtige Rolle spielen die sogen. *Verseinschnitte*. Es sind das gewisse Stellen im Verse, wo man im Flusse des Lesens unwillkürlich etwas aufgehalten, also zum kurzen Pausiren gedrängt wird. Man unterscheidet aber zweierlei Verseinschnitte:

a. *Cäsuren*, wenn das Ende des Wortfußes einen Versfuß durchschneidet. Z. B.

— ◡ ◡, — ◡ ◡, — — ◡ ◡, — ◡ ◡, —
Als ich ein Knabe noch war | seufzt' ich: O wär' ich ein Mann!
Jetzt da zum Mann ich gereift | seufz' ich: O wär' ich noch jung!

b. *Diäresen*, wenn das Ende des Wortfußes mit dem Ende des Versfußes zusammenfällt. Z. B.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡
Die Abendglocke ruft | den müden Tag zu Grabe.

5) Es gibt männliche, weibliche und gleitende Verseinschnitte (Cäsuren und Diäresen). Man nennt sie männlich, wenn sie nach einer Hebung (siehe die obigen Beispiele), weiblich, wenn sie nach einer leichten, gleitend, wenn sie nach zwei leichten folgen.

6) Ebenso unterscheidet man ständige und freie Verseinschnitte. Ständig heißt ein solcher, wenn er regelmäßig an derselben Stelle einer gewissen Versart vorkommen muß. Gewöhnlich ist dazu die (genaue oder ungefähre) Mitte des Verses bestimmt (siehe oben die Beispiele). Alle übrigen heißen freie Verseinschnitte.

7) Hinsichtlich der Verseinschnitte (beider Art) gilt die Regel, nicht zu viele von derselben Art aufeinander folgen zu lassen. Die zwei folgenden Verse (1 und 2) sind so gewählt, daß in dem ersten lauter Diäresen, in dem zweiten lauter Cäsuren sind. Wie viel wohllautender sind sie aber, wenn man sie so faßt, daß in dem ersten (1a) eine Cäsur, in dem zweiten (2a) eine Diärese Abwechslung bringt!

—◡, — ◡, — ◡, —◡, —◡
1. Friede | ließ sich | endlich | wieder | sehen. (Nur Diäresen.)

—◡, — ◡, — ◡, — ◡, —◡
1a. Friede ist's, || er ließ sich | wieder | sehen. (Eine Cäsur.)

◡ —,◡ —, ◡ —,◡ —,◡ —,◡
2. Der Friede | ließ sich | endlich | wieder | sehen. (Nur Cäsuren.)

◡ —,◡ —, ◡ —, ◡ —,◡ —,◡
2a. Der Friede | kam, || er ließ sich | wieder | sehen. (Eine Diärese.)

§ 10. Von der Eintheilung der Verse.

1) Die Eintheilung der Verse kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem man auf die Zahl oder Art der Versfüße, auf den Anfang oder Schluß der Verse sieht.

Die Verse nach der Zahl der Silben in zwei-, drei- rc. silbige einzutheilen, hatte mehr nur zu der Zeit der Meistersänger praktischen Werth. Mehr als 17 Silben sollte übrigens kein Vers enthalten.

2) Mit Rücksicht auf den Anfang der Verse unterscheidet man steigende (die mit einer Senkung anfangen) und fallende (die mit einer Hebung anfangen). Was für Versfüße werden also am Anfang von steigenden, und was für am Anfang von fallenden stehen können?

3) Hinsichtlich der Zahl der Versfüße gibt es ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtfüßige Verse. Bei der Zählung der Versfüße gilt die Regel [1], daß man so viel Versfüße rechnet, als Hebungen vorhanden sind.

[1] Bei den Alten, die auch Versfüße mit zwei Hebungen hatten, gilt natürlich diese Regel nur hinsichtlich der Versfüße mit einer Arsis.

1. Nach griechischer Ausdrucksweise heißen die ein-, zwei-, drei- ꝛc. füßigen Verse auch Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter, Octameter. — Uebrigens benannten die alten Griechen rein jambische, rein trochäische Verse nach sogen. Dipodien oder Doppelfüßen, nannten also z. B. einen sechsfüßigen jambischen Vers nicht Hexameter, sondern Trimeter.

2. Wenn am Schluß eines Verses kein ganzer Versfuß übrig bleibt, vielleicht nur eine Silbe davon, so wird diese, wenn sie die Arsis ist, als besonderer Versfuß gezählt, wenn sie aber zur Senkung gehört, bloß als überzählige.

4) Mit Rücksicht auf den Schluß unterscheidet man:

a. Vollständige (akatalektische) Verse, wenn mit dem Verse auch ein Versfuß schließt. Vgl. Zeile 2 und 4 des folgenden Beispiels:

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —,◡
Sei uns gegrüßt, du Himmelsbote,
◡ —, ◡ —,◡ —, ◡ —
Die Friedenspalme in der Hand!
Dein Antlitz wirkt wie Frühlingssonne
Für's liebe deutsche Vaterland.

b. Unvollständige (katalektische) Verse, deren letztem Fuße die Senkung fehlt. Welcher von den hier folgenden Versen ist ein unvollständiger?

— ◡, — ◡, — ◡,— ◡
Freude schöner Götterfunken
— ◡, — ◡,—◡—
Tochter aus Elysium!

c. Ueberzählige (hyperkatalektische) Verse, zu deren letztem Fuße noch eine überzählige leichte Silbe, eine Senkung, hinzutritt. Z. B.

◡ —,◡ —, ◡ . —, ◡ —, ◡ —,◡
Wo Liebe labt und lebt, ist lieb das Leben.

Verse, die eine Hebung oder gar einen ganzen Versfuß mehr oder weniger haben, als das gewählte Metrum fordert, sind eben Fehler, ausgenommen, wenn der Dichter absichtlich und durchweg keine Regel in Bezug auf die Länge der Verse beobachtete, wie es nicht selten die Odendichter thaten.

5) Hinsichtlich der Art der Versfüße unterscheidet man einfache (in denen nur einerlei Versfüße vorkommen), gemischte (in denen verschiedenartige Versfüße vorkommen) und sog. Halbverse (für welche keinerlei Versfüße vorgeschrieben sind). Diesen drei Arten müssen wir drei besondere Paragraphen widmen.

§ 11. Die einfachen jambischen Verse.

1) Die ein- und zweifüßigen Jamben[1] kommen sehr selten vor.

„Im Wald,
Im Wald

[1] Man bezeichnet mit diesem kürzeren Ausdruck die „ein- und zweifüßigen jambischen Verse“. Aehnlich werden alle einfachen Versarten bezeichnet.

Ist Lust und Fried;
Da schallt,
Da hallt
Der Vöglein Lied." Vogl (Im Wald).

„Sei stille, stille,
Du armes Herz!
's ist Gottes Wille,
So trag den Schmerz!"

2) Der dreifüßige Jambus ist schon mehr (in Liedern und Balladen) angewendet, meist aber mit abwechselnd weiblichem und männlichem Reime.

„Der Himmel unser Hort!
Die Freiheit unser Wort!
So geh'n wir Hand in Hand
Zum Kampf für's Vaterland." Arndt.

Suche noch Beispiele S. 338, 349, 426 und 466.

3) Der vierfüßige Jambus kommt bald allein, bald in Abwechslung mit dem dreifüßigen vor.

„In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem neuen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar."
Schiller (Das Mädchen aus der Fremde).

Suche noch Beispiele S. 313, 338 und 355.

4) Der fünffüßige Jambus (der ohne Reim Blankvers heißt) wird vorzüglich im Drama angewendet. Lessing hat dieß (in seinem „Nathan") erstmals gethan. Goethe und Schiller folgten ihm. Von den neun großen Dramen Schillers sind sechs in dieser Versart gedichtet.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."
Schiller (Braut von Messina).

Suche noch Beispiele S. 320 und 399.

5) Der sechsfüßige Jambus tritt in vier Arten auf:

a. Als sogen. neuerer Nibelungenvers, welcher nach dem dritten Fuß eine überzählige Silbe und nach dieser eine ständige Diärese hat. Es ist eine sehr wohlklingende und gefällige Versart.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ ◡ —, ◡ —, ◡ —
Es stand in alten Zeiten | ein Schloß, so hoch und hehr.

Suche Beispiele S. 468 und 487.

So schön dieser Vers ist, so paßt er doch mehr nur für kleinere Gedichte. — Viele Dichter setzen hie und da statt des Jambus einen Anapäst, wodurch der Vers ein gemischter wird.

b. Als sogen. Alexandriner mit gleichfalls ständiger Diärese nach dem dritten Fuße. Er stammt aus Frankreich, ist aber für unsere Sprache viel zu langweilig, wirkt auf unser Ohr wie das Spiel auf dem Hackbrette. Darum ist er auch längst aus der Mode.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —

Spring' an, mein Wüstenroß | aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier | bewältiget kein Schah.
Freiligrath.

Suche Beispiele S. 197 und 202.

Seinen Namen hat der Vers entweder von einem im 13. Jahrhundert zu Paris erschienenen Gedicht, dessen Held Alexander d. Gr. war, oder von einem Dichter Alexander, der ihn erfand.

Die schlesischen Dichter des 17. Jahrhunderts, Opitz an der Spitze (s. S. 190), führten ihn bei uns ein. Aber Klopstock schon hat wieder „das Hackbrett des Alexandriners" zerschlagen. Viel angenehmer wußte ihn Freiligrath dadurch zu machen, daß er bisweilen Spondeen einmischte und ihn mit vier- und fünffüßigen Jamben abwechseln ließ.

c. Als sogen. Senarius (Sechsfüßler) ist er den Alten nachgebildet und hat eine ständige Cäsur ungefähr in der Mitte.

◡ —, ◡ —◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —

Der Thränen Gabe, | sie versöhnt den grimmsten Schmerz. Goethe.

Der Senar ist häufig mit jambischen Spondeen oder Anapästen gemischt.

d. Als sogen. hinkender Jambus (Choliambus oder Skazon), welcher gleichsam den letzten Fuß übertreten hat, so daß dieser als Trochäus erscheint. Die Alten brauchten ihn für Spottverse.

Geibel an Ernst Curtius.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, —◡

Ich hätte gern, o Freund, mit dir gespeist heute
Und frohen Muths bei perlenreichem Schaumweine
Der Zeit gedacht, da wir im att'schen Oelwalde
An herber'm Trunk uns labten an dem Pechschlauche.
Doch anders sannest du, und andern Pfad wählte
Die Hore. Denn es lud der malereikund'ge
Breitstirn'ge Freund mich gestern schon zum Gastmahle;
Und sicher wär' es mißgethan, durch Ausbleiben
Sein hold Gemahl zu kränken, der ich dienstwillig
Zu Füßen legt' ein halbes Dutzend Auflagen.
Drum mußt du heut bei Tafel statt an Versrhythmen
Mit deinem Bruder dich erfreu'n an ernsthaftern
Indogerman'schen Sprachvergleichungsgrundsätzen.
Mich aber laß die liebe Hoffnung festhalten,
Daß ich recht bald zur Seit' dir wieder sein werde.

6) Der sieben- und achtfüßige Jambus haben gewöhnlich nach dem vierten Fuße eine ständige Diärese.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —́, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡

Ein Mühlstein und ein Menschenherz | wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, | wird beides selbst zerrieben.

§ 12. Die einfachen trochäischen Verse.

1) Die ein- und zweifüßigen Trochäen kommen selten vor, die dreifüßigen schon mehr.

„Nie verzage,
Niemals klage!
Alles trage!"

Siehe auch S. 673.

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!" Schenkendorf.

2) Der vierfüßige Trochäus ist in der spanischen Poesie sehr einheimisch, aber auch in deutschen Romanzen und Liedern.

Beispiele suche S. 339 und 490. Vgl. auch die Kirchenlieder: „Großer Gott" 2c. und „Dies irae" (in deutscher Uebersetzung).

3) Der fünffüßige Trochäus wird gern bei ruhiger Erzählung angewendet. Wenn er reimlos ist, heißt er auch der serbische Trochäus (vgl. die serbischen Volkslieder).

„Nacht umfängt den Wald: von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab." Tiedge.

4) Seltener kommen die sechs- und siebenfüßigen Trochäen vor.

5) Etwas Feierliches, Großartiges hat der achtfüßige Trochäus. Er hat eine ständige Diärese genau in der Mitte, weßhalb er sich leicht wie zwei Verse anhört.

Beispiel suche S. 546.

Er paßt für Schilderungen großartiger Naturscenen.

§ 13. Die übrigen einfachen Versarten.

1) Rein daktylische Verse sind sehr selten, denn gar oft tritt statt des Daktylus ein Trochäus oder trochäischer Spondeus ein.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Flechtet auch blaue Cyanen hinein;

—◡ ◡ —◡ —◡ ◡ ◡
Freude soll jedes Auge verklären,
— ◡ —◡◡ —◡ —
Denn die Königin ziehet ein. Schiller.

Suche Beispiele S. 377 und 479.

2) Rein anapästische Verse kommen fast nur vereinzelt, nie mehrfach beisammen vor.

„Die Gestade des Rheines — wie sind sie so schön!
In den Eb'nen die prächtigen Städte am Strom,
Die geschmückt sind mit Thürmen, Palästen und Dom!
Die Ruinen und Burgen auf felsigen Höh'n,
Von den Sagen umflüstert mit Wundergetön!
Und wie heben daneben sich üppig die Reben,
Die die köstlichsten Weine Germaniens geben!
Und der Strom auch nun selber — wie tief und wie breit!
Wie so lieblich im Sonnenschein, kühlend bei Gluth,
Majestätisch und schrecklich bei Fluth und in Wuth!
Wie er schäumt und sich bäumt, wenn die Felsen zur Seit'
Mit dem Fuß ihm betasten sein grünliches Kleid!
Und wie willig doch trägt er auf wogigem Rücken
Die bevölkerten Dampfer und Segler und Brücken!"

Der Verfasser der „Vorhofklänge".

Suche Beispiele in Schillers „Taucher".

Da es der deutschen Sprache nicht sehr entspricht, einen Vers mit einem Anapäst zu beginnen, so liebt man es, als ersten Fuß einen Jambus (oder jambischen Spondeus) zu setzen. Auch innerhalb des Verses steht oft ein Jambus.

3) Die rein choriambischen Verse werden von denjenigen, welche den Choriambus nicht als deutschen Versfuß gelten lassen, als gemischte (aus Trochäen und Jamben) angesehen.

— ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —
Sag mir dein Leid! Sag's mir, o Freund!
Bin ich's denn nicht, der mit dir weint?

4) Rein spondeische Verse nehmen sich im Deutschen nicht gut aus, und solche, in denen nur schwebende Spondeen vorkommen, zu bilden, ist ein wahres Kunststück, aber ein höchst undankbares.

Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf.

§ 14. Die gemischten Verse.

1) Von den Versen, in denen Jamben und Anapäste mit einander abwechseln, nennen wir zwei:

a. Den alcäischen Vers. Von fünf Füßen ist der vierte ein Anapäst, die übrigen sind Jamben.

◡ —, ◡ —,◡ —,◡◡ —,◡—
Es naht des Todes | lächelnder Genius.

b. Den sogen. amphibrachischen Vers, in welchem nur der erste ein Jambus, alle übrigen Anapäste sind. Den Schluß bildet eine überzählige Silbe.

◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ —, ◡
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder. Goethe.

Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig. Bürger.

Amphibrachisch heißt er, weil er sich, wenn man will, in lauter amphibrachische Verstheile (◡ — ◡) zerlegen läßt.

2) Von den Versen, in denen Trochäen und Daktylen in der mannigfaltigsten Weise vermischt vorkommen, nennen wir folgende:

a. Der adonische Vers besteht aus einem Daktylus mit folgendem Trochäus.

— ◡ ◡, — ◡
Zaubrische schöne
Himmlische Töne,
Denn sie verstehet der Mohr und Kalmuk.

b. Der pherekratische Vers ist dreifüßig: zwischen zwei Trochäen steht ein Daktylus.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡
Horch! die Trommel sie rufet!
Vorwärts, folg ihr mit Freude!

c. Der glykonische Vers ist nichts anderes als ein pherekratischer Vers mit einer Hebung am Ende.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡, —
Horch! die Trommel sie ruft zum Kampf!
Vorwärts folgt ihr mit Muth und Freude!

d. Der priapische Vers ist eine Zusammensetzung des glykonischen und pherekratischen Verses.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡, — | — ◡, — ◡ ◡, — ◡

e. Der phaläkische Vers (Elfsilbner = Hendekasyllabus). Von fünf Füßen ist der zweite ein Daktylus (bisweilen Spondeus), die übrigen sind Trochäen.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡, — ◡ — ◡
Künstler, geh' zur Natur oft in die Schule!

3) Von den daktylisch-spondeischen Versen sind folgende Arten zu nennen:

a. Der gewöhnliche Hexameter. Von seinen sechs Füßen können die ersten vier Daktylen oder Spondeen sein, der fünfte muß ein Daktylus, der sechste ein Spondeus (Trochäus) sein.

Beispiele suche S. 290, 299 und 372.

b. Der Kleist'sche Hexameter hat einen sogen. Auftakt (Anakrusis).

◡ | —◡ ◡, —◡◡ — ◡ ◡, —◡ ◡,— ◡ ◡ — —
Empfanget mich, heilige Schatten, ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, und ihr, o lachenden Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche, bethaute blumige Thäler. Kleist (Frühling).

c. Der Pentameter ist ein verstümmelter Hexameter; vom dritten und sechsten Fuße hat er nämlich nur die Hebungen. Er kommt in der Regel nur in Verbindung mit dem Hexameter vor (vgl. § 23).

— ◡ ◡, —◡ ◡, —, — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Als ich ein Knabe noch war, seufzt' ich: „O wär' ich ein Mann!"
Jetzt, da zum Mann ich gereift, seufz' ich: „O wär' ich noch jung!"

d. Einen gleichfalls verstümmelten, aber nicht unschönen Hexameter hat Max Waldau erstmals angewendet. Vom ersten Fuß hat er nur eine Thesissilbe.

◡, — ◡ ◡,— ◡ ◡, —◡ ◡ — ◡ ◡, ⏗—
Der Sturm der Natur war dem Sturme der Menschen gewichen,
Von Schauer gefesselt verhielten die Lüfte den Athem.

4) Der sogen. Kretikus besteht aus fünf Füßen: Von den zwei ersten ist jeder ein Kretikus, die anderen sind Trochäen.

⏗ ◡ — ⏗ ◡ —, —◡, — ◡, — ◡
Wo du bist, was du thust, immer sei nur heiter!
Wär' dein Loos noch so schwer, wisse, Gott hilft weiter.

5) Von den aus dreierlei Versfüßen gemischten Versen nennen wir:

a. Den kleineren sapphischen Vers.

— ◡, — ◡,—◡ ◡, — ◡, ⏗ —
Tag um Tag enteilet so schnell, zu schnell nur.

b. Den größeren sapphischen Vers. Er entsteht, wenn vor den Daktylus im kleineren noch ein Choriambus tritt.

— ◡, — ◡,⏗◡◡ ◡, — ◡◡,— ◡, ⏗—
Tag um Tag enteilet so schnell, bald ist es da das Ende.

c. Der asklepiadeische Vers enthält zwei Choriamben mit vorausgehendem Trochäus und nachfolgendem Jambus.

— ◡, —◡ ◡ — | —◡ ◡ —,◡ —
Himmlisch süßer Gesang tönte vom Himmel her.

§ 15. Halbverse.

1) Wir zählen hiezu fünf Arten: die Accentverse, die Verse mit bloßer Silbenzählung, die Prosaverse nebst Reimzeilen, endlich die Knittelverse. Die erstgenannten haben noch am meisten Verscharakter.

2) Der sogen. Accentvers hat eine festbestimmte Anzahl von Hebungen; alles Uebrige ist unregelmäßig. Darum ist die Zahl der Senkungen ganz dem Belieben des Dichters überlassen. — Die altdeut-

schen und mittelalterlichen Dichter bildeten nur Accentverse, auch viele neueren Dichter (besonders Heine) erlauben sich, je nachdem es ein Gedicht ist, solche Verse einzuflechten. Gereimt sind sie oft recht schön.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Vgl. die Proben (S. 42) vom Nibelungenlied, in welchem sechs- und siebenhebige gereimte Verse sind.

3) Die Silbenzählungsverse enthalten eine festbestimmte Anzahl von Silben ohne Rücksicht auf ihr Gewicht. In dieser handwerksmäßigen, undeutschen (vgl. S. 115 ff.) Weise haben die sogen. Meistersänger gedichtet. Vgl. § 34 S. 113.

4) Die Prosaverse scheinen, weil sie so gut zum Ganzen des Gedichtes passen, regelrechte Verse zu sein, haben aber weder ein Versmaß noch eine bestimmte Anzahl von Hebungen oder Silben. Man findet sie gerade bei den vorzüglichsten Dichtern, die es für schön fanden, in gewissen Dichtungsarten einzelne solche Verse anzubringen.

Suche Beispiele in Klopstocks „Frühlingsfeier" (S. 293), in Goethe's „Mahometsgesang" (S. 356), und dessen „Wanderers Nachtlied" (S. 358), in Schillers „Glocke".

5) Eine gröbere Abart der Prosaverse sind die Reimzeilen oder Makamen, wie sie Rückert dem Persischen nachbildete. Sie haben nichts, was sie als Verse kennzeichnet, als den Endreim. Sie dienen meist für Scherz- und Spottgedichte.

Vgl. die Makame „Der Schulmeister von Hims" (S. 482).

6) Die geringste Sorte von Halbversen bilden die sogen. Knittelverse. Es sind möglichst schlecht gereimte Zeilen, mit möglichst vielen und groben Fehlern gegen das Versmaß. Sie erregen Lachen, ob sie mit Absicht oder aus Ungeschicklichkeit gedichtet sind. Absichtlich wendet man sie natürlich nur für niedrig-komische Gedichte an.

„Ueber diese Antwort des Candidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inspector sprach zuerst: Hem! hem!
Darauf die Andern secundum ordinem." Kortüm (Jobsiade).

Dritter Abschnitt.

Vom Reim oder Gleichklang.

§ 16. Von dem Anreime (Alliteration).

1) Der Anreim besteht im Gleichklang der Anfangsconsonanten (Anlaute) mehrerer Hebungssilben. Er wird auch Stabreim genannt.

2) Der Anreim lebt, wie zahllose deutsche Redensarten beweisen, auch in der Umgangssprache. Beispiele: Haus und Hof, Kind und Kegel, Land und Leute, bei Nacht und Nebel; — fix und fertig, matt und müde; — nie und nimmer; — Gleich und Gleich gesellt sich gern, u. s. w.

3) Der Anreim ist so recht deutsch-national, darum ist er auch lange vor dem Endreim in der deutschen Dichtung herrschend gewesen.

„Sei fromm und flink, lieb Fried' und Freud',
Bleib fein und frisch zu aller Zeit;
Doch „allzufrei und faul", das meid!" (Schulregel.)

Vgl. den „Heliand" S. 13 ff., deßgleichen Schillers „Glocke" (Wehe, wenn sie losgelassen ꝛc.).

§ 17. Von dem Inreime (Assonanz).

1) Unter Inreim (auch Halbreim genannt) versteht man den Gleichklang der Vokale in den betonten Silben mehrerer Wörter.

2) Auch der Inreim lebt in vielen Redensarten der deutschen Umgangssprache. Beispiele: In Stadt und Land, Spott und Hohn, mit Wissen und Willen; angst und bang; das Handwerk hat einen goldenen Boden.

3) Der Inreim zeigt sich entweder in mehreren Wörtern desselben Verses oder am Schluß verschiedener Verse. Im folgenden Beispiele sind beide Arten vorhanden; in wie fern?

„Es wehet kühl und leise
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tausend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brausen
Und in den leisen Worten,
Die durch die Blätter rauschen." Fr. v. Schlegel.

In der Periode vor und in der Zeit nach dem ersten Frühling deutscher Poesie behalf man sich oft mit dem Inreim, wo man für den Vollreim nicht das passende Wort fand, z. B.:

„Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.“ (Volkslied.) Vgl. S. 188.

Vgl. auch das schon unter den Figuren angeführte: „Da pfeift es und geigt es ꝛc.“ S. XXI.

Der Inreim eignet sich mehr für die romanischen Sprachen. In der spanischen Poesie ist er sehr häufig zu finden.

§ 18. Von dem Vollreime.

1) Man nennt diesen gewöhnlich kurzweg Reim. Er ist der Gleichklang ganzer Silben mit Ausnahme der Anlaute.

2) Auch dieser Reim herrscht in vielen deutschen Phrasen und Sprüchwörtern. Beispiele: schlecht und recht; Schritt und Tritt; Eile mit Weile; Weg und Steg; wie gewonnen, so zerronnen; Borgen macht Sorgen, u. s. w.

3) Die Grundregel für den Reim ist: Was vor dem Reimvokal steht, muß ungleich sein, was nach demselben steht, muß gleich sein. Verboten also sind die gleichen (identischen) Reime, wenn auch die Wörter verschieden geschrieben sind oder verschiedene Bedeutung haben. Beispiele:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dieß Herz.
Fordert keine and're Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.“ Schiller (Toggenburg).

„Und mitten in den Lenz
Kam Krieg und Pestilenz.“

Ebenso darf man auf geboren nicht bohren, auf her nicht Heer, auf Fanfaren nicht fahren ꝛc. reimen.

Doch gibt es Fälle, wo gleiche Reime großen Eindruck auf den Leser machen, sein Herz recht ergreifen. Suche ein Beispiel in Bürgers „Lenore“ S. 310 ff.

4) Außer dieser Grundregel gibt es aber noch vier andere wichtige Regeln, und zwar:

a. Der Reim soll rein sein. Darum sollen die reimenden Silben gleiche Währung haben (1); die einzelnen Laute (Vokale und Consonanten) müssen ziemlich gleich klingen (2); endlich muß die vorausgehende ungereimte Silbe tonlos sein (3). Unreine Reime wären also:

1. Roß, Loos; groß, schoß; Gruß, Kuß ꝛc.
2. Gefühl, Ziel; Meer, hör'; räumen, keimen ꝛc.
3. So harret er aus ohne Murren und Klag',
   Der edle Herr, bis zu Mittag. Kolin.

b. Der Reim sei natürlich (ungezwungen). Es darf also seinetwegen kein Sprachfehler gemacht, kein Wort verstümmelt, kein Fremdwort

oder Provinzialismus gebraucht werden. Beipiele von gezwungenen Reimen:

„Es wühlt ihm tief, gar tief im Herz
Der alte unheilbare Schmerz.“

Suche ein Beispiel in der vorletzten Strophe von „Die Weiber von Weinsberg“. S. 313.

„Diese meister-
Losen Geister.“ Rückert.

Natürlich ist dergleichen erlaubt, wenn man absichtlich Grob-Komisches (vgl. die Knittelverse) liefern will. Z. B.:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu.“

c. Der Reim sei bedeutsam, d. h. das reimende Wort darf nicht zu unwichtig sein.

Auf Stadt darf man nicht hat, auf Frist nicht ist, auf ziehn nicht ihn ꝛc. reimen.

d. Der Reim sei verständlich, weßhalb die reimenden Wörter nicht zu weit auseinander stehen dürfen, z. B. in der ersten und achten Zeile einer Strophe.

§ 19. Eintheilung der Vollreime [1].

(Nach Art und Zahl der Reimsilben.)

Man unterscheidet in dieser Beziehung:

1) Männliche, wenn der Reim auf einer einzigen und zwar schweren Silbe ruht.

Beispiele: Lust und Brust, Tanz und Kranz, Sang und Drang.

Diese einsilbigen Reime heißen auch stumpfe, und im Gegensatz zu ihnen heißen alle mehrsilbigen klingende.

2) Weibliche, wenn zwei Silben, nämlich eine schwere und eine ihr folgende leichte Silbe den Reim bilden.

Beispiele: finden und winden, geboren und verloren, heute und Beute.

3) Gleitende oder daktylische, wenn drei Silben, nämlich eine schwere und zwei ihr folgende leichte Silben den Reim bilden.

Beispiele: Dingerchen und Fingerchen; singende und klingende; verehrende und wehrende.

4) Schwebende oder Doppelreime, wenn der Reim auf einer

[1] Man lasse die Schüler in den Proben der Literaturgeschichte Beispiele suchen.

schweren und noch auf einer mittelschweren ruht. In der Regel hängt sich noch eine dritte leichte an.

Beispiele: Klanggeister und Sangmeister; Leitung und Zeitung.

5) Reiche Reime, die sich auf mehrere Versfüße erstrecken.

6) Der Kehrreim (Refrain), der dadurch entsteht, daß gewisse Verszeilen oder Worte in dem strophisch abgetheilten Liede an bestimmten Stellen wiederkehren.

Beispiele suche S. 188, 189 und 441.

§ 20. Eintheilung der Vollreime.

(Nach der Stellung der Reimwörter.)

Hier unterscheidet man:

1) Anfangsreime. Beispiel:

„Trage stark das Kreuz, das dir beschieden,
Zage nicht, der Herr steht dir zur Seite.“

2) Binnenreime, wenn die reimenden Wörter innerhalb desselben Verses stehen.

Suche Beispiele S. 225, 226, 441, 491.

3) Mittelreime, wenn die Reimwörter in der Mitte zweier Verse stehen.

„Wir sind nun hier, voll Muth und Wuth,
Wir sind nun dir, mit Gut und Blut!“ Wiese.

4) Kettenreime, wenn das Ende des einen Verses mit der Mitte des andern reimt. Diese Reimart ist etwas gekünstelt und kommt selten vor.

5) Der Echoreim. Beispiel:

Hier bin ich einsam; Keiner hört die Klage — Klage!
Wie lang harr' ich umsonst, daß es mir tage? — Tage.

6) Endreime. Diese bilden die weitaus beliebteste und auch schönste Art von Reimen. Sie werden wieder unterschieden in:

a. Paarweis gereimte: aa bb;

b. Gekreuzte: ab ab;

c. Eingeschlossene: ab ba. Beispiel:

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.“ Goethe.

d. Verschränkte: abc abc. Sie sind seltener.

„Im Liede schweben
Vergangene Tage
Verjüngt herauf;
Im Liede leben
So Lust wie Klage
Verklärt uns auf.“ Seippel.

Vierter Abschnitt.

Von den strophischen und Gedicht-Formen.

§ 21. Von den Strophen überhaupt.

1) Die Verbindung mehrerer Verse zu einem für das Ohr unterscheidbaren Ganzen heißt Strophe.

2) Daraus gehen zwei wichtige Regeln hervor, die für Strophen jeder Art gelten:

a. Jede Strophe soll einen ganzen Gedanken darstellen. Es soll also z. B. nicht eine Strophe mit einem Komma oder Semikolon schließen.

b. Die Strophe darf nicht zu lang sein. Höchstens soll sie zwölf bis vierzehn Verse haben.

3) Für reimlose Strophen gilt die besondere Regel, daß in einer jeden ein regelmäßiger Wechsel längerer und kürzerer Verse stattfinden soll.

4) Für Reimstrophen gelten folgende Warnungen:

a. Man meide die Reimfolge aa bb.

b. Man meide die Assonanz verschiedener Reimpaare.

§ 22. Deutsche Strophen.

1) Wir finden im Deutschen zwei- bis vierzehnzeilige Strophen mit den verschiedenartigsten Versen und Reimstellungen. Es herrschte in der Bildung (Erfindung) neuer Strophenarten von jeher die vollste Freiheit. Es gab sogar Perioden, wo der Dichter für keinen Künstler gehalten wurde, wenn er nicht eine neue Strophenart (freilich auch die Melodie dazu) erfunden hatte. Eine förmliche Sucht in dieser Hinsicht hatten die Meistersänger. Siehe das Nähere über sie § 34, S. 113 f.

2) Die weitaus meisten deutschen Strophenarten haben den Endreim, sind also Reimstrophen. Es gab zwar einige berühmte Dichter, welche den Endreim geringschätzten und ihn gern aus der deutschen Poesie verdrängt hätten — dazu gehörten Herder, Klopstock —, allein der Endreim ist und bleibt mit Recht eingebürgert.

3) Es wäre nun nicht wohl möglich, alle die verschiedenen Reimstrophenarten anzuführen. Der Schüler mag selbst versuchen, zusammenzustellen, wie vielerlei Reimstellungen z. B. bei vierzeiligen, bei sechszeiligen, bei achtzeiligen Strophen vorkommen können.

1. Bei der achtzeiligen Strophe z. B. kommen am meisten vor: aa bb ab cc, ab ab cd cd, ab ab cc dd, aa bb cd cd ꝛc.

2. Bei der dreizeiligen ist häufig der zweite oder dritte Vers reimlos. Bei der fünfzeiligen, siebenzeiligen ist der letzte Vers ein Refrain.

3. Natürlich gibt es viele Strophenarten mit unterbrochenen Endreimen, besonders kommt dieß bei der vierzeiligen vor (— a — a).

4) Bemerkenswerth sind die sogen. Nibelungenstrophe und die Kudrunstrophe. Beide bestehen aus vier Accentversen; in beiden haben die ersten drei Verse sechs Hebungen. Aber der vierte hat in jener sieben, in dieser acht. In beiden ist die Reimstellung: ab ab, aber in jener sind fast lauter männliche Reime, in der Kudrunstrophe ist das zweite Reimpaar weiblich.

Siehe S. 42 ff.; deßgleichen S. 53 ff.

5) Die dreitheilige Strophe des Mittelalters bestand aus dem Aufgesang (der in zwei gleiche Theile — Stollen — zerfiel) und dem Abgesang (vgl. § 27, 4. S. 78). Die Minnesänger (höfische Dichter) brachten sie auf. Siehe das Nähere über sie § 28, S. 83.

Beispiele suche S. 79 und folgende.

6) In der neueren Dichtung ist nicht selten die Doppelstrophe zu finden. Wir nennen sie so, weil sie eigentlich aus zwei Strophen besteht. Die erste heißt Haupt- oder Grundstrophe, die andere führt einen doppelten Namen, je nach ihrem Inhalte. Sie heißt nämlich Gegenstrophe, wenn sie einen entgegengesetzten oder doch einen neuen Gedanken bringt, hingegen Nachstrophe, wenn ihr Inhalt gleichsam nur das Echo der Hauptstrophe ist.

Suche ein Beispiel S. 441.

§ 23. Antike Strophen.

Von diesen nennen wir nur die fünf wichtigsten:

1) Die kleinste aber von den deutschen Dichtern (besonders von Goethe und Schiller in den sogenannten Xenien) sehr oft gedichtete Strophe ist das Distichon, welches aus einem Hexameter und einem nachfolgenden Pentameter besteht.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

2) Die sapphische Strophe. Hier folgen Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ⏓ — (Sapphischer Vers.)
— ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ⏓ — (Deßgleichen.)
— ◡ — ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ⏓ — (Deßgleichen.)
— ◡ ◡ — ◡ (Adonischer Vers.)

„Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung.“ Platen.

3) Die erste asklepiadeische Strophe. Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ — (Asklepiadeischer Vers.)
— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ — (Deßgleichen.)
— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ — (Deßgleichen.)
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — (Glykonischer Vers.)

„Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands.“ Klopstock.

4) Die zweite asklepiadeische Strophe. Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ — (Asklepiadeischer Vers.)
— ◡ — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ — (Deßgleichen.)
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ (Pherekratischer Vers.)
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — (Glykonischer Vers.)

„Um die Wipfel des Parks dämmert des Mondes Strahl,
Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattenthal.
Sturmes Wüthen hat Blüthen
Hingestreut in den Staub zumal.“ (Nach Gottschall.)

5) Die alcäische Strophe. Schema und Beispiel:

◡ — ◡ — ◡ | — ◡ ◡ — ◡ — (4füß. alcäischer Vers.)
◡ — ◡ — ◡ | — ◡ ◡ — ◡ — (Deßgleichen.)
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ (Ueberzähliger 4füß. Jambus.)
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ (Zwei Daktylen mit zwei Trochäen.)

„Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Herz, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!“ Klopstock.

§ 24. Italienische Formen.

1) Aus Italien sind viel mehr strophische oder Gedicht-Formen in die deutsche Dichtung übergegangen, als aus irgend einem anderen Lande. Wir zählen darunter:

a. Drei strophische Formen, nämlich die Octave, die Siciliane und die Terzine;

b. Sieben Gedichtformen, nämlich das Ritornell, die italienische Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, das Sonett, die Canzone und die Sestine.

Unter Gedichtform verstehen wir diejenige, welche sich stets als ganzes Gedicht präsentirt; das hindert also nicht, daß sie aus einer einzigen Strophe (wie das Ritornell, das Madrigal, das Akrostichon, die Vierzeile) besteht.

2) Fast alle die genannten Formen müssen aus fünffüßigen[1] Jamben bestehen. Ausgenommen sind:

a. Die Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, welchen kein bestimmtes Versmaß vorgeschrieben ist;

b. die Canzone, welche auch einzelne dreifüßige (siebensilbige) Jamben zuläßt.

3) Die Octave (auch Stanze genannt) hat acht Zeilen mit der Reimstellung ab ab ab cc. — Die sogenannte freiere Stanze (welche deutsche Dichter erfanden) bindet sich nur an die Zahl der Verse. Ernst Schulze hat solche gedichtet. Siehe sein Leben S. 459.

Suche Beispiele der gewöhnlichen Octave S. 410.

„Groß ist der Herr und groß ist seine Stärke,
Und seine Huld hat nie ein Ziel gewußt.
Wo ist das Herz, das nicht sein Walten merke,
In Sturm, in Ruh, in Traurigkeit und Lust?
Doch wahrlich ist das größte seiner Werke
Der gläub'ge Muth, die Lieb' in treuer Brust.
Was Helden nie mit Kraft und Schwert errungen,
Hat Glaub' und Lieb' oft unbewehrt errungen."
Schulze (bezauberte Rose).

Suche Beispiele von sehr freien Stanzen S. 330 bei Oberon.

Die italienischen ottave rime (Tasso und Ariost dichteten in ihnen) haben nur weibliche Reime, die deutschen Dichter mischen aber männliche unter, damit die sonst so schönen Strophen auf die Dauer nicht ermüden.

4) Die Siciliane sieht der Octave zum Verwechseln ähnlich, nur eine andere Reimstellung (ab ab ab ab) ist ihr eigen.

„Hier ist's an dieser Statt, wo jedes Jahr
Der Lenz vom Himmel steigt auf lichter Spur,
Zuerst sein gold'nes Füllhorn immerdar
Ausleerend über diesem Eiland nur;
Dann führt er nordwärts seine Blumenschaar,
Und immer dürft'ger schmückt er Flur um Flur,
Bis man zuletzt kaum ahnt, wie reich er war,
Als er daher zuerst vom Himmel fuhr." Rückert.

---

[1] Vielfach sind es überzählige, also Elfsilbner.

5) Die Terzine ist eine dreizeilige Strophe, die nie allein auftritt, sondern im Verein mit andern ihresgleichen folgende Reimkette bildet: aba (erste Strophe), bcb (zweite Strophe), cdc (dritte Strophe) u. s. w.; yzy (letzte Strophe), z (Schlußvers). Meister in Terzinen war Chamisso. Siehe sein Leben S. 449.

Beispiele suche S. 452 ff.

Die Terzine ist von Dante eingeführt. — Julius Mosen hat in seinem „Ahasver" und in „Ritter Wahn" die Mittelzeile reimlos (a—a, b—b ꝛc.) gelassen.

6) Ritornell heißt die Terzine, sobald sie als selbständiges Gedichtchen auftritt. In diesem Falle darf aber auch der erste Vers beliebig kürzer sein. Dieser enthält oft den Namen einer Blume, „an den sich der kurze lyrische Klang der beiden andern Verse leicht anhängt, wie ein Schmetterling an eine Blüthe" (P. Heyse).

„Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagst: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten:
Du bist der Priester unter der Familie.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel."

7) Die italienische Vierzeile ist ein Gedichtchen epigrammatischen (vgl. LXXII) oder witzigen Inhaltes mit beliebiger Form. Beispiel:

„Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute,
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute." Rückert.

8) Das Madrigal hat seinen Namen von Mandra (Heerde) und war ursprünglich ein Schäferliedchen. Jetzt versteht man darunter jede poetische Tändelei, die nur aus 6—11 Zeilen besteht, überhaupt jedes kleine lyrische Gedicht von nur einer Strophe, mag sie zarten oder witzigen Inhaltes sein.

„Schlafen mußt du' — schlaf' in deiner Wonne,
Liebe Seele, schlaf' auch du!
Auch im schönsten Frühling muß die Sonne
Jeden Abend geh'n zur Ruh'." Fallersleben.

Suche Beispiele S. 435 und 436.

9) Das Akrostichon unterscheidet sich vom Madrigal nur dadurch, daß seine Zeilenanfänge ein Wort (gewöhnlich einen Namen) oder mehrere Wörter bilden.

Armuth — im Geist sei stets dein Theil,
Nicht minder Sorge — um dein Heil,
Nie weich' das Kreuz — des Herrn von dir;
ANNA, willst bessern Wunsch von mir?

10) Das Sonett ist vierstrophig. Vierzehn jambische Verse bilden nämlich:

a. Zwei vierzeilige Strophen mit der Reimstellung: abba, abba.

b. Dann zwei dreizeilige Strophen, in denen zwei Reime dreimal (z. B. cdc, dcd) oder drei Reime zweimal (z. B. cde, cde) anklingen müssen.

Sonettenkranz heißt eine Reihe von dem Inhalt nach zusammenhängenden Sonetten. Es sind deren gewöhnlich fünfzehn. Berühmte Sonettendichter waren August Wilhelm von Schlegel (Professor; gest. 1845), Platen und Rückert (siehe dessen Leben S. 478). Redwitz' „Lied vom deutschen Reich" umfaßt 500 Sonette.

Suche Beispiele 420 und ff., 482 und 506.

11) Die Canzone ist ein aus mehreren dreitheiligen Strophen bestehendes Gedicht mit einer kürzeren Schlußstrophe. Jede Einzelstrophe hat:

a. Zwei sogenannte Füße (piedi), welche natürlich gleich groß, gleich gebaut sein müssen, und

b. den sogenannten Schweif (coda).

In der Schlußstrophe nimmt der Dichter Abschied von seinem Lied.

Begeisterung.

(Von Zedlitz.)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren;
Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen,
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket,
Das sie geseh'n mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das inn're Auge war's, das sie erschauet,
Begeist'rung war's, vor der den Schwachen grauet!

Und alle, die vom Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's beschwören;
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden,
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens,
Die sich ein hohes Ziel gesetzt des Strebens,
Im Wirken, Lieben, Leiden ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

12) Die Sestine enthält sechs Strophen mit je sechs fünffüßigen Jamben und einer das Gedicht schließenden Halbstrophe. Statt des Reimes ist ihr eine ziemlich gekünstelte Wiederholung der Versenden eigen, wie das folgende Beispiel zeigt:

Unter dem Sternenhimmel.

Wie viele gab ich wieder an den Himmel,
Seit ich hier wandle auf der schönen Erde!
Ich seh's, sie bleiben aus von Tag zu Tage;
Vergebens blick' ich Nachts zu jenen Sternen,
Und nicht enträthseln kann ich diese Wunder,
Die widerfahren sind der frommen Seele.

Warst du denn immer einsam, liebe Seele?
O nein! Nicht längst erst kehrten sie zum Himmel,
Vor meinen Augen selbst geschah'n die Wunder;
Wir wandelten zugleich auf dieser Erde,
Wir blickten Nachts zugleich zu jenen Sternen —
O wie so falsch sie sind, die hellen Tage!

Die Todten bleiben aus von Tag zu Tage —
Zu hoffen hört nicht auf die treue Seele;

Der Abend kommt mit seinen schönen Sternen,
Die Sonne steigt empor am Rosenhimmel,
Die tausend Blumen kehren auf die Erde —
Und in den Wundern hofft die Liebe Wunder!

Und nimmt dein Schicksal denn so sehr dich Wunder?
Aus sonnigem Gespinnst besteh'n die Tage,
Und immer Sterbliche trug nur die Erde!
Doch unsichtbare Schwingen hat die Seele;
Sieh, fertig schon umwölbt auch dich der Himmel,
Und schon bestrahlt dich Glanz von jenen Sternen!

Und weinst du nur zu den geweihten Sternen?
Gescheh'n nicht unaufhörlich alle Wunder?
Seit jener Zeit geschlossen wär' der Himmel? —
Gedulde dich noch gern die kurzen Tage,
O allzutreue, allzubange Seele,
Dann senkt man dieß Gebein auch in die Erde.

Dann lebe wohl, du neu geschmückte Erde,
Du lebe wohl, o Nacht, mit deinen Sternen,
In heil'gen Schlaf versenkt entschwebt die Seele.
Doch leb' ich noch, und fasse kaum die Wunder:
Wie Taubenflügel, angeglänzt vom Tage,
Dehnt seine Morgenwolken aus der Himmel!

Wie stärkt die Nacht mit Glauben an den Himmel!
Ach, welche Liebe flammt sie in die Seele!
Und welche Hoffnung träuft wie Thau zur Erde!

Leop. Schefer.

§ 25. Spanische Formen.

1) Die **Decime** ist eine aus zehn vierfüßigen Trochäen gebildete Strophe mit der Reimstellung: abbaaccddc. Beispiel:

Ermahnung.

Da wir Menschen sterblich sind,
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind!
Denk' daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist!
Warte nicht, daß kund dir's thu'
And're Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist!
Immer geh'n des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.

Hart Gesetz und strenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Ist zum Vorwärtsgeh'n, wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungethanen!

Aus dem standhaften Prinzen von Calderon,
übersetzt von A. W. Schlegel.

2) Die Glosse ist eine poetische Variation über eine meist vierzeilige Strophe aus einem bekannten Gedichte. Die Einzelstrophen der Glosse sind gewöhnlich Decimen.

Siehe das Beispiel „Die neue Schule" S. 423.

3) Aehnlich, aber viel einfacher und kürzer ist das Cancion, in dem eine kürzere Anfangsstrophe den Hauptgedanken gibt, während einige nachfolgende Strophen ihn weiter ausführen. Beispiel:

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre!
Ach, wie wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen!

Wenn ich so ein Vöglein bin,
Darf ich Alles, Alles haschen,
Darf die höchsten Kirschen naschen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Ist sie bös in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an sie schmiegen,
Ihren Ernst gar bald besiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel
Dürft' ich in die Sonne schwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen, —
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär' ich über jene Hügel,
Ach, dann wollt ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen. Fr. Schlegel.

§ 26. Französische Formen.

1) Das Triolett besteht aus acht Versen mit nur zwei Reimklängen. Die ersten zwei Zeilen kehren am Schlusse wieder; außerdem die erste noch einmal.

Schema: $\frac{1\ 2\ 3\ \ 1\ \ 4\ 5\ \ 1\ 2}{a\ b\ a\ \ a\ \ a\ b\ \ a\ b}$

Beispiele:

Triolett des Lehrers

und Versuch der Schülerin.

(Von Ludwig Giesebrecht.)

Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.
Da kommt es! Gib ein wenig Acht!
Ein Triolett ist leicht gemacht;
Es schweigt, und, eh du dich bedacht,
Schallt es noch einmal und verstärkt:
Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.

Versuch der Schülerin (Charlotte Wellmann, geb. Hasselbach).

Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.
Ich habe hin und her gedacht,
Ein Triolett ist schwer gemacht:
Was hilft mein Sinnen Tag und Nacht?
Denk' ich: gefunden! ist's verweht.
Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.

2) Das Rondeau oder Ringelgedicht besteht gewöhnlich aus 12—14 Zeilen mit nur zwei Reimklängen. Nach dem Schlußverse und vorher schon nach einem anderen Verse muß sich das Anfangswort als Refrain zeigen. Dieses Wort muß also sozusagen den Nagel auf den Kopf treffen. Beispiel:

„Ein Rundgedicht? Und du gebietest gar
Nach vorgeschrieb'nem Reim es zu vollbringen?
Wohlan, ich stürze mich in die Gefahr!
Ein frisches Wagen ist ein halb Gelingen.
Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr!
Da wären nun schon fünf der Verse zwar;
Allein nun steck' ich mitten in den Schlingen,
Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
Ein Rundgedicht.

Warum auch mußtest du den Reim auf ar,
Den unglücksel'gen just dir ausbedingen?
Doch still! Jetzt bin ich fertig auf ein Haar!
Ich lasse frisch den zwölften Reim erklingen
Und lege siegend dir zu Füßen dar
Ein Rundgedicht."

§ 27. Morgenländische Formen.

1) Das aus Persien kommende Ghasel (oder die Ghasele = Lobgedicht) hat Rückert erstmals (1819) in Deutsch gedichtet. Es ist nur

an die Reimstellung aabacada u. s. w. gebunden, sonst ist ihm nichts Besonderes vorgeschrieben. Der beste und fleißigste Ghaselendichter war Platen. Siehe sein Leben S. 502.

Suche Beispiele S. 505.

2) Die persische Vierzeile ist ein vierzeiliges Ghasel (aaba). Sie dient besonders für Sprüche.

„Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube." Rückert.

3) Die Makame ist eine Dichtung mit der schon oben S. XLI besprochenen Halbversart. Rückert hat sie dem arabischen Dichter Hariri nachgebildet. Siehe S. 482.

Fünfter Abschnitt.

Von den Dichtungsarten.

§ 28. Verschiedene Eintheilungsweise.

1) Die Eintheilung der Poesie in Hauptarten ist gar mannigfaltig. Wir wollen hier nur die drei bekanntesten Eintheilungsweisen anführen. Man theilt die Poesien nämlich ein in:

a. Volkspoesie und Kunstpoesie, oder in:

b. objective, subjective und objectiv-subjective Poesie, oder in:

c. epische, lyrische, didaktische und dramatische Poesie.

2) Unter Volkspoesie verstehen Manche bloß jene Dichtungen, welche in den ungebildeten, aber den Nationalcharakter am treuesten bewahrenden Volksschichten Entstehung und Verbreitung fanden, deren Dichter also nichts von Mustern oder Dichtkunstregeln wußten. Kunstpoesie wären dann alle übrigen Dichtungen. — Andere fassen die Volkspoesie und Kunstpoesie so auf, wie es in diesem Buche in § 14 (S. 31) und § 19 (S. 55) geschehen ist.

3) Die objective Poesie behandelt Stoffe, die der Außenwelt (objectiven oder gegenständlichen Welt) entnommen sind, z. B. Begebenheiten, Naturscenen. — Die subjective Poesie hingegen behandelt Stoffe aus der Innenwelt, z. B. Gefühle, Lehrgedanken 2c. — Bisweilen mischen sich aber in derselben Dichtung Stoffe aus der Außen- und Innenwelt, wie z. B. in der Theaterdichtung, dann entsteht die objectiv-subjective Poesie.

4) Nach der dritten, gewöhnlichen Eintheilungsweise gibt es:

I. epische oder erzählende Dichtungen;
II. lyrische oder Gefühlsdichtungen;
III. didaktische oder Lehrdichtungen, und
IV. dramatische oder Theaterdichtungen.

I. Die epische Poesie.

§ 29. Im Allgemeinen.

1) Die epische Dichtung ist die erzählende. Sie hat den Namen von dem griechischen Wort Epos, d. h. Erzählung. Sie trägt ihn, weil sie meistens das Geschehene (Begebnisse) vorbringt, somit erzählt.

2) Doch theilt sie dann und wann auch nur mit, was und wie Etwas ist, in welchem Falle sie dann richtiger beschreibende Dichtung genannt wird.

3) Der Epiker ist aber kein Geschichtsschreiber. Jener stellt nur dar, als ob es geschehen wäre, mag es auch ganz oder theilweise erfunden sein.

4) Die meisten Unterarten der epischen Poesie sind kleineren Umfanges. Nur drei (das Epos, der Roman und die Novelle) sind stets umfangreicher; das Märchen wechselt, ist bald kleinere, bald größere Dichtung.

5) Von den epischen Dichtungen sind alle hinsichtlich der Sprachform ungebunden, ausgenommen folgende:

a. Das Epos, die Ballade, Romanze und poetische Erzählung müssen stets Gedichte sein;

b. Der Roman und die Novelle müssen stets in Prosa verfaßt sein.

6) Die größten Epiker aller Völker und Zeiten sind Homer (griechischer Dichter, der ungefähr 950 v. Chr. lebte und in zwei großen Gedichten die Belagerung von Troja und die Irrfahrten des von Troja heimkehrenden Griechenfürsten Odysseus besang), und Dante, siehe S. 221, Anm.

7) Die größten deutschen Epiker sind Wolfram von Eschenbach (siehe sein Leben S. 65) und Goethe.

§ 30. Ballade, Romanze, Rhapsodie.

1) Ballade und Romanze sind eigentlich eine Mischart, nämlich episch-lyrische Gedichte. Sie erzählen allerdings eine Begebenheit, aber sie erzählen so, daß vielfach Gefühlsergüsse eingeflochten sind. Man

erkennt sie ferner daran, daß sie meist nur Volkssagen oder geschichtliche Heldenthaten erzählen, daß die vorgeführten Personen oft sprechen, endlich, daß derlei Gedichte volksmäßig sangbar sind.

Beide lieben das Abenteuerliche, das der Zeit und dem Ort nach Anfremdende (Romantische).

Volksmäßig sangbar müssen die Balladen und Romanzen sein, d. h. sie müssen sich nach einer einfachen Melodie singen lassen.

2) Ueber den Unterschied von Ballade und Romanze herrschen die verschiedensten Ansichten. Goethe meint, man solle die mit düsterem Inhalte „Balladen", die mit heiterem Inhalte „Romanzen" nennen.

Da die Ballade aus dem düsteren, nebligen Norden, die Romanze aus dem sonnigen, heiteren Süden stammt, so traf Goethe wohl das Rechte.

3) Die besten Balladen- und Romanzen-Dichter sind Goethe, Bürger, Schiller und Uhland. Die ergreifendste Ballade ist „Lenore" von Bürger (siehe sein Leben S. 309). Auch die Romantiker, die Dichter der schwäbischen Schule und Annette von Droste-Hülshoff haben Treffliches hierin geleistet.

Suche Beispiele in den §§ 62, 72, 82, 91.

4) Die Rhapsodie (oder Märe) hat das Sangbare wie die genannten beiden Arten, aber sie erzählt einfacher, volksthümlicher, sie bringt ferner nur Bruchstücke aus der vaterländischen Heldengeschichte, und das ist ein Hauptkennzeichen von ihr.

Im alten Griechenland traten bei Festen oder sonstigen Anlässen Wandersänger (vgl. die Fahrenden des Mittelalters S. 31) ein, die meist Bruchstücke größerer (namentlich homerischer) Gedichte vortrugen, während des Singens aber einen Stab oder Lorbeerzweig in der Hand hielten, und deßhalb Stabhalter (= Rhapsoden) genannt wurden. Später nannte man derlei bruchstückartige Gesänge Rhapsodieen, und das Wort rhapsodisch kam auf für „abgerissen", „bruchstückartig".

5) Die besten deutschen Rhapsodien dichtete Uhland (siehe sein Leben S. 464). Solche sind z. B. „Graf Eberhard der Rauschebart", „Schwäbische Kunde", „Der gute Kamerad". Auch der bekannte „Prinz Eugenius" ist eine Rhapsodie.

§ 31. Sage, Märchen, Mythe.

1) Jede dieser drei Dichtungsarten erzählt seltsame, schwer zu glaubende Begebnisse, im Uebrigen sind sie verschieden.

2) In der Sage geht es noch mehr mit natürlichen Dingen zu, wenigstens ist in ihr das Fabelhafte noch ziemlich mit Glaubwürdigem untermischt. Ferner erzählt die Sage ihre Dinge von bestimmten Orten oder Zeiten oder geschichtlichen Personen. Beispiele:

Die fleißigsten Sagendichter waren die Männer der schwäbischen Schule (siehe § 91, S. 464), besonders Uhland und Gustav Schwab (siehe „Der Reiter und der Bodensee", S. 475) ferner Simrock (Professor in Bonn). Suche Beispiele in den §§ 87 und 102.

Als Sagensammler machten sich G. Schwab, Simrock und die Gebrüder Grimm verdient.

3) Das Märchen lebt ganz und gar von Spuck und Zauberei. In der Regel treten darin auch Kobolde, Riesen, Zwerge, Nixen, Feen 2c. auf. Es erzählt, wie wenn es Kinder vor sich hätte, und wenn es gut erzählt, zwingt es auch den Leser, kindlichen Sinnes ihm zuzuhören. Beispiele:

Schöne Märchen in metrischer Form dichteten Rückert (S. 478), der Maler Kopisch (S. 578) und Robert Reinick (S. 581). Ein größeres Märchen in Versen ist „Waldmeisters Brautfahrt" von Roquette.

Kleinere Märchen in prosaischer Form sammelten und erzählten sehr schön die Gebrüder J. und W. Grimm, desgleichen Bechstein, Musäus.

Größere Märchen in Prosa dichteten mit Meisterschaft Brentano (siehe das Leben Brentano's S. 438) und Chamisso. Brentano's „Gockel, Hinkel, Gackeleia" gehört zu dem Schönsten unserer Literatur, ähnlich Chamisso's „Peter Schlemihl" (siehe den Inhalt S. 451).

4) Die Mythe endlich holt ihren Stoff aus dem heidnischen Götterglauben oder aus dem daraus entsprungenen und jenen noch überlebenden Volksaberglauben.

§ 32. Poetische Erzählung, Legende, Idylle.

1) Die poetische Erzählung trägt uns eine einfache aber interessante Begebenheit in Versen vor. Es kann das ein Vorfall aus dem Leben oder auch eine hübsche Anekdote sein. Man unterscheidet ernste und komische (Schwank). Beispiele:

In der ernsten poetischen Erzählung war Chamisso Meister (vgl. Salas y Gomez S. 452), auch Annette Droste-Hülshoff (siehe deren Leben S. 662). Schwänke dichteten die Meistersänger sehr viele, am geschicktesten Hans Sachs (siehe sein Leben S. 154).

Suche Beispiele S. 116, 313, 442, 475, 476, 487, 598, 602, 611 und 650.

2) Die Legende erzählt uns eine einzelne, oft wunderbare Begebenheit aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen. Sie schöpft ihren Stoff aber nicht aus der Bibel, sondern aus alten Ueberlieferungen. Sie bringt auch fromme Sagen, die nicht verbürgt sind. Beispiele:

Ernste Legenden dichtete mit Vorliebe Herder (s. sein Leben S. 331), Simrock und Schleyer pflegten noch eifriger die Legende.

Suche Beispiele S. 335, 473 und 608.

Humoristische Legenden lieferte Hans Sachs (S. 156) und nach ihm Goethe (S. 353).

3) Das Idyll erzählt einen Vorfall aus Lebenskreisen, wo man seinen Frieden und sein Glück in Sitte und Einfachheit sucht (und findet). Es malt aber Alles so bis in's Kleinste aus, daß man es mit dem Pinsel nachmalen könnte; daher sein Name (eidyllion = Bildchen).

Das schönste Idyll in Hochdeutsch ist „Der siebenzigste Geburtstag" von Voß S. 299.

Viel schöne Idyllen in der Mundart dichteten der Badenser Hebel (siehe sein Leben S. 493) und der Schweizer Usteri (siehe Proben S. 499).

§ 33. Das Epos oder das große epische Gedicht.

1) Das Epos erzählt uns in sehr ruhiger und ausführlicher Weise eine Reihe von Begebnissen, die ein interessantes Ganze bilden.

1. In der Regel ist das Ganze ein spannendes Schicksal, sei es das einer einzigen Person (die dann der Held oder die Heldin des Epos heißt), oder einer Gruppe von zusammengehörigen Personen oder eines Volkes ꝛc. So hat ein Dichter der Neuzeit (Hermann Lingg) sogar die „Völkerwanderung" zum Inhalt eines Epos gemacht.

2. Jedenfalls muß man aber eine Haupthandlung im Epos erkennen, an welche sich alles Andere ankrystallisirt.

3. Der Dichter muß im Epos absichtlich breit erzählen, er muß mit Vorliebe beim Einzelnen verweilen und dasselbe ausmalen. So wird die Erzählung mit Beschreibung und Schilderung abwechseln. Dieses ausmalende Verweilen heißt man epische Breite. Sie ist um so lohnender, je einfacher und naiver die geschilderten Zustände (vgl. Odysseus in der gastlichen Hütte des „göttlichen Sauhirten") sind.

2) Weil das Epos mit Vorliebe das Einzelne schildert (erzählt und beschreibt), so lernen wir darin eine Menge Personen kennen, ihrem Charakter nach und selbst ihrem Aeußern nach, ebenso die Sitten, Gebräuche, Oertlichkeiten aus einer gewissen Vorzeit.

Und dadurch ist das gute Epos nicht bloß eine Schicksalsgeschichte, sondern auch ein Zeitgemälde (Culturgemälde). „Das Epos bringt somit einen Ausschnitt aus dem großen Weltbilde" (Oesterley).

3) So breit erzählt der Eposdichter, daß er auch mancherlei Vorgänge ausführlich erzählt, die nur Nebenhandlungen (Episoden) sind und die man sonst wohl nur kurz berühren würde. Diese Episoden können leicht als besondere Gedichte vom Ganzen abgelöst werden.

Im Drama z. B. ist es umgekehrt Gesetz, daß die Haupthandlung so rasch wie möglich vorwärts schreite, daß also alle nöthigen Nebenfäden so kurz wie möglich sein müssen.

4) Aus dem Gesagten erklärt sich, warum das Epos stets einen auffallend größeren Umfang hat, als so viele andere epische Gedichte. Es gibt viele Epen, die einen ganzen Band, aber auch solche, die meh-

rere Bände (Dante's „göttliche Comödie", Linggs „Völkerwanderung") füllen. Natürlich erfordert schon die Uebersichtlichkeit, daß das Epos in größere und kleinere Abschnitte zerfällt. Diese heißen bald Gesänge, bald Bücher, oder Abenteuer (aventiure) oder Rhapsodien u. s. w.

§ 34. Die verschiedenen Arten des Epos.

1) Das heroische Epos (Heldenepos, Epopoe[1]). Das in ihm dargestellte Lebensgeschick ist ganz außerordentlich spannend und dem Heldensagenkreise oder der Weltgeschichte entnommen.

Dieß Leben des Helden (oder der Heldin) ist eine Zeit des Kämpfens und Ringens mit irdischen und überirdischen Mächten, mit Verhältnissen und Umständen, ist eine Zeit, in der der Held wie das Schiff auf der stürmischen See bald die Wogen beherrscht, bald bedroht ist, von ihnen begraben und verschlungen zu werden, und endlich entweder glücklich am ersehnten Eilande landet oder ruhmvoll zu Grunde geht.

Behandelt es die Lebenskämpfe eines mittelalterlichen Helden, so heißt es auch romantisches Epos, besonders wenn es recht abenteuerlich darin zugeht, wenn z. B. Feen, Elfen, Riesen, Zwerge u. dgl. darin eine Hauptrolle spielen. Beispiele:

Die besten deutschen Nationalepen sind: „Der Nibelungen Not" und „Kudrun". Siehe deren Inhalt S. 32 und S. 46.

Das großartigste romantische Epos ist Wolframs „Parzival". Siehe dessen Inhalt S. 66.

Die schönsten romantischen Epen der Neuzeit sind: „Wieland der Schmied" von Simrock, „Amaranth" von Redwitz (siehe sein Leben S. 599), „Cäcilia" von Schulze (siehe S. 459), „Der Trompeter von Säckingen" von Scheffel.

2) Das religiöse Epos nimmt seinen Stoff aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen (Legendenepos). Beispiele:

Das herrlichste und beste religiöse Epos unserer ganzen Poesie ist der „Heliand" (um das J. 830). Siehe das Nähere S. 12 ff.

Großartiger, aber lange nicht so gelungen ist Klopstocks „Messias" (siehe das Nähere S. 287). Aus der Neuzeit ist „Jesus Messias" von Helle zu nennen.

Im Mittelalter wurden gar viele herrliche Legendenepen geschaffen, besonders wurden viele „Marienleben" gesungen. Eines der lieblichsten ist von Mönch Wernher (1173). Siehe dessen Inhalt S. 26 ff.

Sehr schön und kunstmäßig gedichtet sind die Legendenepen von Konrad von Würzburg und Rudolph von Ems. Siehe deren Leben in § 25, S. 73. Das schönste ist Konrads „hl. Alexius". Siehe dessen Inhalt S. 76.

3) Das idyllische Epos schildert uns das stillvergnügte Leben von noch einfachen, natürlichen Menschen. Es wird aber so geschildert,

---

[1] Epopoe (aus dem Griechischen) heißt eigentlich Abfassung eines Gedichtes, dann — das größere epische Gedicht selbst.

daß es dabei recht absticht von dem keineswegs glücklichen Familienleben, in welchem mit der Modekultur stets Schritt gehalten wird. Beispiele:

Halb romantisch, halb idyllisch ist „Der arme Heinrich" von Hartmann von der Aue. Siehe den Inhalt dieses überaus lieblichen Epos S. 59 und das Leben des Dichters S. 57.

Goethe's „Hermann und Dorothea". Siehe den Inhalt und Probe daraus S. 371 ff. Hebbels „Mutter und Kind" in sieben Gesängen (S. 561).

4) Das Thierepos faßt das Thierreich als eine menschlich geordnete (einen Thierstaat bildende), menschlich fühlende, redende und handelnde Gesellschaft auf, und schildert nun dasselbe an Schicksalen einzelner Thiere. Das bekannteste und älteste ist das von Reinecke Fuchs (S. 118), welches Goethe neu bearbeitet hat.

5) Das komische und humoristische Epos ist kein eigentliches Epos, sondern mehr eine Carikatur, eine Parodie (vgl. S. LXX) des ächten Epos. Bekanntere komische Epen sind:

„Der Renommist" von Zachariä. Siehe dessen Inhalt und Probe daraus S. 249 ff.

„Die Jobsiade" von Kortüm.

§ 35. Der Roman und die Novelle.

1) Der Roman war ursprünglich nichts Anderes, als ein in Prosa vorgetragenes romantisches Epos. Die ersten Romane waren nämlich fabelhafte Rittergeschichten, welche die Troubadours in romanischer Sprache abfaßten.

2) Der moderne Roman unterscheidet sich aber vom Epos in folgenden drei Stücken:

a. Das Epos tritt stets in Versen auf, der Roman stets in Prosa.

„Allerdings ist Prosa die Grundform des Romans; aber er läßt doch eine Mischung der Form zu und schmückt sein episches Kleid mit lyrischen Blumen oder schürzt es hoch auf zu rascherem dramatischen Gange (Dialog, Briefform)."

Eckhardt.

b. Das Epos schildert mehr das äußere Leben einer gewissen Zeit, der Roman mehr das innere geistige Leben, also das Denken, Urtheilen, Sinnen und Trachten gewisser Stände, gewisser Volkskreise. Der gute Roman ist somit ein feineres Culturbild, als das Epos.

Darum läßt er die Personen so viel sprechen und zwar über alles Mögliche (Geschichte, Religion, Kunst, Staat und Kirche ꝛc.) und erstrebt eine viel feinere Charakteristik, als das Epos.

Deßhalb schildert auch der Roman den ganzen Lebensgang seines Helden, sein inneres Werden, die Entwicklung, Wandlung, Läuterung, Prüfung seines Charakters und wird so eine poetische Erziehungsgeschichte der Hauptperson (oder Hauptpersonen).

c. Das Epos holt den Stoff meist aus der Vergangenheit, der Roman am liebsten aus der Gegenwart.

3) Kein Roman ist ein Kunstwerk, der nicht einen großen idealen Grundgedanken hat und folglich als Ganzes einen edlen, hohen, reinen Eindruck macht. — Aber auch im Einzelnen darf er nie das Sittlichkeits- und Schönheitsgefühl verletzen, er muß es vielmehr vervollkommnen. „Er muß daher alles Leichtfertige, Unsittliche und Verführerische, das die Reinheit des Herzens und Wandels verdirbt und besonders in den jugendlichen Gemüthern großes Unheil anrichten kann, sorgfältig verbannen" (Heunisch).

Wenigstens protestiren alle Aesthetiker dagegen, „daß man mit Machwerken, wie die eines Clauren, Spieß, Lafontaine, mit so vielen Räuber- und Ritterromanen verunglückter Literaten und Studenten jene Schöpfungen zusammenwerfe, die Männer wie Hebel, Bitzius (Gotthelf) ꝛc. für das Volk geschaffen haben, gerade um den Geschmack desselben zu heben und jene Löschpapier-Literatur zu verdrängen" (Eckhardt). Groß ist deßhalb die Verantwortung der Leihbibliothek-Besitzer! Aber sie wird zu wenig zu Herzen genommen, und Goethe's Warnung gilt heute in verstärkter Weise:

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machten sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Aber auch selbst unter den von der Kritik sonst hochgerühmten Romanen sind viele, wenigstens für die große Menge (besonders die Jugend), gefährlich, sind Giftbäume mit üppigem Baumschlag, dem naschhaften Publikum ohne Aufsicht hingestellt. Selbst der als bester deutscher Roman bezeichnete „Wilhelm Meister" ist vielfach bedenklichen Inhaltes. Auch sonst sittenreine, aber sentimentale Romane wirken meist schlimm. Sie machen das Gefühl, besonders das jugendliche und weibliche, überspannt, nehmen dem Geiste alle männliche Kraft, dem Willen die Energie, dem Herzen die Ruhe (vgl. „Werthers Leiden" S. 360).

4) Dem Stoff nach unterscheidet man historische Romane und Zeitromane. Die ersteren schildern irgend einen wichtigen Zeitabschnitt aus der Weltgeschichte, die anderen porträtiren die Gegenwart.

Als Verfasser von historischen Romanen haben sich besonders Wilhelm Meinhold („Die Bernsteinhexe", „Der getreue Ritter"), H. Grimm, Scheffel (der Form nach ein Meister, aber hie und da tendenziös karikirend, vgl. S. 584), Bolanden (vgl. S. 621) und Maria Lenzen („Melete"; „Fräulein aus dem Sassenreich") hervorgethan.

Den Anstoß zu diesen Romanen gab in Europa der englische Schriftsteller Walter Scott (geb. 1771 zu Edinburgh, gest. 1832).

5) Der Zeitroman, welcher also sich mit der Gegenwart beschäftigt, heißt:

a. Familienroman, wenn er das Privatleben der gebildeten Stände schildert, uns den Palast des Fürsten, die Salons des Adels und der Geldkönige, die stille Gelehrtenstube, das Künstleratelier, die Theater-

welt öffnet. Je nachdem kann man ihn auch religiösen Roman nennen. Beispiele:

Die künstlerisch vollendetsten Romane sind die Goethe'schen. Doch ist sein Wilhelm Meister nur für sittlich starke Leser, keineswegs für jugendliche. Ueber seinen ersten Roman „Werthers Leiden" siehe S. 360.

Romane von Aug. Lewald, Levin Schücking, Landsteiner, H. Kurz, Hackländer, Mathilde Raven.

Die zwei berühmten Romane von Gustav Freytag („Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift") S. 636.

Der vorzügliche Roman „Hermann Stark" von Redwitz.

Die religiösen Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Siehe deren Leben S. 670.

b. Dorfgeschichte, Volksbuch, wenn er das Leben des Landvolkes oder überhaupt des niederen Volkes schildert. Beispiele:

Sehr zu empfehlen sind die Schriften des Jeremias Gotthelf („Uli der Knecht", „Uli der Pächter").

Ueberaus viel gelesen sind auch Berthold Auerbachs Dorfgeschichten.

Die ältesten Volksromane hießen Volksbücher, z. B. Herzog Ernst (S. 120), Till Eulenspiegel (S. 120), der ewige Jude, Faust und das Lalenbuch (S. 158). Das zweit- und letztgenannte sind zugleich humoristische Romane.

c. Socialer Roman, wenn er mehr das öffentliche Leben schildert und wichtige Streitfragen (die gerade Hoch und Nieder beschäftigen), z. B. über die bürgerlichen Freiheiten, über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche 2c. hineinzieht.

d. Die Reise- und See-Romane. In ihnen spielt die Hauptbegebenheit auf der Land- oder Seereise. Solche schrieben Ch. Sealsfield (S. 576), Breusing, Ruppius, Gerstäcker (S. 627).

6) Die Novelle ist gewöhnlich von geringerem Umfange als der Roman. Jedenfalls aber gibt sie kein so vollständiges Lebensbild wie dieser; auch erzählt sie rascher, indem sie das Nebensächliche (die Episoden) mehr vermeidet.

Vielleicht kann man den Roman mit einem Panoramabild vergleichen, welches zu überschauen eine Reihe von Gläsern erforderlich ist, die Novelle mit einem solchen, dessen Ueberblick vermittelst weniger Gläser erreicht wird. — Ursprünglich war die Novelle eine neue Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte (nouvelle), welche ihrer witzigen und überraschenden Spitze (pointe) wegen erzählt wurde.

7) Die besten Novellen lieferten die Romantiker, besonders Tieck (siehe S. 423), ferner Paul Heyse, O. Roquette, M. Meyr, E. Höfer, Fr. v. Gaudy, C. Wörner, W. H. Riehl („Culturnovellen") und die Dichterinnen Elise Polko, L. v. Erlburg, Emmy von Dinklage-Campe und Maria Lenzen.

§ 36. Die beschreibende Epik.

1) Zur beschreibenden Epik gehört die poetische Schilderung. Sie macht entweder einen sinnlichen oder einen übersinnlichen Gegenstand (z. B. Freude, Schmerz 2c.) recht anschaulich. Diese Dichtungsart erscheint bald für sich allein, bald als ausschmückender Theil einer Erzählung. Beispiele:

Schöne Naturgemälde lieferten Kleist („Der Frühling"), Heine („Nordseebilder"), Freiligrath („Wüstenbilder") und Annette Droste-Hülshoff („Haidebilder") und Frz. A. Muth („Wanderbilder").

Vgl. die Gedichte S. 546 und S. 666.

2) Zur beschreibenden Epik zählen auch die verschiedenen Räthselarten, nämlich:

a. Das Worträthsel ist das eigentliche Räthsel. Es kennzeichnet stets das ganze Wort, ohne auf seine Silben oder Buchstaben einzugehen.

Beispiele suche unter Schillers Gedichten.

b. Die Charade oder das Silbenräthsel kennzeichnet zuerst die einzelnen Silben und dann das ganze Wort. Beispiel:

Mein Erstes seh'n mit Wonne die Piloten,
Und klagen, wenn mein Zweites droht;
Mein Ganzes wird, — wie oft vergebens! — aufgeboten,
Als Hülf' in allgemeiner Noth.

c. Das Logogryph oder Buchstabenräthsel gibt die Kennzeichen mittelst der einzelnen Buchstaben. Bald nimmt es Buchstaben hinweg, bald fügt es hinzu, bald vertauscht es sie mit andern, bald versetzt es sie. Wenn es sie in umgekehrter Ordnung stellt, so heißt es Palindrom (Rückwärtslesung), wenn es sie auf andere Weise versetzt, so heißt es Anagramm (Buchstabenversetzung). Beispiele:

Fünf Zeichen hat mein Wort: Deß Kopf ist grau und alt,
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so gibt's, was kälter ist, als kalt. Tiedge.

(Greis, Reis, Eis.)

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich:
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich,
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich. Haug.

(Schlacht, schlecht, schlicht, Schlucht.)

Nimm einer Kuh den Kopf
Und setz' ihr Herz ihr an;

Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Ist, daß sie fliegen kann. J. G. Moser.

(Kuh, Uhu.)

Vorwärts siehst du darnach ringen,
Rückwärts — gleich den Böcken springen.

(Sieg, Geis.)

II. Die lyrische Poesie.

§ 37. Im Allgemeinen.

1) Die lyrische Dichtung spricht Gefühle oder Seelenstimmungen aus und will ähnliche Gefühle, ähnliche Stimmungen bei dem Leser oder Zuhörer erwecken.

2) Weitaus die meisten lyrischen Dichtungen sind Lieder; diese aber wurden ehemals mit Begleitung der Lyra (Leyer) gesungen, woher die ganze Lyrik ihren Namen erhielt.

3) Auch die Lyrik zerfällt in mancherlei Unterarten, in Lieder, Oden, Hymnen, Dithyramben, Elegien und Heroiden. Sie alle kommen nur in Versen vor.

Uebrigens hat die Lyrik eine Menge der sogenannten Gedichtformen fast allein für sich in Anspruch genommen, so daß man sie (z. B. Sonette, Ghasele, Madrigale 2c.) häufig zu den lyrischen Unterarten zählt. Da in diese Formen aber auch ein anderer Inhalt (epischer, didaktischer) eingegossen werden kann, so haben wir sie früher an passenderem Orte besprochen.

4) Als der beste Lyriker aller Zeiten und Nationen wird von Vielen Goethe gepriesen; jedenfalls aber ist er der König der deutschen Lyriker. Siehe sein Leben Seite 344.

§ 38. Das Lied.

1) Der einfachste, natürlichste Ausdruck einer bestimmten Empfindung ist das Lied — das reine Lied nämlich, welches nichts ist als Lied.

Man braucht übrigens den Ausdruck Lied häufig für Gedichte jeder Art, bisweilen sogar für Dichtungen in Prosa.

2) Das Lied muß vor Allem sangbar sein, darum muß es einfaches Versmaß (Jamben, Trochäen) haben, gleichmäßige Strophen.

3) Die deutsche Poesie ist überreich an Liedern. Sie werden aber verschieden eingetheilt:

a. In ernste und komische Lieder. Letztere finden sich besonders in Oesterreich, Bayern.

b. In geistliche und weltliche Lieder. Jene sprechen die religiösen Gefühle aus und zerfallen in Kirchenlieder und Nichtkirchenlieder.

c. In Volkslieder und kunstmäßige Lieder.

4) Die ältesten geistlichen Lieder sind ganz volksmäßige (siehe S. 109 ff.). Das eigentliche Kirchenlied blühte besonders in der 5. und 6. Periode (1500—1748). Man lese § 42, 3 (S. 161) und § 47, 2 (S. 184) nach.

5) Vorzügliche geistliche Lieder, die nicht gerade Kirchenlieder sind, haben gedichtet:

a. Paul Fleming (S. 191), Georg Neumark (S. 192), Paul Gerhardt (S. 193) und Johann Scheffler (S. 196), sämmtlich der 6. Periode angehörig.

b. Die Romantiker, darunter am schönsten Novalis (siehe sein Leben S. 414 und Probe S. 415), Brentano (S. 438), Fouqué, der allerliebste geistliche Madrigale dichtete (siehe S. 435).

c. Karl Gerok, Fr. Daumer, Luise Hensel (siehe deren Leben S. 662) und Annette Droste-Hülshoff in ihrem „Geistlichen Jahr".

6) Die weltlichen Lieder der Deutschen (Volkslieder und kunstgemäß gedichtete) füllen große Bände: für alle Lagen des Lebens, ernste und freudige, hat es solche in Menge (Festlieder, patriotische Lieder, Trinklieder, Minnelieder, Kriegslieder, Wanderlieder, Naturlieder); ebenso hat jeder Stand seine besonderen Lieder.

7) Das Volkslied ist besonders bei uns Deutschen heimisch geworden, wie wir ja auch so reich an herrlichen Volksmelodien sind. Es blühte am meisten in der 4. und 5. Periode. Da war es so recht dem Volke die Würze des Lebens (vgl. S. 106 unten und S. 109). Beispiele:

Eine kostbare Sammlung von alten Volksliedern gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Namen „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Siehe Proben S. 151 ff.

Volksmäßige Lieder zu dichten verstanden meisterhaft Goethe, Uhland, Heine und Hoffmann von Fallersleben.

8) Die besten kunstmäßigen Lieder dichteten die Minnesänger, besonders Walther von der Vogelweide (siehe sein Leben S. 90), ferner Goethe; die Romantiker, vorzüglich Brentano und Eichendorff (siehe dessen Leben S. 460 f.); in der neuesten Zeit Geibel (siehe S. 595) und Franz Alfred Muth (s. S. 603).

§ 39. Die Ode, Hymne, Dithyrambe.

1) Alle drei Arten sind Kinder außerordentlicher Begeisterung. Der Dichter, der sie dichten will, muß von dem Gegenstande seines Sanges ganz besonders ergriffen sein, so daß durch das heftig erregte Gefühl auch die Phantasie mehr wie gewöhnlich erhitzt wird.

Dieses lebhafte Spiel der Phantasie erzeugt in allen drei Arten:

Den sogenannten lyrischen Schwung (Kühnheit der Bilder und Wendungen; Kraft des Ausdruckes; Häufung der Bilder);

die sogenannte lyrische Unordnung oder lyrische Sprünge (ungewöhnliche Wortstellung und Satzbau; besonders aber die scheinbar regellose Gedankenfolge);

die Vorliebe für einen kühneren, künstlicheren Rhythmus.

2) Ode, Hymne und Dithyrambe unterscheiden sich aber in folgenden Stücken:

a. Durch Verschiedenheit des Gegenstandes. In der Ode und Hymne ist dieser stets ein hoher, erhabener (wenigstens in den Augen des Dichters), am erhabensten ist der Gegenstand der Hymne, welche Gott und Göttliches besingt; in der Dithyrambe hingegen wird der Weingott (Bacchus mit dem Beinamen Dithyrambos) und der beseligende Genuß des Weines gepriesen.

b. Durch den verschiedenen Grad der Begeisterung. Diese steigert sich stufenweise in der Ode, Hymne und Dithyrambe. In der letzteren ist sie geradezu wild-stürmisch, trunken.

c. Hinsichtlich des Rhythmus und des Reimes. In der Hymne ist der Rhythmus noch streng geregelt und sie liebt den Reim; die beiden anderen binden sich nicht immer an die Metrik (vgl. oben die Prosaverse) und scheuen den Reim.

3) Als Oden- und Hymnendichter zeichneten sich aus: Klopstock (siehe sein Leben S. 285), Fritz Stolberg, Platen, Heine („Frieden").

Beispiele suche S. 254, 259, 267, 269, 293 und 536.

§ 40. Die Elegie und Heroide.

1) Viel sanfter, weicher muß der Dichter gestimmt sein, wenn er die Elegie und die Heroide dichtet.

2) Der Grundton der Elegie ist, wie auch ihr Name besagt, sanfte Klage, süße Wehmuth, insbesondere das Letztere. Bald ist es die Trauer um ein geliebtes Wesen, das man verloren, bald unerfüllte Sehnsucht nach dem, was dem Herzen theuer ist, bald die Erinnerung an entschwundene schöne Tage, was sich in der Elegie ausspricht.

Siehe das Beispiel von Hölty (S. 305), der überhaupt viele Elegien dichtete. Meister in der modernen Elegie ist v. Zedlitz (S. 549).

3) Die Heroide, eine durch Ovid eingeführte Dichtungsart, ist eine Elegie in Briefform, worin der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern eine andere Person, meist eine verstorbene[1] (sei es eine

---

[1] Ursprünglich waren es Heroen, Heroinnen.

historische, mythische, literarische oder fingirte Person), einer zweiten ihre elegischen Empfindungen mittheilen läßt.

III. Didaktische Poesie.

§ 41. Im Allgemeinen.

1) Die didaktische oder Lehr-Dichtung darf nicht mit der belehrenden Prosa verwechselt werden. Eine Predigt z. B. wird, wenn sie auch noch so blumen- und bilderreich ist, doch nicht zu den Dichtungen gezählt.

Manche zählen die didaktische Dichtung zu der Lyrik. Andere sagen, daß sie lyrisch („Glocke"), episch („Zauberlehrling") und dramatisch („Nathan") sein könne, und deßhalb keine besondere Dichtungsart sei.

2) Will die didaktische Poesie auch belehren, so will sie es nämlich doch nicht durch Aufzählung von Verstandesgründen und Beweisen, sondern sie stellt eine Lehre in möglichst schönem Bilde dem Leser oder Zuhörer vor, damit es dessen Phantasie und Gefühl und dadurch den ganzen Geist (also auch Verstand und Willen) für die versinnlichte Wahrheit gewinne.

3) Man unterscheidet zwei Arten von Lehrdichtungen:

a. Uneigentliche, in welchen die Lehre mehr verhüllt, unter einem Bilde, gegeben wird. Sie haben am meisten den Charakter ächter Poesie. Wir nennen hier die Allegorie, das Gleichniß, die äsopische Fabel, die Parabel und die Paramythie. Sie kommen bald mit, bald ohne Versmaß vor.

b. Eigentliche, in denen die Lehre geradezu, also unverhüllt, ohne Bild gegeben wird. Sie treten (die Satire ausgenommen) nur in Versen auf.

§ 42. Die uneigentlichen Lehrdichtungen.

1) Was wir unter Allegorie (wir meinen hier aber die ausführlichere) verstehen, ist schon S. XXII der Poetik dargethan. Auch Beispiele sind dort angeführt.

Der abgebildete Gegenstand darf also vorerst nicht genannt, nicht einmal angedeutet werden. Der Leser muß ihn errathen und höchstens darf der Dichter am Schlusse, wo der Leser es schon errathen hat, den Schleier heben und die Sache nennen.

2) Ebenso ist schon oben (S. XXVI der Poetik) das Wesen des Gleichnisses erörtert. Beim Gleichniß ist der abgebildete Gegenstand gleich Eingangs genannt oder doch angedeutet, bei der Allegorie entweder gar nicht oder erst am Schlusse.

3) Die Fabel, Parabel und Paramythie sind sich darin ähnlich, daß alle drei einen für ihren Zweck besonders erdichteten Vorfall erzählen. Parabel und Paramythie haben unter sich noch besondere Aehnlichkeiten. Ihre Unterschiede sind folgende:

a. Die Fabel predigt Lebensklugheit, Vorsicht, Fleiß rc., und sorgt somit mehr nur für unser irdisches Glück, die beiden andern geben Lehren höherer Art, predigen Tugend, Religiosität rc., und sorgen somit für unser Jenseits.

b. Die Fabel holt den Vorfall meist aus der vernunftlosen, besonders der Thierwelt, die beiden anderen aus der vernünftigen Welt, und zwar die Paramythie aus der antiken Mythenwelt oder aus der Welt der Engel, Genien rc.

c. Die Fabel erzählt stets so, als wäre der Vorfall irgendwo einmal wirklich vorgekommen, die beiden anderen brauchen denselben nicht für wirklich und nur als einmal passirt hinzustellen.

4) Bekannte Fabeldichter sind Gellert, Gleim, Pfeffel, Lessing rc. Sehr schöne Parabeln schrieb Krummacher, Herder.

Suche Beispiele S. 170, 271, 325.
Suche Beispiele S. 336.

§ 43. Die eigentlichen Lehrdichtungen.

1) Das höhere Lehrgedicht macht uns erhabene Wahrheiten, z. B. von Gottes Dasein, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Vorsehung, von der Nothwendigkeit der Tugend rc. anschaulich.

Beispiele sind: Hallers „Vom Ursprung des Bösen“, Tiedge's „Urania“, Rückerts „Weisheit des Brahmanen“ rc.

2) Die Satire oder Spottdichtung macht die Thorheiten und Verkehrtheiten der Welt lächerlich. Bisweilen sind es auch nur vermeintliche Thorheiten, die ein Dichter geißelt. Beispiele:

Aeltere Satiriker sind: Seb. Brandt (vgl. „Das Narrenschiff“ S. 130), und die im § 43 Genannten: Fischart, Murner, von Hutten.

Neuere Satiriker sind: Rabener, die Humoristen (besonders Jean Paul, vgl. § 84, S. 402), Börne, Heine (S. 533), Brunner (vgl. S. 566) und F. Reuter. Auch Goethe verstand sich gut auf die Satire („Reinecke Fuchs“).

3) Der Satire vielfach ähnlich sind die Parodie (Nebengesang) und die Travestie (Umkleidung). Beide sind öfters satirisch, beide suchen durch Witz und Laune zu unterhalten, beide beziehen sich auf bekannte ernste Gedichte; ihr Unterschied aber ist folgender:

a. Die Parodie schiebt dem ernsten Gedichte einen anderen und zwar trivialen Inhalt unter, behält jedoch die äußere Form und (so weit möglich) selbst die Ausdrücke bei. (Vgl. das nachher folgende Beispiel.)

b. Die Travestie behält den Inhalt des ernsten Gedichtes bei, zieht ihn aber durch trivial-komische Ausdrucksweise in's Lächerliche. So travestirte Blumauer Virgils „Aeneide".

Die Erscheinung im Kaffeesaale.

(Parodie auf Schillers „Mädchen aus der Fremde".)

In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint nach jedem Mittagsmahl,
So wie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen thun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Es schenket Jeder eine Gabe,
Der Witz und Jener scharfen Blick,
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatscht zurück.

Zum Tadel dienen alle Gäste:
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar. Röller.

4) Zu den spruchartigen Dichtungen gehören:

a. Die Sprüche gewöhnlicher Art, wie sie die Meistersänger so unermüdlich dichteten, und wie sie noch in manchen Gegenden Deutschlands[1] heimisch sind.

[1] Besonders sind die Hochzeitssprüche noch sehr beliebt. In der Gegend von Donauwörth (Bayern) z. B. werden solche vom Hochzeitslader von der Schwelle des Gasthauses aus an die im Halbkreise sich aufstellenden Brautleute und Hochzeitsgäste vor dem Eintritte in das Gasthaus vorgetragen. Diese Sitte hat einen Geistlichen jener Gegend (Joh. Gg. Lechner) veranlaßt, ein sogenanntes „Leibbuch für Braut- und Eheleute, Eltern und Kinder, enthaltend 66 Hochzeitssprüche in gebundener Rede", herauszugeben, welches für derartige Zwecke sehr zu empfehlen ist. Diese Sprüche sind sehr edel gehalten und auch formrichtig. Die 200 dem Buche

Siehe die verschiedenen Arten, wie: Klopfan, Weingrüße &c. und besonders die Priameln S. 126 ff.

b. Die Gnome, welche weise Lehren und Lebensregeln sinnreich und kurz ausdrückt, ohne auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommniß hinzudeuten. — Ist eine ganze Kette von Gnomen zusammengestellt, so heißt sie Spruchgedicht.

Beispiele von einzelnen Gnomen siehe bei Herder S. 338. Beispiele von Spruchgedichten sind „Freidanks Bescheidenheit" (vgl. S. 99) und „Der Cherubinische Wandersmann" von Johannes Scheffler (vgl. S. 197).

c. Das poetische Sprüchwort ist nichts anderes, als eine im Volksmund lebende Gnome.

d. Das Epigramm (soviel wie „Aufschrift") ist der Gnome ähnlich, deutet aber auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommniß hin und schließt stets mit einer Ueberraschung (pointe). Es heißt auch Pfeilgedicht, weil es oft satirisch ist und scharf trifft. Gern übt sich der Witz in ihm. Meister darin war der überaus scharfsinnige Lessing. Siehe dessen Leben S. 314.

Suche Epigramme von Logau S. 205 und von Lessing S. 326.

5) Die poetische Epistel ist eine Lehrdichtung in Briefform.

IV. Dramatische Poesie (Theater-Dichtung).

§ 44. Im Allgemeinen.

1) Das Wort „Drama" bezeichnet im Griechischen so viel wie Handlung. Die Griechen verstanden aber darunter die eben jetzt werdende Handlung, und gerade diese stellt die dramatische Poesie vor die Augen des Zuschauers.

2) Im Drama erzählt also der Dichter nicht, sondern er läßt die vorkommenden Personen wie in der Gegenwart Lebende auftreten und vor unseren Augen handeln und sich aussprechen. Dadurch wird das Drama gleichsam ein lebendes Bild mit Gespräch und Handlung.

Der Epiker bringt die Vergangenheit als solche zur Kenntniß, der Dramatiker macht sie zur Gegenwart. — Im Drama ist uns sowohl Thatsächliches wie Gefühlserguß geboten.

3) Das Drama muß noch viel mehr als das Epos ein abgeschlossenes Ganze bilden, also Einheit der Handlung haben. Und

---

noch beigegebenen poetischen Erzählungen sind größtentheils recht spannend und lehrreich. Lehrer und Katecheten können damit ihren Unterricht beleben. Das Buch ist in zweiter Auflage erschienen und der Helb'schen Buchhandlung in Neu-Ulm in Commission gegeben.

diese eine Haupthandlung muß vollständig vor dem Zuschauer werden (sich entwickeln).

Die vorgeführten Ereignisse müssen also so verkettet sein, daß jedes Folgende aus dem Vorhergehenden abgeleitet ist als Wirkung einer schon bekannt gemachten Ursache. Dieses Begründen der Ereignisse heißt Motiviren. — Damit hängt die scharfe Charakterisirung zusammen, die dem Drama eigen sein muß, damit es die letzten Quellen der entscheidenden That — die innersten Leidenschaften oder Tugenden — offenbare. Die Charakterisirung soll aber durch das Handeln der Personen vor dem Zuschauer zu Stande kommen, nicht durch Schilderung des Charakters.

4) Der Stoff des Dramas heißt die Fabel des Stücks. Er braucht aber nicht fabelhaft oder rein erdichtet zu sein. Im Gegentheil, am besten taugen historische, sagenhafte Stoffe. — Die Hauptperson heißt Held, wie beim Epos und Roman.

5) Das Drama kann in Prosa oder in Versen auftreten. Gewöhnlich wählt man, wenn es metrisch werden soll, fünffüßige, reimlose Jamben.

6) Meistens sprechen zwei oder mehr Personen mit einander (Dialog = Gespräch); zuweilen redet auch eine Person mit sich selbst (Monolog = Selbstgespräch). Der Prolog leitet das Stück ein, der Epilog ist ein poetisches Nachwort.

7) Am guten Drama unterscheidet man drei Haupttheile:

a. Die Erörterung (Exposition), welche den Zuschauer mit den Verhältnissen bekannt macht, die er kennen muß, um die Haupthandlung zu verstehen.

b. Die Verwicklung (Intrigue).

c. Die Lösung (Katastrophe) oder Ausgang.

8) Die Anfänge des deutschen Dramas fallen in die 4. Periode (1300—1500). Siehe S. 130 ff.

9) Der größte Dramatiker aller Völker und Zeiten ist der Engländer William Shakespeare (siehe seine Personalien S. 324 unten). Der größte deutsche Dramatiker ist Schiller (siehe sein Leben § 78, S. 379).

§ 45. Die rein dramatischen Dichtungen.

1) Die Tragödie stellt den Ernst des Lebens so dar, daß der Held des Stückes dabei unterliegt. Also tragischer Ausgang muß bei der Tragödie sein. Sie muß den Zuschauer zu Furcht und Mitleid fortreißen, ihn dadurch sittlich erheben und reinigen. Beispiele:

Goethe's „Götz von Berlichingen" (siehe dessen Inhalt S. 358); Goethe's „Faust" (siehe S. 376 ff.).

Schillers frühere Dramen („Die Räuber" waren das erste) sind weniger gut;

um so besser seine späteren: „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“.

Körners „Zriny“ (S. 429).

Franz Grillparzer's Tragödien sind die besten der Neuzeit (siehe S. 559 ff.).

2) Das Lustspiel (Komödie) stellt das Leben von seiner heitersten, ja lächerlichen Seite dar, bringt also Mißverständnisse, Thorheiten, Schwächen der Menschen auf die Bühne. Beispiel:

Das beste (freilich mehr ein heiteres Schauspiel zu nennende) Lustspiel schrieb Lessing: „Minna von Barnhelm“. Siehe dessen Inhalt S. 318.

In der neuesten Zeit schrieben Bauernfeld und Benedix treffliche Lustspiele. Preisgekrönt ist Schauferts: „Schach dem Könige“.

3) Was weder Tragödie noch Lustspiel ist, heißt Schauspiel. Es kann in seinem Verlauf Ernstes und Heiteres bringen, bald Besorgniß, bald Rührung erregen, aber — es muß stets freudig schließen. Beispiele:

Das vorzüglichste Schauspiel ist Goethe's „Iphigenie“. Es ist zugleich eine der feinsten aller deutschen Dichtungen. Siehe den Inhalt S. 363.

Gleichfalls berühmt, aber für ein Drama zu arm an Handlung ist Goethe's „Tasso“ (S. 366).

Sehr gelobt ist auch Kleists „Käthchen von Heilbronn“ (S. 448).

In der neuesten Zeit schrieben Mosenthal, Charlotte Birch-Pfeiffer viele, darunter treffliche Schauspiele. Vorzüglich ist auch Schauferts „Vater Brahm“.

§ 46. Die mit der Musik verbündeten Dramen.

1) Die Oper ist eben das musikalische Drama. Sie kann tragisch oder komisch sein. — Die Hauptbestandtheile sind: Recitativ (was sonst der Dialog), eine Art deklamatorischen Halbgesangs; die Arie (was sonst der Monolog); Duett, Terzett, Quartett &c., wenn zwei, drei &c. Personen gleichzeitige Gefühle kund geben; Chor, worin viele oder alle Personen dieß thun.

2) Unterarten der Oper sind:

a. Die Operette, Singspiel, kleine Oper.

b. Das Melodrama mit bloß einleitender oder den Monolog begleitender Musik.

c. Das Intermezzo, ein kleines Singspiel zur Einschiebung zwischen die Akten großer Stücke.

d. Das Vaudeville, ein Volksstück mit eingeschobenen Volksmelodien. Es soll seinen Namen von seinem Entstehungsort Vau de Vire (Normandie) haben.

Deutsche National-Literatur.

Einleitung.

§ 1. Literatur und Literaturgeschichte.

Literatur (von litera = der Buchstabe) heißt so viel als Schriftwesen. Die deutsche Literatur umfaßt also alle Schriften deutscher Sprache. Zur deutschen National-Literatur aber rechnet man vorzüglich die deutschen Dichtungen. Aus den Dichtungen kann man nämlich eine Nation, ihren Geist, ihren Charakter und ihre Denkweise am besten kennen lernen. Für die Dichtungen hat auch die ganze Nation Interesse, für die andern Schriftwerke mehr nur der eine oder der andere Stand.

Eigentlich werden zur Literatur alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes gerechnet, also auch die nicht geschriebenen, nur im Munde des Volkes fortgepflanzten, wie z. B. viele Sagen und Lieder. Weil aber weitaus die größte Zahl jener Erzeugnisse in Schriften niedergelegt sind, so kam der Name Schriftwesen oder Literatur für die Summe aller auf.

2) Die National-Literatur heißt auch die schöne Literatur. Sie umfaßt ja die Werke der Dichtkunst, und diese hat, wie die Malerei und Tonkunst 2c., uns den Genuß des Schönen zu vermitteln. Vgl. die Poetik § 1.

3) Die Geschichte der deutschen National-Literatur soll uns nun mit den schönsten deutschen Dichtungen aller Zeiten, sowie mit ihren Verfassern bekannt machen. Diese Geschichte greift also auch in die Zeit zurück, wo noch keine einheitliche deutsche Schriftsprache bestand, wo vielmehr auch in der Schrift die verschiedenen Mundarten herrschten und jeder Dichter in seiner heimathlichen sang.

Selbst in das germanische Alterthum greift sie zurück, wo auch die Vorfahren der heutigen Holländer, Flamänder, Dänen, Isländer, Schweden, Norwegen und Engländer zu den alten Deutschen zählten und also mit „deutscher Zunge" sangen. Dennoch werden wir nicht allen aus dieser altgermanischen Zeit stammenden Dichtungen eine Stelle in diesem Buche einräumen: ein Theil derselben bleibt viel-

mehr der Literaturgeschichte genannter Völker zugewiesen, weil sich deren Vorfahren frühzeitig von der germanischen Familie loslösten, ihre eigenen Wege gingen, sich zu selbständigen Völkern entwickelten, in der Umgangssprache unsern Vorfahren immer fremder wurden und natürlich mit der Zeit eine eigene, von der unserigen sehr verschiedene Schriftsprache annahmen. Die übrigen deutschen Dichtungen aber, wenn sie anders von Bedeutung sind, werden wir alle in dieser Literaturgeschichte verzeichnet finden; selbst die Poesien der Schweizer sind nicht ausgeschlossen. Denn diese lösten sich erst in der Neuzeit von der deutschen Volksfamilie ab und besitzen darum nicht bloß dieselbe Schriftsprache mit uns, sondern sind uns auch im Volksdialect mehr verwandt geblieben. Zwischen ihnen und uns bestehen also auf dem Gebiete der Poesie und deren Geschichte keine Grenzpfähle.

§ 2. Deutsche Sprache und Schrift.

1) Neben der deutschen Schriftsprache, welche nun, soweit die deutsche Zunge klingt, gelehrt, verstanden und von Gelehrten und Gebildeten auch gesprochen wird, leben im Munde des Volkes noch in reichster Mannigfaltigkeit die vielen Mundarten (Dialecte) fort. Wie uns aber die vergleichende Sprachforschung belehrt, weisen alle diese Mundarten auf eine deutsche Grundsprache — die germanische Sprache — hin, welche in grauer Vorzeit von unsern Vorfahren, den Germanen, gesprochen wurde, zu einer Zeit, wo sie freilich nur erst ein Völklein, ein Anfangsvolk waren. Als sie aber sich vermehrten, auf größere Gebiete sich ausbreiteten, da veränderte sich unter den Einflüssen des Klimas, des Wanderlebens und natürlich auch der Zeit jene Grundsprache im Munde der einzelnen zu Volksstämmen heranwachsenden Germanen-Gruppen. So spaltete sich also die germanische Ursprache schon in der vorgeschichtlichen Zeit in zwei auffallend verschiedene Abarten, nämlich in das Ost- und Westgermanische. Ersteres gliederte sich dann wieder in das Nordische und Gothische, so daß letzteres uns eben so fern steht, wie etwa Isländisch. Das Westgermanische aber erlebte (wohl gegen das 7. Jahrhundert hin) die auffallende Scheidung in „Das- und Datsprache", d. h. in Alt-Hochdeutsch (= Altoberdeutsch) und in Alt-Niederdeutsch. Vergleichen wir nun die urgermanische Sprache mit einem Baumstamme, so erscheinen uns das Gothische, Nordische, Hochdeutsche und Niederdeutsche als dessen Aeste. Kaum waren aber diese Aeste hervorgewachsen und etwas erstarkt, so brachen auch schon Seitenäste an ihnen hervor, und an diesen sproßten wieder Zweige und Zweiglein in üppigster Weise, d. h. es bildeten sich wieder verschiedene gothische, hochdeutsche ꝛc. Mundarten, und auch diese zersplitterten sich im Laufe der Zeit und bei Vermehrung der Volksstämme noch weiter. Streng genommen sind es jetzt der Mundarten fast so viele, als Quadratmeilen von Deutschen bewohnt werden, so mannigfaltig sind die Schattirungen, die das deutsche Sprachleben darbietet. Wir können uns nun hier nicht

darauf einlassen, alle diese Dutzende, ja Hunderte von Volksdialecten aufzuzählen; wohl aber ist es am Platze, jene Erstlingsdialecte, welche am auffallendsten von einander abweichen, sowie auch noch die zunächst aus ihnen hervorgesproßten etwas genauer in das Auge zu fassen. Die Ersteren wollen wir, wie üblich, Hauptmundarten, die Andern — Nebenmundarten nennen. Natürlich kann man ihre Gebiete nicht haarscharf abgrenzen, da die Mundarten bekanntlich so allmälig in einander übergehen, wie ungefähr die Farben des Regenbogens.

2) Das Gothische war die Sprache der gothischen Germanen (an der unteren Donau). Es starb bald aus. Daher kommt es denn auch, daß wir so wenig Kenntniß von seinen Nebenmundarten haben. Wir besitzen nämlich nur wenige gothische Schriftwerke, die aber keine Dichtungen sind (vgl. § 5). Doch können wir daraus hinreichend die Kraft und den Wohllaut des Gothischen kennen lernen.

3) Das Hochdeutsche, welches in dem südlichen (mit Einschluß der Schweiz und des Elsaß) und mittleren Deutschland gesprochen wurde, trieb die meisten Seitenäste. Kein Wunder, denn es wurde unter den deutschen Kaisern, zumal den fränkischen und schwäbischen[1], immer herrschender. Erobernd drang es gegen das nördliche Deutschland vor. — Jahrhunderte nun bestehen schon folgende hochdeutsche Nebenmundarten[2]: das Alamannische (Schweiz, Elsaß, südliches Baden und südlichstes Württemberg); das Schwäbische (Mittelbaden, Württemberg, Hohenzollern, Südwesten Bayerns); das Bayerische (Oberbayern, Tirol, Steiermark); das Oesterreichische; das Fränkische (Norden Württembergs, Nordosten Badens, Bayern, nördlich von der Donau); das Pfälzische (Rheinbayern, badische Pfalz, Hessen bis Mainz und Frankfurt). Ferner gehören hierher die mitteldeutschen Nebendialecte, in die sich freilich auch niederdeutsche Elemente eingelebt haben: das Thüringische, das Obersächsische (Sachsen, preußisch Sachsen und die kleinen sächsischen Länder); das Schlesische; das Kurhessische und Mittelrheinische. Auch die Mundarten der Longobarden und der Burgunder gehörten zum Hochdeutschen, doch ist die burgundische

[1] Zur Zeit der Karolinger war das Fränkische, unter den Staufen das Schwäbisch-Alamannische vorherrschend.

[2] Nach neueren Forschungen müßten wir hier freilich noch feinere Distinctionen machen. Denn sie weisen nach, daß das Schwäbische lediglich das zur neuhochdeutschen Lautstufe gesteigerte Alamannische sei, während dieses selbst nur eine auf dem mittelhochdeutschen Standpunkt stecken gebliebene und deßhalb verkümmerte Ruine eines mittelhochdeutschen Idioms genannt werden könne. Ebenso sind den Germanisten das Bayerische und Oesterreichische nur Abarten eines Dialectes, des Bajuwarischen. (Vgl. Dr. Baumann, Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität in den „Forschungen zur deutschen Geschichte 1876“.

ganz[1], die longobardische bis auf geringe Spuren verschwunden. Das Longobardische lebt nämlich nur noch fort in den deutschen Sprachinseln in Welschtirol und Venetien: Sette communi (bei Vicenza), Luserna, Folgarnit u. s. w. Hier eine Probe aus Frommann's „Deutsche Mundarten“:

Jungez, liarn pa zaiten z'pêten,	Kind, lerne bei Zeiten beten,
Precht, bia dain muder küd	Sprich, wie deine Mutter sagt:
„Main liber gott! An ich pitt ach	„Mein lieber Gott! Ich bitte euch[2]
Guten wis schänket miar.“	Gute Weise schenket mir.“
A'so pitt ilcharn morgend	So bitte jeden Morgen,
A'so pitt ilcharn abend	So bitte jeden Abend.
Dar libe gott dich sighet hörtan,	Der liebe Gott sieht dich immer,
Men licht, men tunkel 'z ist.	Ob hell, ob dunkel es ist.
Benn du volghest ghearn	Wenn du folgest gern,
Benn du thüst sain halga bille	Wenn du thust seinen heiligen Willen,
Danne er vürt dich ledig kille,	Dann führt er dich ganz traulich
Bia an gutar hiart sain schâf;	Wie ein guter Hirte sein Schaf;
Er ghit trank af sainen prunnen	Er gibt Trank ab seinem Quell
Un in sain armen sůzen slâf.	Und in seinen Armen süßen Schlaf.

4) Aus dem Niederdeutschen entwickelten sich: das Friesische und Altsächsische, welches letztere aber bald in sechs Seitenäste auseinanderging, so daß wir zum Friesischen (nur noch in zerstreuten Resten an den Ufern der Nordsee vorhanden) noch das Plattdeutsche (Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg bis nach Pommern), das Märkische, das Westphälische, das Niederrheinische, das Angelsächsische (450 n. Chr. nach England verpflanzt und durch Vermischung mit dem Normännisch-Französischen zum Neuenglisch geworden), und das Niederländische (woraus das heutige Holländische und Flamändische) als niederdeutsche Mundarten zählen müssen. Dies erklärt uns auch, warum die altangelsächsischen und altniederländischen Dichtungen aus diesem Buche ausgeschieden und den Engländern, beziehungsweise den Holländern zugewiesen sind.

5) Das Nordische oder Skandinavische war im heutigen Island, Norwegen, Schweden und Dänemark zu Hause. Zuerst entsproßten aus ihm der altnorwegische und der altschwedische Seitenast; dann theilte sich ein jeder wieder in zwei ansehnliche Mundarten, der erstere nämlich in die isländische und neunorwegische, der andere in die neuschwedische und die dänische.

---

[1] Die sog. Burgunder in Wallis, Berner Oberland, Macugnaga, Bosco (Tessin), in den Walserthälern Vorarlbergs sind lediglich biderbe Alamannen oder, was dasselbe ist, Schwaben.

[2] Genau: „ich anbitte“.

Wir wollen diese vier als Nebenmundarten gelten lassen. — Es geht aus dieser Darstellung hervor, warum wir auch die altnorwegischen und altschwedischen Dichtungen als an die Norwegen, Schweden, Dänen und Isländer ausgeliefertes Gut ansehen.

6) Die deutsche Schriftsprache ist jünger als die meisten der genannten Mundarten. Sie erlangte erst im 16. Jahrhundert allgemeines Ansehen. Luther trug, wie wir später sehen werden, wesentlich dazu bei. — Sie ist in Wahrheit eine Schriftsprache; denn ihre Grundlage ist die zu Luthers Zeit in den Hofkanzleien angewandte Sprache, die nie gesprochen wurde. Wie schon hieraus und aus noch andern später anzuführenden Thatsachen hervorgeht, bildet das Hochdeutsch den Kern unserer Schriftsprache. Sie heißt darum auch die neuhochdeutsche Schriftsprache, oder kurzweg: Hochdeutsch. Will man also von der neuhochdeutschen Volkssprache reden, so muß man, um Mißverständnisse zu vermeiden, dieß ausdrücklich zu verstehen geben.

7) Vor Luther herrschten in der Prosa wie in der Poesie natürlich nur die Mundarten, vorwiegend die hochdeutschen. Zwar bildete sich zur Zeit der Hohenstaufen ein feineres Hochdeutsch, welches ziemlich vom Dialect emancipirt war und am Hofe (höfische Sprache), sowie überhaupt von den Gebildeten gesprochen und geschrieben wurde; allein es war doch nicht ohne alle dialectische Färbung und zudem mehr nur für das südliche Deutschland gebräuchlich und verständlich. Im 16. Jahrhundert nun kam, besonders durch Luther, die deutsche Prosa unter die Herrschaft der Schriftsprache, die Poesie aber erst durch Opitz (1618). Von da an breitete dieser stattliche, veredelte Baum immer mehr seine Aeste über unsern Dichtergarten aus, und bald sammelten sich alle deutschen Singvögel unter seinen Zweigen. Lange Zeit hindurch wurde fast gar nicht mehr in der Mundart gedichtet. Doch allmälig schlugen einzelne Sänger auch wieder diesen Ton an, besonders in der neuesten Zeit. Die besten und bekanntesten derselben werden wir am passenden Orte nennen.

8) Selbstverständlich änderte sich die deutsche Sprache im Laufe der Zeit auch an Ort und Stelle, theils zum Schlimmeren, theils zum Besseren. Die durchgreifendste Veränderung erlebte das Hochdeutsch, und zwar zweimal in besonders auffallender Weise: erstmals im 10. und 11. Jahrhundert, das andere Mal Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts. Darum unterscheidet man ein dreifaches Hochdeutsch: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch (vorzüglich als Schriftsprache). Demgemäß kann man überhaupt von Altdeutsch, Mitteldeutsch und Neudeutsch sprechen.

9) Schließlich auch ein Wort über die deutsche Schrift. Schon die alten Germanen hatten eine Art Schriftzeichen, Rûnen genannt. Sie wurden aber nicht sowohl in gewöhnlichem Verkehre oder Schrift-

wesen gebraucht, als vielmehr zu religiösen Zwecken: Loos, Weissagung, Zauberung. Daher denn auch der Name: denn rûna heißt im Gothischen und Angelsächsischen so viel als Geheimniß. Diese Formeln wurden auch nur geflüstert, geraunet. Die Züge der Runen sind stabartig; wahrscheinlich wurden sie auch durch Stäbe dargestellt. Da ihnen etwas Heidnisches anklebte, verschwanden sie unter den Christen. Unsere jetzige deutsche Schrift ist nichts Anderes, als die im Laufe der Jahrhunderte eckig und verschnörkelt gewordene lateinische Schrift. Sie hat sich übrigens in dieser Form nun einmal festgesetzt und ist gewissermaßen deutsch-national geworden.

Das Gebet des Herrn in altdeutschen Mundarten.

1. Gothisch (aus Ulfila's Bibelübersetzung).

Atta unsar thu in himinam,	Vater unser du in (den) Himmeln,
veihnai namo thein; qimai	geweiht werde Name dein; (es) komme
thiudinassus theins; vairthai	(die) Herrschaft dein; (es) werde
vilja theins, sve in himina,	(der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel,
jah ana airthai; hlaif unsa-	auch auf Erden; Brod unse-
rana thana sinteinan gif	res dies fortwährende gib
uns himma daga, jah af-	uns diesen Tag, und erlas-
let uns thatei skulans sijaima, svas-	se uns daß Schuldige wir seien, so
ve jah veis afletam thaim	wie auch wir erlassen diesen
skulam unsaraim; jah	Schuldigen unseren; und
ni briggais uns in fraistub-	nicht bringest uns in Versuch-
njai, ak lausei uns af	ung, sondern löse uns ab
thamma ubilin. Amen.	diesem Uebel. Amen.

2. Hochdeutsch (aus dem 8. Jahrhundert).

Fater unser dû pist in himilum.	Vater unser, du bist in Himmeln.
Kauuîhit sî namo dîn. Pi-	Geweiht sei Name dein. Zu-
qhueme rîhhi dîn. Uuesa	komme Reich dein. (Es) werde
dîn uuillo, sama so in himi-	dein Wille, sowie in (dem) Him-
le ist, sama in erdu. Pilipi	mel (er) ist, so in (der) Erde. Nahrung
unsraz emizzigaz kip uns	unsere immerwährende gib uns
eo gauuanna. Enti flâz uns	allezeit. Und erlaß uns
unsro sculdi, samo sô uuir	unsere Schulden, so wie wir
flâzzames unserêm scolôm.	erlassen unsern Schuldnern.
Enti princ unsih ni in	Und nicht bring uns in
chorunka. Uzzan kaneri unsih	Versuchung; sondern heile uns
fona allen suntôn.	von allen Sünden.

3. Hochdeutsch (alamannisch aus dem 9. Jahrhundert).

Fatter unseer thu pist in himile. Wihi namun dinan. Qhueme rihhi din. Werde willo din so in himile, soso in erdu. Proth unseer emezhic kip uns hiutu. Oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazem uns . . . sculdikem. enti ni unsih firleiti in korunca, uzz erlosi unsih fona ubile.

4. **Hochdeutsch** (aus dem 11. Jahrhundert).

Fater unser, dû in himile bist; dîn namo werde geheiligot; dîn rîche chome; dîn wille geskehe in erdô alsô in himile. Unser tagolîcha brôt kib uns hiuto; unde unsere sculde belâz unz, alsô ouh wir belazend unsern sculdigen; und in chorunga ni leitest dû unsih; nu belôsi unsih fone ubile.

5. **Niederdeutsch** (nach dem Heliand).

Fadar usa thu bist an them himilô; gewîhid sî thîn namo, kuma thîn rîki; wertha thîn willeo alla so sama an erthu, sô thâr uppa ist an them himilô; gif us dagô gihwilîkes brôd; endi alât us managorô mênskuldio al sô wi ôthrun mannun dôan; ne lât us farlêdean, ak hilp us withar allun ubilon dâdiun.	Vater unser, du bist in dem Himmel. Geweiht sei dein Name. (Es) komme dein Reich. (Es) werde dein Wille all ebenso auf Erden, wie (es) daroben ist in dem Himmel. Gib uns der Tage jeglichen Brod. Und erlaß uns die Menge der Meinschulden, all wie wir andern Menschen thun. Nicht laß uns verleiten, sondern hilf uns wider alle üble Thaten.

Proben zur Vergleichung der neudeutschen Mundarten.

1. Hochdeutsche Schriftsprache.

Hört zu! Siehe es ging ein Säemann aus zu säen, und es begab sich, indem er säete, fiel Etliches an den Weg; da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinichte, wo es nicht viel Erde hatte.

2. Schwäbisch.

Heared zue! Lueg 'sischt a Säema ausg'ange z'säed, und 'shat's gean, wie ar gsäet haut, isch ebbes an Wäg gfalla; doa send d'Vögel underm Himl komme und henns (hans) aufgfressa! Ebbes ischt ens Schtanik gfalla.

3. Bayerisch.

Loßt enk sogng! A moi is a Baur ufs Sahe rausganga, und wier a denn do gsaht hot, is em a Thoai Samma r=ane Weg no gfoin; do sann d'Vögi vom Himmi ra kommo, und hammatn aufgfrößn. A Thoai is eam in an schtoainga Bohn gfoin.

4. Alamannisch.

Loset au! S'isch a Ma ins Seihe usegange; just woner gseiht het, sin'm e meng Chörnli uf der Weg abikeiht; do sin d'Vögl ab'm Himmel chumme, un hen d'Chörnli weidli ufgfresse. Ne Wischli isch uf der steinig Boden keiht, wo numme e weng Erd gsi isch.

5. Pfälzisch.

Paßt uf jetzt! Do is e mol e Säemann ins Säe gegange, un hot gesäet, do is e Dheel vun dem Soome an de Weech gefalle, un do sin die Vöchel unnerm Himmel kumme, un hawwe Alles minanner uffg'fresse. En anner Dheel is uf de steeniche Bodde gefalle, wo nit viel Erd gewese is.

6. Niedersächsisch.

Härt tau! Et gink ein Saiemann ut tai saien, un et begaf sek, as he saiete, feelen en Deel Kören innen Weg, da kämen de Vögel unner den Himmel und fraten se up. En Deel Kören feelen in dat Steinige, da et nich veel Eere habbe.

7. Westphälisch.

Höret tau! Sü et chink'n Säggemann ut to säggen, un et begaff sek, derwile hei säggede, feel en Däl an den Weg, do keimen de Vögel unner dem Himel und fratten et upp. En Däl feel in dat Steinichte, do et nich veel Ere habde.

§ 3. Eintheilung der Literaturgeschichte.

1) Die Geschichte der deutschen Poesie wird häufig in drei große Zeiträume abgetheilt, und zwar (mit Rücksicht auf die Entwicklung des Hochdeutschen) in die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Zeit. Um jedoch nicht zu vielerlei Eintheilungsgerüste zu brauchen und um zum Voraus eine Uebersicht über den Entwickelungsgang der Poesie selbst zu bieten, theilen wir den gesammten Stoff in acht Perioden ab.

2) Demgemäß erhalten wir:

Erste Periode: Die früheste Poesie der Deutschen, von der Urzeit bis 1150. (Heidnische und christliche Dichter.)

Zweite Periode: Vorfrühling der deutschen Poesie, 1150 bis 1190. (Dichter aus dem Klerus.)

Dritte Periode: Die deutsche Poesie in voller Blüthe, 1190 bis 1300. (Dichter aus dem Ritterstande.)

Vierte Periode: Verfall der deutschen Poesie, 1300 bis 1500. (Dichter aus dem Meisterstande.)

Fünfte Periode: Verwilderung der deutschen Poesie, 1500 bis 1618. (Uebergangsperiode.)

Sechste Periode: Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft, 1618 bis 1748. (Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

Siebente Periode: Die wiederaufblühende oder classische Poesie der Deutschen, 1748 bis 1832. (Dichter von Beruf und mit classischer Bildung.)

Achte Periode: Die Poesie der allgemeinen Bildung, 1832 bis jetzt. (Dichter aus allen Ständen.)

3) Diese Perioden beziehen sich also auf den Fortschritt oder Rückschritt unserer Poesie, sind gleichsam die verschiedenen Stufen, auf denen sie empor- oder niederstieg. Wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes der einzelnen Perioden werden diese jedoch wieder gegliedert, theils nach den verschiedenen Dichtungsarten, theils nach Dichtergruppen, je nachdem es der Uebersicht förderlicher ist.

Erste Periode.

Die früheste Poesie der Deutschen: Von der Urzeit bis 1150.

(Heidnische und christliche Dichter.)

---

§ 4. Die heidnische Zeit.

(Aelteste Lieder. Sigfridsage.)

Bei allen Völkern, die nicht verthiert oder ganz verwildert sind, finden sich wenigstens Anfänge der Poesie. Warum sollte also diese nicht auch bei unsern heidnischen Vorfahren heimisch gewesen sein? Sie waren doch fürwahr keine „Wilden"! — Wohl standen sie noch auf der Stufe der Barbarei, liebten Jagd und Krieg mehr, als Feldbau und friedliches Leben; allein es fehlte ihnen nicht jegliche Bildung. Dafür zeugt ihre edle Freiheitsliebe, ihre sprüchwörtlich gewordene Treue, ihr Ehrgefühl, ihre Hochachtung für das Weib, die Reinheit ihrer Sitten — lauter Eigenschaften, die selbst die feingebildeten Römer bewunderten. Schon darum also läßt sich vermuthen, daß sie ihre Lieder hatten, wiewohl sich aus jener Zeit kein einziges auf uns vererbte.

2) Der römische Geschichtschreiber Tacitus (geb. 54 n. Chr.) erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit: denn er schreibt, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als die Stammväter in „alten Liedern" besangen und ebenso den Armin; auch erzählt er von ihren Schlachtliedern und Gesängen bei fröhlichen Gelagen. Am meisten wurde wohl Armin in Liedern verherrlicht. — So viel ist also sicher: die alten Deutschen sangen und sie sangen gern; mag ihr Gesang auch, wie römische Berichte lauten, „dem Gekrächze kreischender Raubvögel" nicht unähnlich gewesen sein.

3) Waren nun auch nicht alle unsere Vorfahren Dichter oder Sänger, so bildeten doch die Sänger keinen eigenen abgesonderten Stand, wie die Barden bei den Kelten oder die Scalden bei den Scandinaviern. „Ihre Dichterschule war das Leben, ihre Poesie die Freude und Seele desselben. Die Helden waren selbst die Dichter; sie thaten wie sie

sangen, und sangen was sie thaten" (Eichendorff). Fürsten und Mannen nahmen Theil an der Sangeskunst. An den Königshöfen und in ihren Volksversammlungen ging die Harfe von Hand zu Hand, während die Zuhörer in den Gesang einstimmten.

4) Diese Lieder- und Sagenpoesie war natürlich Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene. Eine Generation überlieferte sie der andern, die Sagen wuchsen und veränderten sich hiebei. Es ist gewiß, daß schon in jenen uralten Gesängen die Heldensage von Sigfrid dem Drachentödter vorkam, ebenso die Thierfabel von Reinhart (Reinecke) Fuchs, zwei Liederstoffe, die späterhin noch öfters von Dichtern (vgl. § 9) behandelt wurden. Von der Dichtung jener Zeit selbst aber wurden nur zwei kleine Trümmer, die sogenannten „Merseburger Zaubersprüche", vor zehn Jahren zu Merseburg in preußisch Sachsen aufgefunden. Die eine Zauberformel[1] wurde gesprochen (oder vielmehr lispelnd geflüstert), um die Fußverrenkung eines Pferdes zu heilen, die andere, um die Haftbanden eines Gefangenen zu sprengen.

§ 5. Die Zeit des Uebergangs.

1) Die Völkerwanderung (im 4., 5. und 6. Jahrhundert) brachte der deutschen Dichtung einerseits Nachtheil, andererseits um so mehr Vortheil. Es gingen nämlich in dem großen Völkerkampfe manche Volksstämme geradezu unter, und mit ihnen ihre Heldengesänge, ihre Stammessagen. Dafür traten andere, z. B. die Gothen, um so mehr in den Vordergrund, ja, es erschienen auch fremde Volksstämme auf der Bühne deutscher Geschichte, z. B. die Hunnen. Da fehlte es denn nicht an Helden, da gab es denn auch Stoff genug für neue und herrliche Lieder. Besonders wurde besungen: der Ostgothenkönig Dietrich von Bern oder Verona (Theodorich d. Gr.), der Hunnenkönig Attila (Etzel), Gunther von Burgund. Karl der Große veranstaltete eine Sammlung dieser herrlichen Volkslieder. Leider gingen sie verloren. Nur von drei Dichtungen jener Zeit ist Einiges erhalten, nämlich von dem Hildebrandslied, dem Wessobrunner Gebet und von Muspilli. Diese drei Fragmente sind voll Kraft und Volksmäßigkeit.

2) Das schöne Hildebrandslied stammt wohl aus dem 8. Jahrhundert. Es hat noch nicht den Endreim, sondern den Anreim (Alliteration). Sein Inhalt ist folgender:

Hildebrand, der treue Dienstmann Dietrichs, kehrte nach 30jähriger Kampfesfahrt mit Dietrich in die Heimath zurück. Hier hatte er einst sein junges Weib und sein Söhnlein Hadubrand zurückgelassen. Dieser sieht Hildebrand mit seiner

[1] Derlei Heilsprüche wurden später christianisirt und erhielten sich im Volke fast bis in die neueste Zeit. Es waren Segenssprüche gegen den Wurm, zur Stillung des Blutes u. s. w.

Gefolgsmannschaft kommen, vermuthet Schlimmes und stellt sich ihm bewaffnet entgegen. Die beiden Recken fragen sich nach Namen und Herkunft. Hadubrand sagt, wer er sei. Da gibt sich ihm auch der Vater zu erkennen. Jener glaubt es nicht; denn er hält den Vater für todt. Der Vater reicht dem Sohne seine goldenen Armringe, um dessen Huld und Vertrauen zu gewinnen. Aber der Sohn schilt Hildebrand einen „alten schlauen Hunnen", will solche „Gabe nur mit dem Ger empfangen". Der Vater ruft „Weh" ob dieses Geschicks, will jedoch nicht als feig erscheinen und nimmt den Zweikampf mit seinem Sohne auf. — Hier endet das Fragment. — In einer späteren Dichtung kommt die Sage wieder vor und zwar mit dem Ausgange, daß der Vater siegt und den Besiegten zur Mutter heimführt.

3) Das Wessobrunner Gebet kommt aus dem 8. Jahrhundert. Es beginnt: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Weisheit größte: da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum nicht war, die Sohne nicht schien, noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der eine allmächtige Gott."

4) Muspilli ist das Bruchstück einer alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt. Weil darin auch von muspilli (d. i. in der altnordischen Mythologie der Weltbrand) die Rede ist, so gab der Herausgeber des Fragments (München, 1832) ihm diesen Titel.

5) Unter den eingewanderten Völkern ragten die Gothen an Bildung über alle andern hervor. Sie wurden auch am frühesten Christen, wiewohl leider Arianer. Einer ihrer Bischöfe (Ulfila, † 388) übersetzte die heilige Schrift in die gothische Sprache. Diese Uebersetzung ist durchaus gelungen und um so werthvoller, weil sie die erste germanische Bibel[1] ist. Man sieht daran, wie klangvoll und reich, wie voll Würde die gothische Mundart war, und welche Kürze des Ausdrucks sie bot. Bruchstücke hievon enthält der silberne Codex zu Upsala in Schweden, so genannt, weil die Schrift in Silberfarbe ausgeführt ist. Derselbe ist natürlich nur eine alte Copie. — In neuester Zeit fand man noch einige gothische Schriftwerke, die aber gleichfalls keine Dichtungen sind, nämlich: einen Kalender, zwei Urkunden aus Neapel und Arezzo und Reste einer Erklärung zum Johannesevangelium (die sog. skeireins).

Bruchstück aus Ulfila's Bibelübersetzung.

Mannê sums aihta tvans sununs.	Der Männer einer hatte zwei Söhne.
Jah qath sa juhiza ize du attin.	Und (es) sprach der jüngere derselben zum Vater:
Atta, gif mis, sei undrinnai mik, dail aiginis.	Vater, gib mir, was treffe mich, den Theil des Eigenen.

[1] Die Gothen hielten diese Bibel als Stammesheiligthum hoch in Ehren; wir aber sehen in ihr einen altehrwürdigen Familienschatz und geben ihr, insofern sie auch ein kostbares Sprachdenkmal ist, einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen National-Literatur.

Jah disdailida im sves sein.	Und er vertheilte ihnen das Vermögen sein.
Jah afar ni managans dagans brahta samana allata sa juhiza sunus, jah aflaith in land fairra visando, jah jainar distahida thata sves seinata, libands usstiuriba.	Und nach nicht manchen Tagen brachte zusammen Alles der jüngere Sohn, und ging fort in ein Land ferne seiend, und dort vertheilte er das Vermögen sein, lebend ausschweifend.
Bithe than fravas allamma, varth huhrus abrs and gavi jainata,	Nachdem er dann weg war Allem, ward Hunger stark durch den Gau jenen,
jah is dugann alatharba vairthan . . .	und er begann allbarbend zu werden . . .

§ 6. Die christliche Zeit.

1) Zur Zeit Karls des Großen, besonders nachdem er auch in Sachsen das Heidenthum gestürzt hatte, kam eine entschieden christliche Poesie auf. Das Absingen heidnischer Volkslieder wurde von weltlicher und geistlicher Obrigkeit verboten, und man bot dem Volke dafür christliche Dichtungen, in denen biblische Stoffe in begeisterter Weise behandelt wurden, z. B. die Schöpfung, das jüngste Gericht, vorzüglich aber das Leben und die Lehre Jesu. Die Dichter waren meist Geistliche. Besonders wirkte zur Zeit Ludwigs des Frommen (814—840) Rhabanus Maurus, der Abt von Fulda, sehr viel für deutsche Poesie. Er sammelte talentvolle Jünglinge um sich und leitete sie zur Dichtkunst an. Darum ist er auch der Begründer des deutschen Schulwesens, wie denn überhaupt damals und lange Zeit hindurch die Klöster, besonders die von Fulda und St. Gallen, die Hauptpflegstätten der Wissenschaft und der Poesie waren. Uebrigens gaben sich einzelne Geistliche auch mit weltlicher Poesie ab. Das noch erhaltene schöne Ludwigslied z. B. hat der Mönch Hucbald gedichtet. Es feiert die Besiegung der Normannen durch Ludwig III. (im J. 881 bei Saulcourt).

2) Die „herrlichste und beste Dichtung dieser und vielleicht aller Zeit" (Vilmar) ist der „Heliand". Sie heißt auch „altsächsische Evangelienharmonie", weil sie eine poetische Erzählung des Lebens Jesu nach den vier Evangelisten ist, und zwar in altsächsischer Mundart. Vom Verfasser vermuthen wir nur, daß er ein neubekehrter sächsischer Bauer war, der auf Antrieb Ludwigs des Frommen (um 830) den Heliand dichtete. — Der „Heliand" ist ein echtes Volksepos, in welchem sich der Dichter zu seinen Sachsen wie zu Kindern herabläßt. Er erzählt in der bei ihnen hergebrachten Sprache, nach ihren Vorstellungen von Welt und Menschen. Er spricht von Palästina wie vom Sachsenlande.

„Der Jordan, an dem der Weltenkönig wandelt, wälzt sich durch deutsche Lande und sieht an seinen Ufern hochgehörnte Burgen, muthesfrohe, treufeste Helden und

starke Weigande" (Lindemann). Eben dadurch wird das Gedicht so lebensfrisch und warm, so angenehm naiv. — Die Sprache darin ist einfach und doch reich und ergreifend, voll Glauben und Innigkeit. Auch im „Heliand" fehlt noch der Reim; die Verse sind bloß mit Liedstäben geschmückt. — Simrock, der berühmte Uebersetzer altdeutscher Poesie, sagt von ihm: „Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos dichten, das war vor 1000 Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen." Und doch griff dieser nicht nach dem künstlichen Mittel der Erdichtung von Vorfällen und Personen, noch weniger nach dem der Entstellung des biblischen Berichtes, wie später Klopstock es that.

3) Darum wollen wir denn auch einen etwas genaueren Einblick in den „Heliand" thun.

Als Kaiser Octavians Bann und Botschaft
An die Könige all und die Herzoge erging,
Daß die Ausheimischen ihre Malstatt sucheten,
Daß männiglich vor dem Frohnboten bei dem
Stamme stünde, von dem er stammte,
Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph der gute, wie Gott der Mächtige,
Der Waltende wollte, sein wonnig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, wo beider war,
Des Mannes Malhof und der Jungfrau zumal,
Maria der guten. Da war des mächtigen Stuhl
In alten Tagen, des Edelkönigs,
Davids des hehren.

Da nun der Schickung Gebot Marien mahnte, da wurde von ihr in Davidsburg der Geborenen Stärkster geboren. Mit Gewand bewand ihn der Weiber Schönste und liebreich legte sie den lieben kleinen Mann in die Krippe. Da ward es Manchem kund. Feldhirten erfuhren es erstlich, die bei den Pferden im Freien waren. — Wie dann der heilige Christ zum Manne erwachsen, so sammelt er begleitende Jünger, dann zieht er durch dichte Wälder, von Burg zu Burg, von Gau zu Gau. Die Apostel sind sächsische Recken, wortweise Helden, und ihre Treue zum Heiland ist wie die rührende Treue der Degen zu ihrem Anführer geschildert. Der Herr selbst erscheint seiner menschlichen Natur nach als ein reicher, mächtiger, milder deutscher Volkskönig, der, umgeben von seinen treuen Mannen, im Gefolge unzähliger Schaaren, Gnaden spendend einherzieht. Natürlich vergaß aber der kindlich-gläubige Dichter nicht, ihn mit dem Diadem göttlicher Würde zu schmücken. Denn Er ist ihm nicht nur „der Könige Kräftigster — der mächtige Held", sondern auch der „Walter der ganzen Welt, der Himmelskönig". Und nicht nur tritt Christus als der Könige Reichster vor uns, sondern auch als „aller Menschen Mundherr", und nicht bloß als der „Könige Bester", sondern auch „als ein solcher Nothhelfer und Heilspender, der durch ein Wort allheil aufstehen macht, wen immer Er krank findet". Ja, der Dichter stellt Ihn uns geradezu vor als „das Friedenskind Gottes", als „Gottes eigenes Kind". Demgemäß strahlt auch Maria, die minnigliche Mutter des Herrn, als „die gnadenreiche Jungfrau", als „die Zierde der Frauen", als „aller Jungfrauen Schönste". — Zu hoher Poesie erhebt sich das Gedicht, da Christus vom Weltende sagt: „Zu Boden fällt der Bau, von Feuer erfaßt, von gieriger Lohe, obgleich er so schön nun ist und weislich gewirkt. Nichts währt dann auf dieser Welt, die grüne Au zergeht."

Doch das wird zuvor am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide
Von Finsterniß befangen, die Sterne fallen,
Die schimmernden Himmelslichter, die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Solcher Zeichen bieten sich viel:
Die große See ergrimmt, der tiefe Golfstrom des Meers
Wirkt mit seinen Wogen den Erdenwohnern Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor des Sturmes Zwang,
Alles Volk vor Furcht. Dann ist nirgend Friede,
Waffenkampf wird weit über diese Welt
Heißgrimm erhoben, die Herrschaft breitet
Volk über Volk, die Fürsten befehden sich
In mächtiger Heerfahrt, die Menge erliegt
Im offenen Allkrieg. Das ist ein ängstlich Ding,
Daß Menschen müssen solchen Mord erheben.
Weit wüthet Pest auch über diese Welt,
So groß Menschensterben, als nie auf diesen Mittelkreis
Seuche senkte. Dann sieht man Sieche liegen,
Zum Tode taumeln, ihre Tage enden,
Mit ihrem Leben füllen. Dann fährt unleidlicher
Hunger heißgrimm über die Heldenkinder,
Die quälendste Kostgier. Das ist nicht das kleinste
Weh in dieser Welt, das da werden soll
Vor dem Urtheilstage.

4) Bald nach dem Heliand wurde auch in fränkischer (althochdeutscher) Sprache ein Leben Jesu gedichtet. Es ist gleichfalls eine Evangelienharmonie. In der Literatur heißt sie gewöhnlich „der Krist". Der Krist ist das älteste Denkmal des deutschen Endreimes. Der Dichter desselben ist Ottfried, ein Mönch zu Weißenburg, welcher zur Zeit Ludwigs des Deutschen lebte.

Die Darstellung ist gemüthvoll und einfach, bisweilen recht ansprechend, öfters aber zu breit und ermüdend. Dem Heliand steht diese Dichtung in Bezug auf poetischen Werth weit nach; was sie aber auszeichnet, ist, wie gesagt, der Endreim.

5) Vom 10. Jahrhundert an trat eine Zeit des Schlafes deutscher Poesie ein, der sich durch dritthalb Jahrhunderte hinzog. Die lateinische Bildung wurde vorherrschend. Latein war schon Kirchen- und Schulsprache, jetzt wurde es auch Hof- und Staatssprache. Gelehrte und Gebildete sprachen unter sich und schrieben fast nur Latein. So wurde auch die deutsche Poesie durch eine lateinische verdrängt. In Latein dichtete z. B. sehr fleißig und mit viel Geschick die Nonne Roswitha von Gandersheim; sie verfaßte Legenden, Schau- und Lustspiele (930). — Die beste lateinische Dichtung aus dieser Zeit ist das Heldengedicht „Walther von Aquitanien" (vgl. die neue Ausgabe von Scheffel und Holder). Ekkehard I. († 973) hat es gedichtet, Ekkehard II. († 1036) hat es überarbeitet. Obgleich lateinisch, athmet es doch durchaus deutschen

Geist, deutsche Kraft und Frische. Die Forscher halten es für die Uebersetzung eines leider verloren gegangenen deutschen Originals. Der Inhalt ist:

Walther von Aquitanien ist mit seiner Braut Hildegund von Attila's Hofe entflohen und befindet sich auf der Heimreise. In den Vogesen wird er aber vom fränkischen König Gunthari und seinen Mannen überfallen. Zwölf Helden stellen sich Walther entgegen und zwölfmal ist er Sieger, so daß endlich die Streitenden, des Kampfes müde, Frieden schließen und zu fröhlichem Mahle sich niederlassen.

6) Schließlich sei hier der Männer gedacht, welche sich dem allgemeinen Strome entgegenstemmten, indem sie viel in Deutsch schrieben und auch Andere dafür zu gewinnen suchten. Vor Allem thaten dieß die Mönche von St. Gallen, insbesondere mehrere des Namens Notker, am meisten Notker labeo (weger seiner großen Lippe so zubenannt). Dieser war unermüdlich im Uebersetzen in das Deutsche und benützte sein großes Ansehen als Gelehrter in jeder Hinsicht, um den Widerwillen gegen deutsche Bücher zu verdrängen und andere Geistliche zum Uebersetzen in's Deutsche aufzumuntern.

Aus dem „Heliand“.

Einzug des Herrn in Jerusalem.

Nâhida thô neriendo Krist·
the gôdo te Hierusalêm. quam imu thâr tegegnes filu·
werodes an willeon. wel huggiendes.
Antfêngun ina fagaro· endi imu biforan strôidun·
thena weg mid irô giwâdiun. endi mid wurtiun sô samo·
mid berhtun blômun. endi mid bômô togon.
that feld mid fagaron palmun. al sô is fard geburida·
that the godes sunu· gangan welda.
te theru mâreon burg. hwarf ina megin umbi·
liudiô an lustun. endi lofsang ahôf.
that werod an willeon. sagdun waldande thank·
thes thâr selbo quam· sunu Dâuides·

Da nahte nun der Nothhelfer Christ,
Der gute, Jerusalem. Entgegen ging ihm
Viel williges Volk und wohlgesinntes.
Die empfingen ihn festlich und bestreuten vor ihm
Den Weg mit Gewändern und würzigen Kräutern,
Blumen und Blüthen und der Bäume Zweigen,
Mit Palmen das Feld, wohin seine Fahrt ging,
Als jetzt der Gottessohn einzugehen gedachte
Zu der weltkunden Burg. Ihn umwogte die Menge
Der Leute mit Lusten, und Lobgesang erhob
Die freudige Menge, den Fürsten verherrlichend,
Daß er selber gekommen war, der Sohn Davids,

wisôn thes werodes. Thô gesah waldand Krist.
the gôdo te Hierusalêm˙ gumonô betsta˙
blikan thena burges wal. endi bû Judeonô.
hôha hornseli. endi ôk that hûs godes.
allarô wîhô wunsamôst. Thô wêl imu an innan˙
hugi with is herta. thô ni mahta that hêlaga barn˙
wôpu awîsian˙ sprak thô wordô filu˙
hriwiglîko. was imu is hugi sêrag.
We warth thi Hierusalêm quath he. thes thu te wârun ni wêst.
thea wurthgiskeftî˙ the thi noh giwerthan skulun.
hwô thu noh wirdis behabd˙ heries kraftu˙
endi thi bisittiad˙ slîthmôde man.
fîund mid folkun. than ni habas thu frithu hwergin˙
mundburd mid mannun. Lêdiad thi her manage tô.
ordôs endi eggia˙ orlages word.
farfehôd thîn folcskepi. fiures liomon.
these wîk awôstiad˙ wallôs hôha
felliad te foldu. Ne afstâd is felis nigên.
stên obar ôthrumu. ak werthad thesa stedî wôstia.
umbi Hierusalêm˙ Judeôliudeô.
hwand sie ne antkenniad˙ that im kumana sind˙
irô tîdî tôwardes. ak sie habbiad im twîflian hugi.
Ni witun that irô wîsôd˙ waldandes kraft.
Giwêt imu thô mid theru menigî. mannô drohtin˙

Sein Volk zu erfreuen. Da sah der waltende Fürst
Dort zu Jerusalem, der Guten Bester,
Den Burgwall blinken und der Juden Gebäude,
Die hohen Hornsäle, und das Haus Gottes,
Der Weihthümer wonnigstes. Da wallt' ihm bewegt
Das Herz in der Brust, das heilige Gotteskind mochte
Dem Weinen nicht wehren; viel Worte sprach er
Schmerzlich betrübt und mit schwerem Herzen:
„Weh ward dir, Jerusalem, daß du in Wahrheit nicht weißt
Die Wehgeschicke, die dir noch werden sollen!
Wie du noch umstellt wirst mit Heeresstärke,
Dich umlagern werden arglistige Männer,
Feindliche Völker; dann findest du nirgends Frieden,
Schutz noch Hülfe. Sie schwingen wider dich viel
Schwerter und Schneiden, schwere Kriegsworte
Verfehmen dein Volk, Feuers Flammen
Verwüsten deine Wohnungen, die hohen Wälle
Fällen sie zu Boden. Kein Fels bleibt dann,
Kein Stein auf dem andern: die Stätte wird wüst
Um Jerusalem den Judenleuten,
Weil sie nicht erkennen, daß ihnen gekommen sei
Die Zeit ihrer Zeiten, denn sie zweifeln noch,
Wissen nicht, daß sie heimgesucht des Waltenden Kraft."
Mit der Menge ging dann der Männer Fürst

an thea berthon burg. Sô thô that barn godes˙
innan Hierusalâm˙ mid thiu gumonô folku.
sêg mid thiu gisithu. thô thâr warth allarô sangô mêst.
hlûd stemnia afhaban. hêlagun wordun.
lobôdun thena landes ward. liudiô menegî.
barnô that betsta. Thiu burg warth an hrôru˙
that folk warth an forhtun. endi fragôdun sân˙
hwe that wâri˙ that thâr mid them werode quam.
mid theru mikilon menegî. Thô sprak im ên man angegin.
quat that thâr Jêsu Krist˙ fan Galilêolande˙
fan Nâzarethburg. neriand quâmi.
witig wârsago. themu werode te helpu.
Thô was thêm Judion˙ the imu êr grame wârun.
unholde an hugi. harm an môde.
that imu thea liudî sô filu˙ lofsang warhtun.
diurdun irô drohtin. thô gêngun dolmôde˙
that sie with waldand Krist˙ wordun sprâkun.
bâdun that he that gesithi˙ swîgôn hêti.
letti thea liudî. that sie imu lof sô filu˙
wordun ni warhtin. It is thesumu werode lêth quâthun sie˙
thesun burgliudiun˙ Thô sprak eft that barn godes.
Ef gi sie ammeriad quath he˙ that her ni môtun mannô barn˙
waldandes kraft˙ wordun diurian.
sô skulun it hrôpan thôh˙ harde stênôs.

In die prächtige Burg. Als der Geborne Gottes
In Jerusalem mit der gaffenden Menge
Und den Begleitern einzog, da war der Sänge größter
In hellen Stimmen erhoben: mit heiligen Worten
Lobte den Landeswart der Leute Menge,
Der Gebornen Besten. Die Burg kam in Aufruhr,
Das Volk war in Furchten und fragt' alsbald,
Wer es wär', der da käme mit kräftiger Schaar,
Mit der mächtigen Menge. Da gab ein Mann zur Antwort,
Daß da Jesus Christ von Galiläaland,
Von Nazarethburg, der Nothhelfer käme,
Der weise Wahrsager, zu wenden die Noth.
Das schuf den Juden, die ihm gram waren längst,
Abhold im Herzen, Harm im Gemüthe,
Daß ihm so Leute so lauten Lobgesang erhoben,
Den Herrn zu verherrlichen. Da huben Thoren an,
Die ihre Worte wandten zu dem waltenden Christ,
Er sollte dem Geleite doch Schweigen auferlegen,
Die Leute hindern, daß sie ihm Lobs soviel
Im Gesange spendeten, „ihr Geschrei beschwert
Die Burgleute". Der Geborne Gottes sprach:
„Hindert ihr hier die Heldenkinder,
Daß sie des Waltenden Kraft mit Worten verherrlichen,
So werden die Steine ihre Stimmen erheben,

for thesumu folkskepi· felisôs starka.
êr than it êo belîbe· nebo man is lof spreke·
wîdo aftar thesaru weroldi.

Die festen Felsen vor dem Volke hier,
Eh' es unterbliebe, daß ihm Lob gesungen sei
Weit über die Welt."

Zweite Periode.

Vorfrühling der deutschen Poesie: Von 1150 bis 1190.

(Dichter aus dem Klerus.)

§ 7. Zur Orientirung.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts erwachte endlich die deutsche Poesie wieder. Es war ein Frühlingserwachen nach langem Winterschlafe. Wie nun aber die Natur nur allmälig in den Frühling eintritt, so war es auch mit der Poesie. Der wirklichen Blüthezeit ging eine Vorbereitungszeit voraus, ein Vorfrühling. Er umfaßt ungefähr die Zeit von 1150 bis 1190 und hat mit der vorigen Periode das gemein, daß auch er uns fast nur Episches bietet. Höchstens sproßten einige Kirchenlieder, Wallfahrts- und Kreuzfahrtslieder hervor. Die Dichter waren vorherrschend Geistliche, damals „phafen" genannt.

2) Die Sprache der Poesie war in dieser, wie in den zwei folgenden Perioden fast durchweg das Mittelhochdeutsch. Die Musen hatten sich eben mit Vorliebe in den südlichen Gebieten niedergelassen. Die meisten und schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen sind aber keineswegs in der Sprache der Gasse, d. h. in der Mundart des gewöhnlichen Volkes geschrieben, sondern in der viel feineren, ziemlich dialectfreien, sog. höfischen Sprache. Die vornehmeren Leute sprachen sie und die gebildeteren Dichter dichteten darin. Freilich darf man sich dieselbe nicht ganz dialectfrei denken. Es ist offenbar, daß sie schwäbelte[1], und

[1] Zur Zeit der Hohenstaufen hatte eben das Schwäbische bei Hofe den Vortritt.

also nur mehr ein veredeltes Schwäbisch war; auch vom bayerischen Dialect trug sie in sich. — Nur in der niedern Volksdichtung, sowie in jenen Schriften, die nicht von höfischen Schriftstellern herkamen, machten sich die Volksmundarten auch im Süden entschieden geltend. So sind z. B. Predigten vorhanden (von Grieshaber und Pfeiffer herausgegeben), die unbestritten alamannisch sind, wiewohl es auch feiner sprechende Prediger gab, wie z. B. Berthold von Regensburg.

3) Für die Poesie Niederdeutschlands existirte damals keine feinere Sprache. Dort waren die reinen Mundarten überall in Schrift und Umgang herrschend. Die Niederdeutschen brachten es überhaupt nie zu einem feineren Niederdeutsch. — Hingegen in dem mittleren Deutschland entwickelte sich schon in dieser Periode etwas dergleichen, entschiedener noch in der nächsten, weßhalb wir dort davon reden wollen (vgl. S. 29).

§ 8. Geistliche Dichtung.

1) Die poetischen Erzeugnisse dieser Periode bestanden zunächst in Heiligenlegenden, gereimten biblischen Geschichten, Gebeten, Psalmen, Segensprüchen u. dgl. Ein sehr beliebter Stoff war die Kindheit Jesu und das Leben der Jungfrau Maria. Zahllose Wunderlegenden wurden in Verse gebracht, vorwiegend solche, worin Maria als wunderthätige Helferin erscheint. Diese letzteren schließen durchweg mit dem frommen Verse: „Deß sei gelobt die Königin!“

2) Die lieblichste Legende von der Kindheit Jesu hinterließ uns Konrad von Füßesbrunn (? Niederösterreich).

So wie das Kindlein Jesu nach Aegypten geflüchtet wird, sind wir auch mitten in das Bereich der Wundersagen versetzt. In der Wüste spielen Drachen und Löwen mit ihm; in bessern Gefilden neigen sich Bäume von selbst, ihm Schatten und Früchte zu bieten. Dem Räuber, der die heilige Familie anfällt, wendet sich das Herz so um, daß er sie nach Hause führt und verpflegt; in dem Götzentempel aber, an dem sie vorüberziehen, fallen 140 Götzenbilder um, worauf das Volk sich bekehrt. Das Kind Jesu spielt auch wie andere Kinder mit Gespielen, es formt Vögel aus Lehm; aber siehe, „der Wunderer“ klatscht in die Hände und — die Vögelein fliegen davon. So geht es auch in die Schule zu dem Schulmeister Zacharias: aber dort redet und frägt es weiser wie die Weisesten.

3) Ein Gedicht, in welchem uns die ganze Innigkeit und Lieblichkeit des mittelalterlichen Mariendienstes anschaulich gemacht wird, ist das „Marienleben“ von Wernher, Mönch zu Tegernsee, im Jahre 1173 verfaßt. Es ist dreitheilig, wie Wernher selbst im Epilog meldet: „Da wurden die drei Lieder hehr gedichtet zu Mariens Ehr’“. Das erste Lied sagt uns von der Geburt Maria’s, das andere Lied erzählt ihre Jugend und Verlobung, „das dritte sagt, daß gebar die Werthe

Den, der ganz aufwiegt Himmel und Erde". „Das Gedicht gemahnt uns an die Gemälde der altdeutschen Schule, strenge und keusch, steif und hart in der Ausführung, mild und innig in den charakterisirenden Partien" (Lindemann). Eine kurze Betrachtung dieses poetischen Gemäldes wird das Gesagte bestätigen:

I. Kaum ist Maria drei Jahre alt, so schreitet sie an der Seite ihrer Eltern zum Tempel, um unter die Tempeljungfrauen eingereiht zu werden (Mariä Opferung). Da ging sie so schön erfreulich allen Leuten zum Wohlgefallen: niemals sah sie um, weil sie es nicht ziemend fand. „Und es ging die beste Maid zum Ziele vielbereit, sie suchte Gnad viel zu gewinnen."

Da Maria, die hochheilige,
Die edle und jungfräuliche
Nun in den Tempel trat hinein,
Aufging da ihrer Ehren Schein,
Sie ward erkannt vielweit,
Weil sie zur selben Zeit
Hellleuchtend wie die Sonne stand
Ob allen, ihr geschlechtsverwandt;
Ihr Antlitz war so tugendklar,
So königlich ihr Augenpaar,
Ihr Wesen also reine,
Daß sich ihr verglich nicht eine
Unter allen denen Frauen;
Man mußte sie anschauen
Mit heiliger Ehrfurcht Grauen.

Sie mahnte die Mitschwestern, allstündlich zu werben um Gottes Huld; selbst des Nachts stand sie auf, „um sich in Andacht zu versenken und ganz sich Gott zu schenken". Die reine Maid war aber auch also, daß sie viel stät erschien zur Arbeit jeder Art und Weise.

[Wie viel auch andere Frauen
In Leinwand wirkten und in Seiden,
Ihrer keine mochte doch erleiden
Der Arbeit also übergenug,
So dieses Kind vielfröhlich trug
Den Tempelherrn zur Minne.
Sie wirkte mit reichem Sinne,
Als sie sich dazu gewandt;
Was immer konnte Weibes Hand,
Das konnte ihr auch nicht entgehen.]

Dafür wird sie aber auch mit Himmelsbrod gespeiset, das der vielhehre Engel Gabriel täglich den Jungfrauen bot. Daneben aß sie nicht viel. Was man sonst ihr an Speise gab, floß den Armen und Elenden zu. Kurz, sie „war ohne alle Schuld, gut, wohlgemuth und mild und weise".

Die Keusche, Demuth und stäte Tugend,
Die drei, die zierten ihre Jugend

Mit vielen andern auserlesen:
Neid, Hoffart und weibisch zürnend Wesen,
Die fanden an ihr nicht statt.
Traun! keine Fraue so hoch je trat
Zu Ehren und Heil ihr gleich;
Drum ist heute ihr Lob so reich.
[Ihres Leibes Gürtel war die Zucht,
Fluchen und Worte bösverrucht
Mußten ihr sein unbekannt,
Sie war ohne der Sünden Band.
Das Fasten oder Wachen
Konnt' sie nicht mißfarben machen,
Noch trüb, noch herzensschwer.
Das wunderte vielsehr
Die Hausgenossinnen der Maid;
Die stärkte sie in der Minne allzeit.]

II. Und da die Maid bald alle an Wuchs und Wohlgestalt überstrahlte, so gab sich Abiathar alle Mühe, ihre Minne für seinen Sohn zu gewinnen. Doch sie verschmäht den herrlichen Degen; „denn," sagt sie, „Gott hätte einzig sie erwählt, sich ihm mit Leib und Seel' vermählt, daß sie wäre seine Magd und Braut und Er ihr Herr und Liebetraut." Da beschied aber der Judenbischof alle Jünglinge aus Davids Stamm. Er wollte durch ein zu erflehendes Gottesurtheil den für Maria Erkorenen entdecken. Der schon greise Joseph erschien nur aus Gehorsam, denn „sein Sinnen und Streben nicht stund nach Liebeswahn und Freudenleben". Nun legte der Bischof den Stab (die Gerte), die jeder nach Vorschrift gebracht, auf den Altar. Nur Josephs Stab erblühte. Der Bischof rief es aus: „Joseph, Gotteskind, die Engel dir viel gnädig sind; sie eilen dir anzuzeigen; diese Gerte ist dein eigen; nun säume dich nicht mehr, wir befehlen dir die Jungfrau hehr." So wurde sie mit Joseph vermählt. In einer Burg zu Nazareth lebten sie; „aller Tugend Edelstein hatte dort ihr Häuselein".

III. Als nun Gott des Feindes Neid an uns Armen besiegen wollte, da fuhr Gabriel aus dem Himmel mit der hehren Botschaft hernieder in die Kemenate der Gotteswerthen. „Sie sprach: Gott sei mir gnädig! Wie ich dich, Herr, hör' gestehen, also soll es mir geschehen". Als nun Augustus, „der gewaltige Vogt vielweit", sie nach Bethlehem beschied, „da mußte die Fraue sich zum Hause erküren gar enge Klause", und in der hehrsten Nacht der Nächte gebar sie Christum.

Da hatte der reiche Arme,
Der mit seinem Arme
Die Himmel all' umschloß,
Ein Gezelte gar ungroß.
Der doch den Königen war Sippe,
Der wollte in die Krippe
Sich da legen lassen,
Daraus die Rinder aßen;
[Wo er zu zeigen sich begann,
Da stund ein Esel und ein Rind.
Das kaiserliche Kind

Von beiden ward erkannt,
Gott ihnen gab Verstand
Und machte sie so frommgemuth,
Und der Sinn ward ihnen so gut,
Sie fielen nieder auf die Knie';
Das geschah davor noch nie.
Ihren Schöpfer stumm sie ehrten,
Das sagten ihre Geberden,
Und daß vom Himmel her
Nunmehr gekommen wär'
Der Herr ob allen Landen.
Der Jungfrau-Mutter Gemüthe,
Das stund in reicher Freude
Durch die süße Augenweide,
Drin sie an ihrem Kinde hing,
Das sie küßte, herzte und umfing
Und an die Brust sanftbettend nahm.
Bereit die Schaar der Engel kam,
Ihr ob der Herrschaft dienstergeben,
Die nun geboren war in's Leben.]

Zu den Hirten aber, die mit Kolben und Bogen ihres Viehes pflagen, flog ein Engel mit großem Glaste und sagte ihnen die tröstende Märe.

Eilig fuhren sie zuhand,
Wohin sie Christ gesandt,
Wo ein Kind er kindlich lag,
Und sein die Reine pflag.
Als sie das nun erkannten,
Von Ehrfurcht sie entbrannten
Und fielen der Herrschaft zu Füßen
Mit Zähren also süßen;
Auf die Kniee sich jeder setzte.
O wie Liebes ihr Herz erletzte,
Da sie ihn und die Frauen
Zusammen durften schauen!
Von Herzen riefen sie es an
Und kehrten herzerfröhlicht dann
Zurück zu ihrer Heerden Hut,
So tröstete sie Gott vielgut.

Es kamen aber auch die drei Könige — „die Recken, aller Recken Zier“. Als sie bei dem übeln Wirth Herodes ankehrten, „wohl süße Worte er da bot und sann doch schon auf bittern Tod, geheim in dem Gemüthe, der Ueble, voll Ungüte“. Doch Engel wiesen den Gottesholden, wie dem Joseph, die rechte Straße. Den „Wolf aber hielt der Zorn gefangen, er hieß die jungen Degen morden“. Nur Einer entging ihm.

Da freute die Maid sich mit dem Alten,
Daß Gott geruhe zu erhalten
Das unschuldige Christusblut,
Das so gnädiglich und gut. —

Da nun der Mord vollendet stand
Und kein Degenkind Genesung fand
Im weiten Landumkreis,
Da weinte drob vielsehr und heiß
In der Landschaft jedes Herz,
So schwer war dieses Leides Schmerz!
An den Wirthen und den Frauen
Mußte man Jammer schauen,
Die Städte lagen freudlos da.
Die Mütter sinnlos, todesnah,
Denn Trost sie nirgends hatten.
Jedoch hat sie nun berathen
Gott, der Barmherzige, Allgute,
Daß sie mit ihrem eig'nen Blute
Und mit den Kindlein ohne Schuld
Erworben haben seine Huld
Und ewige Rast in der Himmelsveste,
Traun! das ist aller Freuden beste.

Herodes, der Gottverbannte, stirbt einen schrecklichen Tod. „Da faßte ihn des Teufels Kralle." Nun rüstet Joseph die Heimfahrt mit St. Marien, der Vielsüßen, und seinem jungen Herrn.

§ 9. Weltliche Dichtung.

1) Die geistlichen Poeten ließen in dieser Periode noch viel weniger als in der vorigen die profane Dichtung verkümmern. Mit Vorliebe griffen sie nach weltgeschichtlichen Stoffen; sie mengten aber freilich bisweilen aus mangelhafter Geschichtskenntniß die verschiedenen Personen, Zeiten und Orte, Geschichte und Sage, Wahrheit und Fabel untereinander. Daraus entstanden die sog. Reim-Chroniken, die uns „keineswegs gänzlich auf den Sand gereimter Prosa oder in die Haide dürrer Stadt- und Landchronik" (Lindemann) führen. Nur zwei dieser Dichtungen besprechen wir hier, das „Annolied" und die „Kaiserchronik".

2) Das schöne „Annolied" reihen wir hier ein, obgleich es die Geschichte des heiligen Anno, Bischofs von Köln (1056—75), erzählen will; denn der größte Theil ist doch Weltchronik. „Die Darstellung ist in vielen Stücken echt volksthümlich und mitunter trefflich" (Vilmar).

Es holt aus bei der Schöpfung, welche uns in kräftigen Zügen gemalt wird. Dann folgt der Sündenfall. Von dem Verderbniß der Welt geht der Dichter über zu Christi Opfertod und zur Christianisirung der Welt durch die Sendboten des Herrn. Auch die Franken, und Köln, die schönste Burg in deutschen Landen, sollten Gott genugsam danken, daß er ihnen so viele Gottesmänner gesandt, wie denn auch St. Anno. Mit Absicht springt nun der Dichter auf die Gründung Kölns über, zieht dabei die Daniel'sche Prophezie von den vier Weltreichen herein und schildert

— bei dem römischen verweilend — Cäsars Sieg über Pompejus kraftvoll also: „Das war das härteste Volkswig (Heerschlacht), das in diesem Merigarto (Meer-garten-Erde) je gekämpft wurde. Hei, wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammensprangen, Heerhörner ertosten, Bäche Blutes flossen, die Erde unten ertönte, die Hölle entgegen erglühte." Nach Cäsar kommt Augustus daran, unter dem die Burg Köln erstund, dann die Bekehrung Kölns und die Reihe ihrer Bischöfe bis auf Anno, dann endlich das vielbewegte Leben Anno's selbst. „Der saß vor den Fürsten wie ein Leu, unter den Armen aber ging er wie ein Lamm." Gott „schliff diesen Edelstein mit mancher Mühsal", damit er sich nicht erhebe. Es träumte ihm einst, er sehe seinen Stuhl im Himmelssaal, aber auch einen Flecken an sich, der ihn von dort zurückhielt. Da wußte er, was er zu thun habe: „Den Kölnern gab er wieder seine Huld, wie groß auch war ihre Schuld." Nach großem Leid „kam er zur ewigen Gnade".

3) Auch die Kaiserchronik („der Kaiser und der Kuonige Buch") ist in altem gutem Stil gedichtet. Es wird darin die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser, freilich in der willkürlichsten Aufeinanderfolge, erzählt. Zudem sind noch eine Menge von Anekdoten, Legenden und Sagen eingeflochten. Theilweis sind sie höchst wunderlich, theilweis sehr schön, z. B. die Sage vom fränkischen Jungfrauenheer:

Karl der Große hatte im spanischen Feldzug, und zwar in Galicien, alle seine Helden verloren. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, „heute noch naß ist". Auf den Rath eines ihn tröstenden Engels sammelte er ein Heer von Jungfrauen. Es war stärker und schöner als das vorige. Die Heiden staunten über das rasche Entstehen dieses trefflichen Heeres. Aus Furcht baten sie um Frieden und ließen sich taufen. Die jungfräulichen Helden hatten so auch ohne Kampf gesiegt. Als sie nun, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüthen. So entstand der sog. „Schäftenwald".

4) Auch die alte Thiersage von „Reinhart dem Fuchs" fand in dieser Periode einen Bearbeiter an Heinrich dem Glichesäre (d. i. dem Gleißner, dem sich Verbergenden) aus Elsaß. Diese Dichtung enthält schon satirische Anspielungen auf die Gebrechen der Zeit.

Nach der ältesten Fassung (500 n. Chr.) war der Inhalt dieser Thiersage folgender: Der Fuchs wurde verklagt, des Hirsches Herz verzehrt zu haben. Er leugnete es vor dem Bären und bewies seine Unschuld durch die Behauptung, der Hirsch habe kein Herz. — Nach Heinrich des Gleißners Dichtung, deren Grundlage französische Quellen bilden, ist der Sachverhalt folgender: Der Löwe wird krank durch eine Ameise, die in sein Gehirn kroch. Er glaubt sich von Gott gestraft, weil er so lang nicht Gericht gehalten habe. Nun beruft er alle Thiere; sie erscheinen bis auf den Fuchsen. Nachdem dieser die zu ihm geschickten Boten, den Bären, den Kater, gefoppt, läßt er sich endlich durch den Dachsen zum Erscheinen bereden. Der Fuchs verspricht dem König, ihn zu heilen, wenn er sich vom Wolf, vom Bären und vom Kater die Haut verschaffe, um darunter Schweiß zu treiben. Auch andere Thiere leiden durch seine Schelmerei und Rache; sie verlassen deßhalb den Hof, an dem nun Reinhart Alles gilt und frei schaltet. Durch Schwitzen lockt er die Ameise aus des Löwen Gehirn, vergiftet aber gleich darauf den Geheilten. Dann entflieht er in seine Burg und ist der alte, ungebesserte Fuchs.

5) Die bedeutendsten Gedichte dieser Periode sind jedoch das Rolandslied und das Alexanderlied.

§ 10. Das Rolandslied.

1) Das „Ruolantes liet", ein Epos von 9000 Versen, ist vom „Pfaffen Chunrat" gedichtet. Roland, der Neffe Karls des Großen, machte dessen Kriegszug gegen die Heiden (Mauren) in Spanien mit (779 n. Chr.). Nachdem der Dichter den „Kaiser aller Könige, den obersten Ewart" (Priester und Richter) angerufen, daß er ihm „zu Munde sende seine heilige Urkunde, damit er die Lüge vermeide", schildert er das tragische Loos seines Helden also:

I. Karl hatte ganz Spanien erobert bis auf Saragossa, wo König Marsilie herrscht. Dieser sendet Friedensboten zu Karl mit dem Versprechen, sich taufen zu lassen. Karl bedenkt sich; Roland räth ab, weil Marsilie treulos sei. Genelun aber, Rolands Stiefvater, räth dazu. Nun wird aber auf Rolands Vorschlag gerade Genelun an Marsilie abgesendet, um zu unterhandeln, weßhalb er argwöhnt, Roland habe ihm durch diese Gesandtschaft den Untergang bereiten wollen, um ihn zu beerben. Darum schwört er Roland Rache und weiht den König Marsilie in seinen schwarzen Plan ein, beredet diesen auch, mitzuhelfen und deßhalb scheinbar sich zu unterwerfen. So wird der Scheinfrieden abgeschlossen; Karl zieht heimwärts und vertraut auf Geneluns Rath die Nachhut dem Roland an.

II. Noch weilt Roland mit kleinem Heere auf spanischem Boden, da überfallen ihn massenweis die verrätherischen Feinde. Die tapfere Schaar Rolands, vom Himmelsthau erquickt, siegt zwar über drei feindliche Heerhaufen; dem vierten aber ist sie nicht mehr gewachsen vor Müdigkeit. In der ärgsten Noth bläst Roland in sein Hüfthorn (Olivant). Karl vernimmt es, kehrt um und nahet in Eilmärschen: die letzten Recken — Olivier, Walther und Turpin — fallen; nur noch Roland steht, an einen Baum gelehnt. Endlich sinkt auch er, in Kreuzesform, nieder und flehet: „Herr, nun weißt du gar wohl, daß dich mein Herze minnet. An meinem Ende deinen Boten zu mir sende; nun genade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie wirre. Ich gemahne dich an meinen Herrn; mögen seine Feinde alle erliegen um deines Namens Minne." Karl trifft zu spät ein; doch er rächt die Erschlagenen durch glänzenden Sieg und bestraft Genelun, der zu Aachen von wilden Rossen zu Tode geschleift wird. „So ward die Untreue geschändet; damit sei das Lied verendet."

2) So ist das Rolandslied ein christliches Epos. Es erscheint nämlich darin Karl d. Gr. als Gottesstreiter, wie ein Josua des N. B., als „der theuerliche Mann, der das Reich Gottes gewann", der nicht seinen, sondern Christi und der Christenheit Ruhm zu mehren sucht,

Da er mit Gott überwand
Viel manche heidnische Land,
Damit er die Christen hat geehret.

3) Gehört dieß Epos auch nicht zu jenen ersten Ranges, so enthält es doch einzelne großartige Schilderungen, z. B. den Todeskampf Rolands

und seiner Gefährten (vgl. Vilmar). Den Grundgedanken deuten die letzten Verse an; doch enthält er mehr und zwar: „Der Untergang des Getreuen ist höchst ruhmvoll, der des Verräthers ist mit Schmach bedeckt und erregt nicht einmal Mitleid."

§ 11. Das Alexanderlied.

1) Kein Held des Alterthums ist gleich Alexander dem Großen im Morgen- und Abendlande gefeiert worden. Es kam daher: die Kreuzfahrer hatten einen Zug gegen Osten unternommen; dasselbe that einst Alexander; gleiche Mühsale, gleiche Gefahren erregten Bewunderung des alten Helden und Vorliebe für ihn. So wurde die Alexandersage bei Franzosen, Italienern und Deutschen einheimisch, und die Dichter dichteten sie. Keiner that dieß so schön, so volksmäßig und frisch wie der Pfaffe Lambrecht im „Alexanderlied". Es zerfällt in zwei Theile, wovon der erste mehr die Geschichte, der zweite mehr die Sage behandelt.

2) Der erste Theil behandelt die Jugend und Erziehung des Helden. Der Charakter Alexanders, sowie das Alterthum überhaupt ist treffend gezeichnet.

Zuerst porträtirt ihn der Dichter, gibt ihm (als Helden) verschiedenfarbige Augen; dann erzählt er, wie er reiten lernte und streiten, Sprachen und Musik übte, wie er schon als Knabe seine Kraft und Kühnheit zeigte. „Wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr," heißt es, „da sah er, wie der Wolf thut, wenn er über seinem Raube steht." Dann werden Alexanders Feldzüge gegen die Perser (Darius), seine Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich geschildert. So wird der Leser zum Mitleid für den besiegten Darius, zur Bewunderung für den großmüthigen Sieger fortgerissen.

3) Der zweite Theil führt uns zu fabelhaften Völkern, vor die Thore der Hölle und des Paradieses. Hier macht sich der Einfluß der Kreuzzüge (vgl. § 13) so recht bemerklich; denn nur durch sie wurde das Interesse für die Wunderdinge des Orients, für die fabelhaften Mären, die dorther kamen, so sehr geweckt. Der Inhalt ist:

I. Zuerst kommt Alexander in das Land der Scythen, dann an das Ende der Welt. Hier beschleicht ihn ein heftiges Heimweh nach Mutter und Lehrer, und er schreibt nach Hause. In einem langen Briefe an Aristoteles erzählt er seine und der Gefährten Schicksale, ihre Abenteuer, die Wunder der durchreisten Länder, von Riesen und Ungeheuern, von seltsamen Flüssen und Zauberwäldern. Der Brief enthält die schönsten Schilderungen, wie z. B. die von den singenden Blumenmägdlein. In einem dunkeln Walde wuchsen nämlich Wunderblumen,

Sobald der Winter ging von dann
Und die Sommerzeit begann,
Da waren die gar schön zu seh'n.
Von Licht strahleten sie ganz,
In rothem und in weißem Glanz

Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blüh'n.
Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund wie ein Ball
Und fest verschlossen überall;
Sie waren wunderbarlich groß.

Wie nun aber diese tausende von Blumen sich erschlossen, da schwebten zwölfjährige Mägdelein hervor, „roth wie das Morgenroth, weiß wie Schnee". „Die spieleten und sprangen, hei, wie schön sie sangen, man vergaß sein Herzeleid und all' die Mühen in dem Streit". Doch es waren Sommerkinder, sie mußten mit dem Sommer sterben.

Die Blumen ganz und gar verdarben
Und die schönen Mägdlein starben;
Ihr Laub die Bäume ließen,
Und die Brunnen ihr Fließen,
Und die Vögelein ihr Singen.
Da begunnte auch zu zwingen
Unfreude und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen.
O weh, daß ich mußte schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verdarben:
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Mannen.

II. Auf der Weiterfahrt bezwingt er noch viele Könige, wird aber immer hochfahrender. Zuletzt will er noch das Paradies erobern. Es zu erreichen, muß er viele Schrecknisse durchleben. Unter Donner und Blitz gelangt er bis zum Euphrat. Am Thore des Paradieses wird er belehrt, daß nur der Herr desselben werde, der seiner „Gierheit" Herr geworden, und er wird gemahnt, daß der Mensch Staub sei. So muß er umkehren; doch er befleißigt sich der „Mäßigung", läßt „Krieg und Gierheit", regiert als Bekehrter noch zwölf Jahre gerecht und mild, bis er stirbt und ihm nichts bleibt als „Erde sieben Schuhe lang, wie dem allerärmsten Mann".

4) Die kurze Grabrede, die der Dichter seinem Helden spricht, legt es Einem nahe, auszurufen: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Dem, welchem einst die Erde zu klein war, ist jetzt das Grab zu groß!" Im Hinblick auf die moralische Umkehr Alexanders dürfte der Grundgedanke des Gedichtes mit den Worten Herders zu geben sein:

„Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang!"

Dritte Periode.

Die deutsche Poesie in voller Blüthe: Von 1190 bis 1300.

(Dichter aus dem Ritterstande.)



§ 12. Zur Orientirung.

Wir treten nun," um mit einem der neuesten Literarhistoriker zu sprechen, „in jenen Wunderbau der edlen mittelalterlichen Poesie ein, der auch zeitlich den Prachtblumen der Baukunst nahe steht, die wir noch immer anstaunen. Wir möchten die nun zu betrachtende Entfaltung der deutschen Dichtkunst einem solchen romantischen Burgbau vergleichen, der, in reizender Umgebung gelegen, die Mühe des Aufsteigens durch die Pracht der Fernsicht reichlich lohnt, in seinen weiten Sälen Gast und Kampfgenossen freundlich aufnimmt, den theuern, sagenreichen Nachlaß der Ahnen treu bewahrt, während im Schloßgarten die Brunnen rauschen und die Lauben sich wölben, im Hofe die Knappen im Waffenspiel sich tummeln, während in einsamer Kemenate der Burgkaplan die großen messingbeschlagenen Bücher durchblättert oder die Abenteuer des Pilgrims niederschreibt, und von der Seite die Burgkapelle mit dem Heiligenbild winkt" (Lindemann).

2) In der That sproßte und blühte nun die Poesie wunderbar reich und schön auf: Legenden und Heldendichtung, Lieder aller Art, auch Lehrgedichte füllten den Garten der Poesie und prangten in reichster Farbenpracht. So war denn für unsere Poesie wahrhaft der Frühling angebrochen, oder, wie Manche diese Zeit nennen, das goldene Zeitalter. Besonders wetteiferten die Lyrik und die Epik darin, diese Periode zu einer großartigen zu erheben, während in der vorigen Periode nur Episches genannt wurde. Aber auch die Lehrdichtung finden wir nun in würdigster Weise vertreten.

3) Wie schon in § 7 gesagt, hatten sich im Mittelalter die Musen hauptsächlich den Süden als Sitz erwählt. Dieß zeigt sich so recht in

dieser Periode: Oesterreich, Tirol, Bayern, sodann Schwaben, die Schweiz und Franken stellten fast ausschließlich die Sänger. In diesen Landen also verlebte die deutsche Poesie ihren Frühling.

4) Damit hängt zusammen, daß fast ebenso ausschließlich das höfische Mittelhochdeutsch (vgl. § 7, 2) die Sprache der Poesie war. Daß dieses für jene Zeit im südlichen Deutschland ungefähr das war, was nun für das ganze Deutschland die hochdeusche Schriftsprache ist, geht aus dem früher Gesagten hervor.

Doch gab es in dieser Periode auch einzelne Dichtungen in andern Mundarten. Besonders machte sich nun in dem mittleren Deutschland ein etwas feineres Misch-Deutsch geltend, worin Hochdeutsch und Niederdeutsch, jenes aber vorwiegend, vermischt waren. Diese Mischsprache „kann nicht schlechthin Mundart des Volkes genannt werden; sie geht als edle Sprache neben dem Mittelhochdeutschen einher" (Lindemann). Die Dichtungen des Karthäuser-Bruders Philipp und Frauenlobs ꝛc. sind Denkmale derselben. Eben dieses bessere Mischdeutsch, bisweilen Mitteldeutsch genannt, ist die eigentliche Mutter unserer Schriftsprache, wie wir später sehen werden.

5) Was den Stand der Dichter betrifft, so finden wir zwar noch immer nicht selten Geistliche unter denselben; sie verschwinden aber andem vor der großen Schaar ritterlicher Sänger. Eben diese poetischen Ritter erwarben auch bei dem zu Ehren der Musen ausgeführten Turniere die ersten Preise.

6) Erst dann werden wir übrigens vollkommen über die vorliegende Periode orientirt sein, wenn wir die Ursachen der Blüthe kennen gelernt haben. Zu dieser Erkenntniß führe uns der nächste Paragraph.

§ 13. Die Ursachen,

welche den Lebensfrühling deutscher Poesie heraufführen halfen, und welche theilweise schon in der vorigen Periode als befruchtende und treibende Kräfte im Garten deutscher Poesie wirkten, waren:

1) Das Christenthum. Es war nach und nach bei den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen. Die alte Rohheit war christlicher Sitte und Milde gewichen, die deutschen Nationaltugenden (§ 4) „wuchsen an dem Stamme des Kreuzes, diesem lebendigen Holze, noch kräftiger und herrlicher heran" (Vilmar). In felsenfestem Glauben und voll Begeisterung hing man der Lehre Christi und der Kirche an, und hierin fühlte man sich überaus glücklich und zufrieden. Solch' kindlicher Glaube, solch' heilige Begeisterung, solch' himmlischer Friede drängte zum heiligen Sang. Wovon das Herz voll war, floß der Mund über. Der Ritter wetteiferte mit dem Mönche, die wohlduftendsten und farbenreichsten Blumen geistlicher Poesie auf die Altäre des Herrn und vor den Bildern der Heiligen, voran Mariens, zu pflanzen. — Selbst an der weltlichen Dichtung

spiegelte sich die Seelenharmonie, die kindliche Religiosität der Dichter ab und machte sie so reizend schön. Die Dichter selbst fühlten es, sie waren zum Theil sich deß gar wohl bewußt, welch ein Schatz dieser Friede in Gott für sie sei, und warnten darum vor dem zwifel. So Wolfram: „Wo Zweifel nah' dem Herzen wohnet, da wird der Seele schlimm gelohnet."

2) Die Kreuzzüge. Als die fränkischen Kreuzfahrer auf ihren reich gezierten Rossen, in glänzendem Waffenschmucke, voll Siegesmuth und Kriegerlust unter dem Rufe: „Gott will es!" die deutschen Heerstraßen dahinzogen, da ergriff es alsbald auch unser Volk, und es ertönte in Burgen und Gehöften, in Städten und Dörfern die Losung: „Auf nach Osten, nach dem heiligen Lande, wo der Erlöser gewandelt, wo die Erde sein heiliges Blut getrunken!" Und auch im deutschen Volke entstand nun eine Bewegung der Gemüther, ein Hochschlagen der Herzen, als ob es trunken gewesen wäre von jenem Blutweine mit seiner göttlichen Kraft und seinem heiligen Liebesfeuer, von jenem Weine nämlich, welcher als ein Sühnopfer am Stamme des Kreuzes niederfloß. Wie sehr mußte nun diese so gehobene Stimmung, diese heilige Begeisterung die Poesie fördern! Gewiß konnte bei solchem Aufschwung der Geister und Herzen die Poesie so herrlich gedeihen, wie irgendwo. Insbesondere mußten die Kreuzzüge die religiöse Poesie (Gottesminnelieder und Legenden) befördern und sie zur Blüthe bringen. Aber noch mehr mußte dabei die Heldendichtung — das Epos — gewinnen. Denn nun loderte auf einmal der alte Thatendurst des deutschen Volkes mächtiger, als je, auf: die âventiure erfüllten das Sinnen und Sehnen aller Waffenfähigen, sie zogen in endlosen Schaaren aus nach „küener recken strîten", und dieß Alles für das Höchste und Heilige, für den König aller Könige. Das ganze Volk machte gleichsam die Kampfesfahrt mit, die Einen in dem Leibe, die Andern doch wenigstens mit ihrem Herzen. Wann konnte mehr Lust und Stimmung sein, von „helden lobebaeren, von grôzer kuonheit" zu singen, als damals! Und wann konnten die Sänger mehr auf eine aufmerksame, Beifall spendende Zuhörerschaft rechnen!

3) Dazu kam noch, daß durch die Kreuzzüge eine Ueberfülle von neuen poetischen Stoffen in das deutsche Land kam. Die Dichtungen der Provençalen, die Heldenmären der Normannen, die Sagen der Kelten waren es nicht allein, mit denen wir nun vertrauter wurden, sondern es kam uns auch eine Menge orientalischer Sagen, Legenden, Märchen zu gut. Welche poetischen Schätze wurden da dem deutschen Dichtertalente zur Verfügung gestellt! Welch' eine unwiderstehliche Einladung war es für dasselbe, auszuwählen, umzuschmelzen, umzuprägen! Und war es da nicht selbst dem weniger begabten Dichter leicht, einen glücklichen Griff zu thun und aus dem edlen Metalle sich einen werthvollen Kranz

zu verarbeiten! Und wie wurde bei all' dem, was die Kreuzzüge für Auge und Ohr, für Herz und Geist boten, die Phantasie, diese Grundkraft des Dichters, genährt, geweckt, gepflegt, geschult und somit fruchtbar gemacht!

4) Die damalige Größe unseres Vaterlandes. Der deutsche Kaiser war weltliches Haupt der ganzen Christenheit, und die deutsche Nation war die erste der Welt, einig, mächtig, hochangesehen. Das hob die Brust der deutschen Sänger gar sehr, und sie sangen in den schönsten Weisen des Vaterlandes Ruhm. Sie stellten es in ihren Liedern über alle anderen Lande, und wenn sie auch deren viele gesehen, so riefen sie doch, aus der Fremde heimkehrend, stolz und begeistert aus: „tiuschiu zuht gâht vor in allen" (deutsche Zucht geht doch vor allen; vgl. Walthers „Lob der Frauen").

5) Die Vorliebe der damaligen Fürsten und Vornehmen für die Poesie. Fürsten und Große beschützten und ehrten die Sänger an ihren Höfen, besonders Herzog Leopold von Oesterreich und Landgraf Hermann von Thüringen. Ihnen thaten es die Adeligen und alle Stände nach.

6) Das Mittelhochdeutsche eignete sich vortrefflich zur Poesie, viel besser als unsere heutige Sprache. Reime waren viel wohlklingender, der Ausdruck feiner. Die Niederdeutschen freilich beklagten sich damals schon, daß ihre Sprache so wenig zum Singen geeignet und daß die Oberdeutschen die niederrheinischen Mundarten mit dem Frösche-Gequack vergleichen dürften; allein es ist ja wiederholt gesagt, daß unsere Poesie auch nur im obern Vaterlande ihren Frühling feierte.

§ 14. Volkspoesie.

1) In der Volkspoesie ist der Dichter nur der Dolmetsch des Volkes. Was er erzählt (episch dichtend), nimmt er dem Volke aus dem Munde; das Lied aber, das er singt, singt er aus dem Herzen des Volkes. Der Volksepiker schöpft demgemäß aus den Sagen und Mären des Volkes. „Er hörte sagen und singen von alten Dingen" (Annolied) und dann sagt und singt er es wieder — in neuer Weise (vgl. auch den Anfang des Nibelungenliedes). Ebenso muß der Volkslyriker fühlen und singen, wie Einer aus dem Volke, und wäre er auch ein feiner, gelehrter Herr! Alle ächte Volkspoesie ist darum auch so einfach, so volksthümlich, für das Lesen und Schreiben eigentlich gar nicht berechnet.

2) Die Volkspoesie wurde damals meist geübt durch die sogenannten fahrenden Sänger. Es waren Leute aus dem niedern Volk, die mit einem reichen Sagen- oder Liederschatz in der Brust von Gau zu Gau wanderten und bei Volksfesten, auf den Märkten und Straßen der Städte,

wohl auch auf den Ritterburgen zum Klang der Fidel ihre Lieder, und zwar gegen Lohn, ertönen ließen. Sie erweckten und nährten gar sehr die Gesangfreude und Liederlust im Volke; denn das Volk fiel in den Gesang ein, sang mit oder wiederholte ihn.

3) Da sangen sie nämlich von der Herrlichkeit der alten Könige und ihrer Getreuen, von gewaltigen Recken aus der Zeit der Völkerwanderung, von einem Sigfrid, Hagen, Etzel (Attila, 434—453 n. Chr.), Dietrich (Theodorich, König der Ostgothen, 493—526 n. Chr.). Wie ein mächtiger Strom rauschte das alte Heldenlied wieder durch unser Vaterland. Es gab so viel von den Thaten zu singen, daß die Fahrenden nur Episches dichteten. Darum gab es damals nur epische Volkspoesie.

4) Sangeskundige Dichter aber machten sich bald daran, aus Einzelgesängen der Fahrenden größere Dichtungen — ganze Epen zu machen[1]. So entstanden in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unsere beiden großen National-Epen, das „Nibelungenlied" und das von der „Kudrun". Von beiden Dichtungen sind die Verfasser oder vielmehr die Bearbeiter unbekannt.

Natürlich dichteten sie die alten Einzelgesänge um. Sie thaten Manches dazu, ließen Anderes weg, je nachdem es für ihre Zeit paßte. Ebenso suchten sie das Altmodische im Ausdruck und das Harte in den Versen zu verbessern.

§ 15. „Der Nibelungen Noth."

(Inhalt dieses Epos.)

1) Im Nibelungenlied sind die alten Volkslieder von Etzel und Dietrich mit der Sigfridsage zu einem Ganzen verarbeitet. Die Hauptpersonen sind Sigfrid, Chriemhilde, Brunhild und Hagen. Sigfrid ist ein niederländischer Königssohn, gleich strahlend durch Stärke wie durch Schönheit. Durch das Baden im Drachenblut ist er „hürnern geworden", im Sieg über das Zwerggeschlecht der Nibelungen hat er deren unermeßlichen Schatz (den Nibelungenhort) und die unsichtbar machende Tarnkappe gewonnen. Chriemhild ist eine burgundische Königstochter, berühmt durch ihre Schönheit. Sie lebt zu Worms am Rhein am Hofe ihrer königlichen Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Brunhild, die Königin auf dem Isenstein, ist gleichfalls berühmt durch Schönheit, aber auch durch ihre Riesenstärke, sowie durch den entschiedenen Willen, nur einen Mann zu ehelichen, der stärker sei, wie sie. Hagen endlich ist ein Dienstmann Gunthers.

---

[1] Dabei erlaubten sie sich, Personen gleichzeitig leben und handeln zu lassen, die in der Geschichte nie sich begegneten. Ebenso machten sie Verstöße gegen die Geographie.

2) Dem Inhalte nach zerfällt das Epos in zwei Theile (39 „Aventiure“ umfassend). Als Ueberschrift des **ersten** Theiles eignet sich: „**Der Mord**“; denn es wird darin Sigfrid in der Blüthe seines Lebens meuchlings von Hagen ermordet. Die Handlung ist folgende:

I. Sigfrid zieht von Xanten, der Residenz seines Vaters, mit stattlichem Gefolge nach Worms, um Kriemhildens Herz und Hand zu gewinnen. Jahr und Tag ist er dort, ohne sein Ziel zu erreichen; denn, wiewohl ihm alle Ehre angethan wird, bekommt er doch die liebliche Jungfrau nicht einmal zu sehen. Erst als er dem Burgunderkönig in einem Kriege den Sieg erfochten und dann das Siegesfest mitfeierte, erschien auch Kriemhilde zur Seite ihrer Mutter in Mitten des Festes und begrüßte ihn erstmals.

Da ging die Minnigliche, gleichwie das Morgenroth
Geht aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth,
Der sie da trug im Herzen, und schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche nun steh'n in ihrer Herrlichkeit.

Wohl leuchtet' ihr vom Kleide gar mancher edle Stein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Wer da auch And'res wünschte, er mußte doch gesteh'n,
Daß er auf dieser Erden nimmer Schöneres geseh'n.

II. Eine neue noch günstigere Wendung nimmt Sigfrids Geschick; Gunther will sich nämlich um Brunhild auf Isenland bemühen. Er muß sich also zu einem Wettkampf mit ihr gefaßt machen. Sigfrid bietet sich an, in der Tarnkappe sein Beistand zu sein, fordert aber als Lohn die Hand der königlichen Schwester Kriemhilde. Gunther geht es ein, sie fahren nach der Burg Brunhilds. Dort tritt Sigfrid nur wie ein Dienstmann (eigenmân) Gunthers auf. Unsichtbar ist er der Dritte im Wettkampfe und besiegt Brunhilde zu deren großem Erstaunen; Gunther aber fällt der Siegespreis zu. Sie ziehen nach Worms, wo die Doppel-Hochzeit gefeiert wird. Schon damals macht sich der Stolz Brunhildens Luft. Denn „ihr war noch nie so leid, als da sie sah Kriemhilden bei Sigfriden sitzen“.

„Ich mag wohl jetzo weinen,“ sprach die schöne Maid.
„Es ist um deine Schwester mir von Herzen leid;
Die seh' ich sitzen nahe dem Dienstmanne dein,
Das muß ich stets beweinen, soll sie so verderbet sein.“

„Was ihr auch der König sagte, sie hatte trüben Muth.“ Sigfrid führt nun sein junges Gemahl in die Heimath, wo sie königlichen Hof halten.

III. Zehn Jahre verfließen, ohne daß sich Sigfrid in Worms sehen läßt. Dieß kränkt Brunhilde gar sehr, denn sie hält ihn für Gunthers „Eigenholb“. Sie ärgerte sich an dem „hohen Muth“ der Schwägerin und trug es alle Zeit im Herzen. Sie ruhet nicht, bis Sigfrid und Kriemhild, zu einem Waffenspiel geladen, in Worms erscheinen. Eines Tages, wo sie einem Ritterspiel zuschauen, gerathen die beiden Frauen in Streit über die Vorzüge ihrer Gatten.

Zusammen da saßen die Königinnen hehr;
Sie dachten zweier Recken, die waren reich an Ehr',
Da sprach die schöne Kriemhild: „Ein solcher Mann ist mein,
Daß alle diese Reiche in seinen Handen sollten sein.“

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie ginge das wohl zu?
Wenn anders Niemand lebte, als nur er und du,
So möchten ihm die Reiche wohl werden unterthan;
Mich dünkt, weil Gunther lebet, daß es nie geschehen kann."

Da sprach wieder Kriemhild: „Siehst du, wie er steht,
Wie er so recht herrlich vor den Recken geht,
Gleichwie der Mond, der lichte, vor den Sternen thut?
D'rob muß ich wohl mit Rechte tragen fröhlichen Muth."

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie weiblich sei dein Mann,
Wie schön und wie bieder, du sollst ihm doch voran
Gunther, den Recken, stellen, den edlen Bruder dein.
Der muß, das wisse, wahrlich, vor allen Königen sein."

Brunhild pocht darauf, daß Sigfrid ihr Dienstmann sei. Kriemhild protestirt, das Wortgefecht wird hitziger, und selbst die zum Tempel rufende Vesperglocke versöhnt sie nicht. Dort am Portale des Münsters will jede der anderen vorangehen — als die Erste. Kriemhild sagt es heraus, daß Sigfrid mit Brunhild gerungen und diese besiegt habe; ja, in falschem Argwohn befangen, beschimpft sie Gunthers Frau und wendet der Verblüfften den Rücken.

[Da weinte Brünhilde. Kriemhild blieb nicht mehr steh'n;
Man sah vor Gunthers Weibe sie in das Münster geh'n
Mit ihrem Ingesinde. Da hub sich großer Haß;
Es wurden lichte Augen darüber gar trüb und naß.

Wie viel man Gott da diente, oder wie viel man sang,
Da däuchte Brünhilden die Weile gar zu lang;
Denn ihr war gar trübe das Herz und auch der Muth;
Das mußte bald entgelten mancher Held kühn und gut.]

Was half es, daß nach der Vesper die Männer ihre Frauen zurechtwiesen; was half es, daß da sprach Sigfrid der Degen: „Man soll so Frauen ziehen, daß sie üppig Reden lassen unterwegen. Verbiet' es deinem Weibe; der meinen thu' ich's auch; ich schäme mich wahrlich um solchen übermüth'gen Brauch." Was half es? Im Herzen Brunhilds saß doch der Haß. Sie sinnt auf grausame Rache; „Sigfrid muß sterben", so beschließt sie. Leicht gewinnt sie hiezu den treuen und finsteren Hagen. Auf einer Jagd stößt dieser dem arglosen Sigfrid, da er an einer Quelle sich labt, rücklings den Speer durch den Heldenleib. „Er krümmt im Schmerz die Glieder", doch stößt er kein Wort des Hasses aus. „Ihn dauert nichts so sehre als sein Weib und Söhnlein." Hagen bleibt herzlos, in Gunther regt sich das Gefühl. Diesem rief der sterbenswunde Mann zu: „Wollt ihr, edler König, Treue noch fortan an wem auf Erden üben, laßt euch befohlen sein auf eure Lieb' und Gnade die liebe Herzenstraute mein."

Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.
Da rang er mit dem Tode; nicht lange that er das.

3) Der zweite Theil stellt die „Rache" dar, welche Kriemhild übt, eine Rache, die, wie eine Lawine sich fortwälzend, nicht nur den Mörder, sondern Freund und Feind, ein ganzes Heldengeschlecht, ja sie,

die Rächende selbst dazu, in Tod und Verderben reißt. Der Inhalt dieses Theiles im Einzelnen ist:

I. Kriemhild bleibt nun in der Nähe des theuren Todten. Vierthalb Jahre vergehen, ohne daß sie den Mörder eines Blicks, ohne daß sie Gunther eines Wortes würdigt. Durch ihre zwei andern Brüder bestimmt, versöhnt sie sich mit Gunther und läßt sogar den Nibelungenhort nach Worms kommen. Arme und Reiche erfahren nun ihre Freigebigkeit. Dadurch zieht sie viele fremden Ritter in's Land, so daß es der mißtrauische Hagen bedenklich, ja gefährlich für seinen Herrn findet. Selbst gegen Wissen und Willen Gunthers bemächtigt er sich darum des Hortes und versenkt ihn in den Rhein. Da bricht die alte Wunde Kriemhildens wieder auf. Der Gedanke an Rache verläßt sie nimmer, und nur um sie bälder üben zu können, heirathet sie endlich den Hunnenkönig Etzel. „Anfangs wollte sie ja nimmer wieder minnen einen Mann“; auch graute ihr davor, eines Heiden (Etzels) Weib zu sein. Erst als der Brautwerber Rüdeger und alle seine Mannen ihre Eide schwuren, „das Leid zu rächen, was je ihr widerführe“, gab sie ihr Jawort. „Da dachte die Getreue: Ich ärmste aller Frauen! Für meinen lieben Gatten kann ich vielleicht noch Rache schauen.“ So war Racheburst ihr Brautführer! In Wien wurde die Hochzeit gefeiert; dann zogen sie nach der Etzelburg (Ofen). Unter den Vasallen ragten dort hervor: Blödelin, Etzels Bruder, und der Ostgothenkönig Dietrich von Bern (mit Hildebrand). Nach sieben Jahren gebar Kriemhilde ein Söhnlein — Ortlieb.

II. Nach schon 13jährigem Aufenthalt in Ungarn bittet sie Etzel, daß er ihre Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem Feste einlade. Es geschieht. Trotz Hagens Abmahnung nimmt man zu Worms die Einladung an; doch ziehen die Burgunder (nunmehr „Nibelungen“ genannt) auf dieses Fest wie zu einem Krieg: Tausende von Mannen und Knechten begleiten sie. Unterwegs kehren sie bei Rüdeger, dem Markgrafen von Bechlarn (an der Donau), an, bei welchem Anlaß sich Giselher mit dessen Tochter verlobt. Rüdeger geleitet sie nach Ofen. Dietrich, der das falsche Spiel Kriemhildens durchschaut, kömmt entgegen und warnt die Nibelungen. Gleich beim Empfang zeigt auch Kriemhild gegen Hagen ihren Haß und dieser seinen Trotz.

Kriemhilde, die schöne, mit ihrem Gesinde ging,
Da sie die Nibelungen mit falschem Muth empfing.
Sie küßte Giselheren, und nahm ihn bei der Hand:
Das sah von Tronje Hagen; den Helm er da fester band.

„Nach so gethanem Gruße,“ also sprach da Hagen,
„Mögen schnelle Degen wohl ein Bedenken tragen;
Die Könige und die Mannen grüßt man verschied'ner Art.
Zu diesem hohen Feste wir thaten keine gute Fahrt.“

Sie sprach: „Seid dem willkommen, der Euch mag gerne seh'n;
Ob Eurer Freundschaft soll Euch nie ein Gruß von mir gescheh'n.
Sagt, was Ihr mir bringet von Worms über'n Rhein,
Deßhalb Ihr mir so höchlich solltet willkommen sein?“

Kriemhild will ihn verlegen machen, fragt nach dem Nibelungenhort; doch Hagen antwortet mit Trotz und Grobheit.

[„Ich bring' Euch den Teufel!“ also sprach da Hagen.
„Ich hab' an meinem Schilde schon so viel zu tragen,

Und an meinem Panzer; mein Helm der glänzet licht;
Das Schwert in meinen Händen: deßwegen bring' ich ihn nicht." —

„Wohl red' ich's nicht deßwegen, daß ich Goldes mehr begehre;
Ich hab's so viel zu geben, daß ich leicht die Gab' entbehre.
Ein Mord und zwei Raubthaten, daß die an mir gescheh'n,
Dessen möcht' ich Arme noch liebe Vergeltung seh'n."]

Nun befiehlt sie, nach höfischer Sitte, den Recken die Waffen abzunehmen. „In Treuen," sprach da Hagen, „das geschiehet nimmermehr." Da merkte die Unholdin, daß man die Gäste gewarnt, und rief: „O wehe meiner Leiden!"

III. In einem Lager sind nun die zwei feindlichen Heere beisammen. Scharfe und bittere Reden, Aufhetzereien u. s. w. sind die Vorboten des Sturmes. Doch erst am zweiten Tage bricht dieser los. Im Saale, wo Hagens Bruder, Dankwart, mit den Knechten der Burgunder zu Tische saß, begann der Kampf. Blödelin überfällt sie dort mit einer Heunenschaar. Er kömmt zwar selbst im Kampfe um; aber die Burgunderknechte erliegen alle bis auf Dankwart. Der schlägt sich durch zum Saal der Könige und schleudert, mit Blut bedeckt, unter der Thüre stehend, die Kriegsfackel hinein:

Mächtig laut rief Dankwart einem Degen in den Saal:
„Zu lange, Bruder Hagen, sitzt Ihr hier beim Mahl.
Euch und Gott vom Himmel klag' ich uns're Noth;
Ritter so wie Knechte sind in den Herbergen todt."

„Wer hat das verübet?" rief Hagen ihm entgegen. —
„Das hat der Herre Blödel gethan mit seinen Degen.
Auch hat er's sehr entgolten; das will ich Euch nur sagen:
Mit meinen eig'nen Händen hab' ich sein Haupt ihm abgeschlagen."

Hagen erklärt mit wenig Worten den Krieg und furchtbar eröffnet er ihn.

Er sprach: „Bruder Dankwart, so hütet uns der Thür';
Und von den Heunenrecken nicht Einen laßt herfür.
Ich will mit ihnen reden, wie uns zwinget Noth;
Es liegen unverschuldet durch sie uns're Knechte todt.

Man hat mir von Kriemhilden gesagt schon lange Zeit,
Sie wolle nicht verwinden ihr altes Herzeleid;
Nun trinken wir die Minne [1] und zahlen des Königs Wein.
Der junge Fürst der Heunen, der muß der Allererste sein."

Da schlug den kleinen Ortlieb Hagen, der Degen gut,
Daß auf die Hand ihm nieder am Schwerte floß das Blut,

---

[1] Diese „furchtbar schönen Worte", wie sie Vilmar nennt, sind eine Anspielung auf einen alten heidnischen Gebrauch, der sich auch in die christliche Zeit hineinzog. Man gedachte nämlich am Ende des Mahles eines Abwesenden oder Verstorbenen und leerte auf sein Andenken einen Becher. Dieser Gedächtniß-Trunk hieß die Minne. Hier galt er Sigfriden. „Der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher." Der König und die Seinen lieferten den Wein — ihr Blut.

Und der Königsfrauen das Haupt sprang in den Schoß.
Da hub sich unter Helden ein Morden grimmig und groß.

Nun ruhte Hagen nimmer. „Er schenkte den allerübelsten Trank.“ Auch „Volker, der schnelle Degen, von dem Tische sprang; sein Fiedelbogen schallend an seiner Hand erklang. Da fiedelte unbändig Gunthers Fiedelmann; hei, wie viel kühner Heunen er sich zu Feinden gewann!“ Könige und Mannen wollten die Streiter scheiden; aber bald schlugen auch sie Wunden viel und weit. Doch Dietrich von Bern forderte freien Paß. „Der Ritter auserkoren rief kräftig in die Schlacht, daß wie ein Horn des Büffels erscholl der Stimme Macht.“ Und er zog ab und führte rechts und links am Arme Etzel und Kriemhild aus dem Saale. Auch Rüdeger und seine und Dietrichs Mannen folgten; sie wollten Frieden halten. Da klagte Etzel:

„O weh mir dieser Gäste! das ist 'ne grimme Noth,
Daß alle meine Recken vor ihnen sollen liegen todt.“

„Ach weh des hohen Festes!“ so sprach der König hehr.
„Es ficht da drinnen Einer, Volker nennt sich der,
Gleichwie ein wilder Eber, und ist ein Fiedelmann!
Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann.

Seine Weisen lauten übel; seine Striche, die sind roth;
Wohl fällen seine Töne manchen Held zu todt.
Ich weiß es nicht, weßwegen uns grollt der Fiedelmann,
Da ich mir noch nimmer so leidigen Gast gewann.“

Zur Herberge gingen die Recken kühn und hehr,
Der edle Herr von Berne und auch Rüdeger.
Da hatten sie gar willig den bittern Streit vermieden,
Und geboten auch ihren Degen, sie zu lassen dort mit Frieden.

Der Abend kam: im Saale war kein Heune mehr. In der Nacht brannte die Saalesdecke! Da tranken die Burgunder in Wahrheit die Minne mit Blut, um nicht zu verschmachten.

IV. Des andern Tages wollen Dietrich und Rüdeger vermitteln; doch Etzel ist taub. Das Königspaar fordert Rüdeger sogar auf, selbst das Schwert für sie zu ziehen, weil er ja Etzels Dienstmann sei und Kriemhild besonders geschworen habe. Rüdeger kostet dieß einen furchtbaren Seelenkampf. An Etzel bindet ihn die Mannestreue, an Kriemhild die Eidestreue, an die Burgunder aber die Freundestreue. Und als das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, rief er großen Jammers voll: „O weh mir Gottverlass'nen, daß ich dieß sollt' erleben! Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben!“

Es sprach zu dem Könige der Held von kühnem Sinn:
„Herr, was ich von Euch habe, nehmt's nun wieder hin;
Es soll von Land und Burgen nichts bei mir besteh'n;
Ich will auf meinen Füßen wieder in das Elend geh'n.“

Doch es jammerte so sehr der König und sein Weib,
Da ließ er an das Wagniß, beides, Seel und Leib.

Rüdeger zieht also mit seinen 500 Mannen in den „Strauß". In der Begegnung mit Hagen übertrifft die deutsche Ritterlichkeit sich selber (vgl. 47. Abenteuer). Hagen und Volker vermeiden es, ihn zu bestehen. Doch Gernot geräth an ihn und Beide schlagen sich Todeswunden.

[Da sie den Markgrafen todt sahen hergetragen,
Ein Schreiber könnt' Euch nimmer beschreiben oder sagen,
Wie ungestüme Klage sich bei Weib und Mann
Aus tiefem Herzensjammer allda zu zeigen begann.

Da ward Etzels Jammer so groß um den Verlust:
Wie eines Löwen Stimme erscholl des Königs Brust
Von schmerzlichem Wehruf; sein Weib trug gleiche Noth.
Sie klagten laut und mächtig des guten Rüdeger Tod.]

Als man Dietrich die Märe vom Tode Rüdegers bringt, glaubt er es nicht. Hildebrand eilt zum Saale, dort sagt ihm Hagen: „Die Mär' ist ungelogen. Wie wohl ich Euch das gönnte, daß lebend wär' der Mann, den Weib und Mann in Wahrheit nie genug beweinen kann!" Hildebrand fordert den Leichnam heraus. Wolfart (sein Neffe) mischt sich hinein und wird von Volker verhöhnt. Der Neffe reißt nun den Oheim sammt dessen Mannen in den Kampf. Da ward der Saal fast leer! Der Fiedelspieler lag todt; ihm hatte Hildebrand „die Saiten so verzogen" — daß er nimmer fiedeln konnte.

V. Die letzte Scene:

„Nun war der Degen keiner lebend dort zu seh'n,
Als Gunther und Hagen, ganz allein die Zween.
Mit Blute ging beronnen der alte Hildebrand;
Er brachte leide Mären, da er Dietrichen fand."

Da die Zwei sich nicht als Dietrichs Geisel die Rückfahrt gewinnen wollen, so springt der Gothe auf sie zu, bezwingt sie, erst Hagen, dann Gunther, und liefert sie lebend an Kriemhild aus. „Ihr sollt sie leben lassen," rief er; „sie sprach, sie thät' es gerne". Man wirft sie in den Kerker. Bald rollt dort Gunthers Haupt. Die Teufelin trägt es zu Hagen, und da er den Ort des Nibelungenhortes auch jetzt nicht verräth, reißt sie ihm das Schwert aus der Scheide und schlägt sein Haupt herunter. Es war Sigfrids Schwert. „Das trug mein holder Liebster, da ich zuletzt ihn sah, an welchem mir ein Herzeleid vor allem Leide geschah"; so sprach sie; aber es war auch ihr letztes Sprechen. „Traun, sie genießt es nicht, daß sie ihn zu schlagen wagte", ruft Hildebrand, und „zu Kriemhilden er sprang; er schlug der Königsfrauen einen Schwertesschwang."

Dietrich und Etzel, zu weinen sie begannen;
Sie klagten da von Herzen um ihre Sippen und Mannen.

Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter da geschah;
Nur daß man Frau'n und Ritter dorten weinen sah,
Dazu die edlen Knechte, um lieber Freunde Tod.
Hier hat die Mär' ein Ende. Das ist der Nibelungen Noth.

4) So ist denn das großartige Bild vor uns entrollt! Welche Idee aber liegt ihm zu Grunde? Wir möchten sagen, es sei in ihm

dargestellt, wie ein Weib lieben und hassen, wie es aus Liebe zur Furie werden kann; allein der Dichter hatte wohl einen andern Grundgedanken im Auge, nämlich den: „Die Liebe lohnt zuletzt immer mit Leid."

Wehmüthig durchklingt dieser Gedanke das ganze Lied. Gleich im ersten Gesang spricht ihn Kriemhilde der Mutter aus, als diese ihr den erzählten Traum auf den künftigen Verlobten deutet, Kriemhild aber nichts von einem Manne wissen will. Selbst mitten in den heitern sonnigen Scenen läßt der Dichter den Hörer ahnen, daß der Ausgang ein tragischer sein werde, und im letzten Gesang noch ruft er ergriffen ihm zu:

„Mit Leide was verendet des Küneges hôzît,
Als je die Liebe Leide ze aller jungiste gît."

§ 16. „Der Nibelungen Noth" (Fortsetzung).

(Werth und Geschichte dieses Epos.)

1) Die Composition des Gedichtes ist großartig und kunstvoll; bei der Auswahl wie bei der Anordnung des Stoffes zeigt sich das Genie des Dichters, ebenso in den vorgeführten Charakteren.

2) Der Dichter kannte die Sage in ihrem ganzen Umfange; aber er hat mit künstlerischem Tacte aus ihr und den Volksliedern nur das ausgewählt, was für die Schönheit des Gedichtes paßte. So hält er uns z. B. im Anfange nicht etwa auf mit einer Jugendgeschichte Sigfrids (er läßt die nöthigen Momente daraus erst später durch den länderkundigen Hagen berichten, als Sigfrid in Worms zu Hofe reitet), sondern führt uns sogleich auf den Schauplatz des ersten Theiles und stellt uns die Hauptperson des Ganzen vor. Ebenso meisterhaft schließt der Dichter ab und schweigt. „Als Kriemhild ihr Ziel erreicht und sie selbst zum Opfer gefallen, da endet das Lied und der Dichter erläßt uns den Schmerz des überlebenden Etzel, wie ihn die ‚Klage'[1] so endlos und ermüdend ausmalt. Die Theilnahme des Hörers, des Lesers weilt nur bei den Gefallenen, nicht bei den Ueberlebenden; nur matt konnte erscheinen, was nach dem erschütternden Schicksal kam" (Bartsch). — Ebenso kunstvoll ist die Gliederung und Aufeinanderfolge der einzelnen âventiure, sowie die Ausfüllung etwaiger Lücken, welche die Lieder und sonstige Ueberlieferung ließen. Die Begebenheiten folgen nicht bloß chronologisch, sondern sie hängen auch auf's Innigste zusammen: die eine Handlung ist nothwendige Folge der andern. Alle Verwicklungen zielen auf den Ausgang (die Katastrophe) hin, bereiten ihn vor.

---

[1] Die „Klage" ist der Titel einer von einem andern Dichter um das Jahr 1170 gedichteten Fortsetzung des Nibelungenliedes.

3) Die Charaktere sind so naturtreu, so alle am rechten Platz, daß sie wesentlich den Kunstwerth des Epos erhöhen. Die Gesinnungen und das Handeln der deutschen Recken ist durchaus deutsch-national, das Empfinden und Handeln der Frauen ächt weiblich. — Am großartigsten ist die Auffassung von Kriemhilds Charakter. Wie das Morgenroth tritt sie auf, als sie erstmals dem Sigfrid begegnet und ihn begrüßt. Die ganze Versammlung bestrahlt sie dort mit glühender Schönheit, mit ihrer jugendlichen Majestät; aber fürwahr, auch dieses „Morgenroth" verspricht keinen vollen heitern Lebenstag, weder für Gunther und seine Mannen, noch für Sigfrid und Kriemhild selbst, blutroth sollen diese Alle noch werden wegen ihr, Sigfrid durch ihre Minne, die Andern durch ihren Haß. Schön zeichnet Platen ihren Charakter mit den Worten:

Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grau'nvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

Und doch ist noch ein edler Zug an diesem dämonischen Weibe, der unser Mitgefühl für sie weckt: es ist die Treue, die das Grab überdauert; die Treue gegen den einzigen Mann, den sie geliebt, gegen Sigfrid. — Treue ist auch ein Hauptzug an dem Charakter des grauenhaften Hagen. Er ist das Urbild deutscher Mannestreue. Aus Treue fürchtet er weder Tod noch Hölle, aus Treue scheut er selbst die Schmach des Meuchelmörders nicht. Aber er ist nebenbei ein trotziger, finsterer Mensch, voll Ehrgeiz und Neid gegen Sigfrid. Darum haßt er diesen, darum ist ihm selbst gedient, so er gegen Sigfrid seiner Herrin Dienste thun kann. Die letztgenannten Züge stempeln ihn zu der grauenhaftesten Gestalt im Gedichte. — Ueberaus liebenswürdig hingegen sind Sigfrid und Rüdeger. „Sigfrid ist eine ideale Heldengestalt, die jugendlich von der Erde scheidet im vollen Gefühle der Kraft, eine Gestalt, an der man so recht seine herzliche Freude haben kann, ein ächter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen" (Bartsch). Rüdeger, ein Musterbild für Fürsten und Ritter, weitberühmt als „der milde" (gastfreundliche), läßt tief genug in seine Seele schauen in den wenigen Worten, die wir oben von ihm anführten. Nicht umsonst beklagen Alle, Freunde und Gegner, seinen Fall!

4) Was die Darstellung betrifft, so kommen die Ereignisse rasch nach einander; der Dichter enthält sich, wie es bei dem ächten Volksepos sein muß, jedes eigenen Urtheils oder der Belehrung. Keine weitläufigen

Schilderungen finden sich darin, wohl aber die vollständigsten und lebendigsten Gemälde mit wenig Strichen. Die Gleichnisse kommen sparsam vor, sind aber um so treffender. — Die Sprache ist durchaus einfach, streng abgemessen, aber dennoch ist die Zeichnung der Charaktere ebenso scharf wie gelungen. Leibhaftig treten da vor uns auf: der arglose, ehrliche Sigfrid, der weise, besonnene Dietrich, der treue, offene, edle Rüdeger. Ganz vortrefflich ist die Darstellung Kriemhilds und Hagens. Die großen Leidenschaften, die blutigen Kämpfe sind furchtbar schön geschildert. — Kunstvoll weiß der Dichter insbesondere auch von dem malerischen Elemente Gebrauch zu machen. So schildert er uns den zur Jagd ausziehenden Sigfrid noch einmal in vollem Glanze als einen „hêrlîche jegere, vil hôhe gemuot“; er malt ihn uns von Kopf bis zu Fuß, bis auf die reichen Borten des Köchers (vgl. Str. 979 bis 985): damit wir dann um so mehr für ihn fühlen, wenn wir ihn gleich nachher, wie ein mit Blumen bekränztes Opfer, zum Brunnen laufen und dort die Blumen röthend sterben sehen. — Das Versmaß ist die sogenannte Nibelungenstrophe, bestehend aus vier Langzeilen mit sechs bis sieben Hebungen (vgl. die Poetik § 22, 4). Als Beispiel diene die erste Strophe:

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit,
von helden lobebaeren, von grôzer kuonheît,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.“

5) Ein Epos mit solchen Vorzügen ist ein wahrer Brillant in der deutschen Dichterkrone. Sein Werth ist um so größer, als darin die Nationaltugenden unserer Vorfahren (s. § 4) so sehr verherrlicht sind. Besonders ist der deutschen Treue darin ein Denkmal gesetzt. Sie bildet „das schlagende Herz dieses, wie des deutschen Epos überhaupt“ (Gervinus). Darum sagt auch Göthe: „Die Kenntniß dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen.“ Zwar war es Jahrhunderte verschollen, aber nun wird es nimmer in Vergessenheit gerathen können. Auch Friedrich der Große würde ihm jetzt wohl nicht mehr, wie er es einst gethan, einen Platz in seiner Bibliothek versagen.

6) Aus dem Staube der Vergessenheit zog es Bodmer vor hundert Jahren heraus, indem er eine Handschrift zu Hohenems (Tirol) entdeckte und herausgab. Nach und nach fanden sich vielerlei Manuscripte dieses Epos. Eines der ältesten und besten ist im Besitze Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Fürstenberg (in Donaueschingen).

Wie Sifrit beklaget und begraben wart.

Dô biten si der nahte und fuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn:
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp;
jâ muoste sîn enkelten vil guoter wîgante lîp.

Von grôzer übermüete muget ir hoeren sagen
und von eislîcher râche. ez hiez Hagne tragen
Sîfriden alsô tôten von Niblunge lant
für eine kemenâten, dâ man Kriemhilde vant.

Er hiez in tougenlîchen legen an die türe,
daz si in dâ solde vinden, so si gienge her füre
hin ze mettîne, ê daz ez wurde tac,
der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.

Man lûte dâ ze dem münster nâch gewoneheit.
Kriemhilt diu vil schoene wacte mänige meit;
ein lieht bat si ir bringen und ouch ir gewant.
dô kom ein kameraere dâ er Sîfriden vant.

Er sach in bluotes rôten; sîn wât was elliu naz.
daz ez sîn hêrre waere, ni en wess er daz.

Wie Sigfrid beklagt und begraben ward.

Bis zu der Nacht sie harrten und fuhren über'n Rhein.
Nie konnte noch von Helden schlimmer gejaget sein.
Das Wild, so sie da schlugen, drob weinte manch' hehres Weib;
Auch mußte sein entgelten manches Kämpen edler Leib.

Von großem Uebermuthe mögt ihr hören sagen,
Und gräßlicher Rache. Hagen hieß da tragen,
Todt wie er lag, Sigfriden von Nibelungenland,
Vor eine Schlafkammer, worin man Kriemhilden fand.

Da hieß er ihn heimlich legen an die Thür,
Daß sie ihn finden sollte, wenn sie ginge herfür
Zu der Frühmetten, eh' daß es würde Tag,
Deren Kriemhild selten eine zu versäumen pflag.

Man läutet' in dem Münster zur gewohnten Zeit.
Kriemhilde, die viel schöne, weckte manche Maid;
Sie hieß ein Licht sich bringen, und auch ihr Gewand.
Da kam daher ein Kämmerer, so daß er Sigfriden fand.

Er sah ihn roth von Blute, all' sein Gewand war naß;
Daß es sein Herre wäre, noch nicht wußt' er das.

hin ze der kemenâten daz lieht truoc an der hant,
bî dem vil leidiu maere frouwe Kriemhilt ervant.

Dô si mit ir frouwen ze kirche wolde gân,
dô sprach der kameraere: „frowe, ir sult stille stân;
ez lît vor dem gademe ein ritter tôt erslagen.“
„ouwe,“ sprach frou Kriemhilt, „was wil du solher maere sagen?“

Ê si rehte erfunde, daz ez waere ir man,
an die Hagnen frâge denken si began,
wie er solde in fristen; êrst dô wart ir leit.
von ir was allen fröuden mit sîme tôde widerseit.

Si seic zuo der erden, daz si niht ensprach;
die schoenen fröudelôsen ligen man dô sach.
Kriemhilde jâmer wart unmâzen grôz;
dô schrei si nâch unkreften, daz al diu kemenâte erdôz.

Dô sprach daz gesinde: „waz ob ez ist ein gast?“
daz bluot ir ûz dem munde vor herzen jâmer brast.
dô sprach si: „nein, ez ist Sîfrit, min vil lieber man;
ez hât gerâten Brünhilt, daz ez Hagne hât getân.“

Diu frowe bat sich wîsen, dâ si den helt vant.
si huop sîn schoene houbet mit ir vil wîzen hant;

Er trug zur Schlafkammer das Licht in seiner Hand,
Bei dessen Schein Kriemhilde die schmerzliche Kunde fand.

Da sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte geh'n,
Da sprach zu ihr der Kämmerer: „Frau, Ihr sollt stille steh'n;
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter zu Tod erschlagen.“
„O weh!“ sprach Frau Kriemhilde, „was willst du solche Mären sagen?“

Eh' sie recht erkannte, daß es wär' ihr Mann,
Sogleich an Hagens Frage zu denken sie begann:
„Wie er Sigfrids Leben friste?“ Da kam ihr Angst und Noth.
Von ihr ward allen Freuden abgesagt mit seinem Tod.

Sie sank zu der Erden; sie sprach kein einzig Wort.
Die schöne Freudenlose, man sah sie liegen dort.
Unmäßig großer Jammer ward bei Kriemhilden wach;
Nach der Ohnmacht schrie sie, daß rings erscholl das Gemach.

„Wie, ob's ein Gast wohl wäre?“ so das Gesinde sprach.
Das Blut vor Herzensjammer ihr aus dem Munde brach.
Da sprach sie: „Nein, 's ist Sigfrid, mein viellieber Mann.
Das hat gerathen Brünhild, und Hagen hat es gethan.“

Sie ließ sich hinführen, wo sie den Helden fand.
Sie hub sein schönes Haupt empor mit ihrer weißen Hand;

swie rôt ez was von bluote, si het in schiere erkant.
dô lac vil jaemerlîche der helt von Niderlant.

Dô rief trûreclîchen diu küneginne milt:
„wê mir dises leides! nu ist dir doch dîn schilt
mit swerten niht verhouwen; du bist ermorderôt.
wess ich, wer ez het getân, ich riete im immer sînen tôt.“

Allez ir gesinde klagete unde schrê
mit ir lieben frouwen; wand in was vil wê
umb ir edelen hêrren, der dâ was verlorn.
gerochen hete Hagene vil übele Brünhilde zorn.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ju enkunde nieman daz wunder vol sagen
von rittern und von frouwen, wie man die hôrte klagen,
sô daz man des wuofes wart in der stat geware.
die edelen burgaere kômen gâhende dare.

Si klagten mit den gesten; wan in was harte leit.
Sîfrides schulde in wâren niht geseit,
durch waz der edel recke verlôs dâ sînen lîp.
dô weinden mit den frouwen der guoten burgaere wîp.

Wie roth es war vom Blute, sie hatt' ihn bald erkannt.
Jammervoll erschlagen lag da der Held von Niederland.

Da rief sie gar traurig, die Königsfraue mild:
„Weh' mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwertern nicht verhauen; ermordet liegst du hier.
Wüßt' ich, wer es hat gethan, mit seinem Tode zahlt' er mir.“

Da schrie und klagte alle des Ingesindes Schaar
Mit ihrer lieben Frauen: wie wehe ihnen war
Um ihren lieben Herren, der da war hingerafft.
Gerochen hatte Hagen Brünhildens Zorn gar frevelhaft.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Euch könnte nimmer Jemand das Wunder völlig sagen
Von Rittern und von Frauen, wie man die hörte klagen,
So daß man des Wehrufs ward in der Stadt gewahr.
Die edeln Bürgersleute, eilends kamen sie dar.

Sie klagten mit den Gästen, denn es schmerzte sie sehr.
Von Sigfrids Verschulden wußten sie keine Mär',
Warum der edle Recke erlitt so blut'gen Fall.
Da weinten mit den Frauen der guten Bürger Weiber all'.

Smide hiez man gâhen wurken einen sarc
von silber und von golde, michel unde starc,
und hiez in vaste sprengen mit stâle, der was guot.
dô was al den liuten harte trûric der muot.

Diu naht was ergangen; man seite, ez wolde tagen.
dô hiez diu edel frouwe zuo dem münster tragen
Sîfrit, den hêrren, ir vil lieben man.
swaz er dâ friunde hête, die sach man weinende gan.

Dô s'in zem münster brâhten, wie vil dâ glocken klanc!
dô hôrt man allenthalben maneges pfaffen sanc.
dô kom der künic Gunther dar mit sinen man,
und ouch der grimme Hagene; daz waere bezzer verlân.

Er sprach: „liebiu swester, wê der leide dîn,
daz wir niht môhten âne sô grôzes schaden sîn!
wir müezen immer klagen Sîfrides lîp.“
„daz tuot ir âne schulde,“ sprach daz jâmerhafte wîp.

„Waer iu dar umbe leide, sô waer ez niht geschehen.
ir hetet min vergezzen, des mag ich wol jehen,
dâ ich dâ wart gescheiden und mîn lieber man.
ei wolde got der wâre, waer ez selber mir getân!“

Schmiede hieß man eilen und machen bereit
Einen Sarg von Gold und Silber, stark und lang und breit,
Und ihn verseh'n mit Spangen von Stahle, der war gut.
Da war all' den Leuten gar sehr traurig zu Muth.

Die Nacht war vergangen; man sagt', es wolle tagen.
Da hieß die edle Fraue zu dem Münster tragen
Sigfrid, den Herren, ihren viellieben Mann.
So viel er Freunde hatte, die zogen weinend heran.

Da sie ihn zum Münster brachten, wie manche Glocke klang!
Da hörte man allenthalben vieler Pfaffen Sang.
Da kam mit seinen Mannen auch Gunther daher,
Und auch der grimme Hagen; was besser unterblieben wär'.

Er sprach: „Liebe Schwester, o weh des Leides dein,
Daß wir so großen Schadens nicht ledig konnten sein!
Wir müssen stets beklagen, daß ihn der Tod uns nahm.“
„Das thut ihr ohne Ursach',“ sprach die Frau im bittern Gram.

„Wenn es leid euch wäre, so wär' er nicht erschlagen.
Ihr hattet mein vergessen, das darf ich wohl sagen,
Da ich ward geschieden von meinem lieben Mann.
O wollt' es Gott, der Wahre, es wäre mir selbst gethan!“

Si buten vaste ir lougen. Kriemhilt begunde jehen:
„swelher sî unschuldec, der lâze daz besehen;
der sol zuo der bâre vor den liuten gân:
dâ mac man die wârheit harte schiere bî verstân."

Daz ist ein michel wunder; dicke ez noch geschihet:
swâ man den mortmeilen bi dem tôten sihet,
so bluotend im die wunden, sam ouch dâ geschach;
dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach.

Die wunden fluzzen sêre, alsam si tâten ê.
die ê dâ sêre klagten, des wart nu michel mê.
dô sprach künic Gunther: „ich wil'z iuch wizzen lân:
in sluogen schâchaere; Hagene hât ez niht getân."

„Mir sint die schâchaere," sprach si, „vil wol bekant.
nû lâze ez got errechen von sîner friunde hant.
Gunther unde Hagne, jâ habet ir'z getân."
die Sîfrides degne heten dô zuo strîte wân.

Sie blieben fest beim Läugnen. Da sprach Kriemhilde schier:
„Wer da ist unschuldig, der beweis' es mir;
Der soll zu der Bahre vor allen Leuten geh'n:
Daraus mag man gar balde die rechte Wahrheit erseh'n."

Das ist ein großes Wunder (noch jetzt es oft geschieht),
So man den Mordbefleckten nah' bei dem Todten sieht,
So bluten ihm die Wunden. Also auch dort geschah,
So daß man aus dem Zeichen die Schuld Hagens dort ersah.

Die Wunden floßen heftig, wie sie gethan vorher.
War vorher großes Klagen, deß wurde nun viel mehr.
Da sprach der König Gunther: „Ich gebe dir Bericht:
Ihn erschlugen Schächer; fürwahr, Hagen that es nicht."

„Mir sind diese Schächer," sprach sie, „gar wohl bekannt.
Nun lass' es Gott nur rächen durch seiner Freunde Hand!
Ja, Gunther und Hagen, nur ihr habt es vollbracht."
Da waren Sigfrids Degen wiederum auf Streit bedacht.

§ 17. Kudrun.

(Inhalt dieses Epos.)

1) Dieses Epos führt seinen Namen von einer friesischen Königstochter. Es schildert jedoch nicht bloß das Lebensschicksal der Kudrun, sondern auch das ihrer Mutter Hilde und ihres Großvaters Hagen. So sind eigentlich drei Dichtungen zu einem Epos aneinandergereiht.

Schauplatz desselben sind die Nordseeküsten nebst der Normandie, ja die See selbst mit ihren Wogen und Stürmen, mit ihren Inselreichen und Inselburgen.

2) Hagens Jugendgeschichte erzählt der erste Theil also:

Hagen ist der Sohn Sigebants, Königs von Eyrland. Als siebenjähriger Knabe wird er mitten im Jubel eines Hoffestes von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen. Durch glückliche Fügung entkommt er seinem Räuber und wird von drei Königstöchtern ernährt, die gleiches Loos getroffen hat. So wächst er zum Helden heran. Nach Jahren kommt ein Schiff an der Insel vorbei. Auf ihm retten sich Alle nach Eyrland. Hagen besteigt des Vaters Thron und vermählt sich mit Hilde, einer der drei Königstöchter.

3) Im andern Theile ist Hilde, Hagens Tochter, die Hauptperson. Das Land des Königs Hettel, der sie nach mancher Anstrengung entführen läßt, haben wir uns an der deutschen Nordseeküste zu denken. Hegelinge (? Hedelinge) ist der Name seines Volkes. Die drei Sendlinge sind Vasallenkönige Hettels, deren Marken an Hettels Land anstoßen. Der Inhalt dieses Theils ist:

I. Hagen liebt sein Kind so sehr, daß ihm alle Freier zuwider sind. Er tödtet die Boten derselben und will Hilde nur mit dem verloben, der ihn im Kampfe besteht. Das weiß Hettel, König der Hegelingen (Friesland), der sich auch um Hilde's Hand bewerben will. Er fängt es also listig an, indem er seine drei besten Helden (Vasallen) als Brautwerber gewinnt. Als Kaufleute, mit goldenen Spangen und Edelsteinen beladen, fahren sie nach Irland. Sie landen, bringen reiche Geschenke nach Hof und legen unter des Königs Schutz am Strande ihren „Kram" aus.

[Aufschlagen nun ließ Frute ein Dach zu seinem Kram;
So reichen Marktes Kunde Niemand zu Ohren kam
Zuvor in allen Landen, und wollten Handelsleute
So billig Güter geben, sie würden ihrer ledig sein noch heute.

Es kaufte, wer da wollte, Geschmeid und rothes Gold;
Der König ward den Gästen darob in Gnaden hold.
Ja selbst wer zum Geschenke ein Kleinod mocht' begehren,
Da säumten sie nicht lange, den Wunsch ihm willig zu gewähren.

Was man auch immer sage von Fruten und von Waten,
Noch größer Maß der Milde die starken Recken thaten,
Als man ihnen mochte jemals nur zutrauen.
Sie rangen nach der Ehre; das sagte man bei Hof den schönen Frauen.

Man sah viel Arme tragen der Fremdlinge Gewand,
Und wer sein Gut verloren, dem ward gar oft sein Pfand
Aus der Haft gelöset; von ihren Kämmerlingen
Erhielt die junge Hilde Kunde wohl von all' den Wunderdingen.]

II. Sie verschaffen sich von Tag zu Tag mehr des Hofes Gunst, ein jeder auf andere Weise: Frute durch seine Freigebigkeit, Wate durch seine Stärke, Horant

durch seinen Gesang. Köstlich ist Wate geschildert. Sein naives Wesen erheitert besonders die Frauen. Wie wenn er im Fechten ein Anfänger wäre, geht er bei dem König in die Lehre, „die vier guten Hiebe“ zu lernen, deren sich der König rühmte.

[Der Gast sprach zu dem König: „Wirst du auch schonen mein,
Daß ich von dir, o König, mag ungefährdet sein?
Wenn du mir Wunden schlügest, ich schämte mich vor Frauen.“
Doch er verstand zu fechten, daß er sich selber durfte wohl vertrauen.

Die Leute sahen gerne der beiden Kämpen Kraft;
Der König bald erkannte Wate's Meisterschaft.
Er zürnte fast, doch mußt' er Ehren halber schweigen;
Auch schien er in dem Kampfe sich als der Stärkere zu zeigen.

Zum König sprach nun Wate: „Lass' g'nug des Spieles sein!
Ich hab' nun wohl gelernet, die vier Hiebe dein
Mit rechter Kunst zu führen, und will es gern dir danken.“
Er hat ihm einst gelohnet, wie einem wilden Sachsen oder Franken.

Da sprach der König Hagen: „Hätt' ich dich eh' gekannt,
So hätt' ich nicht genommen das Schwert in meine Hand.
Nie sah ich einen Schüler so schnell die Schule machen.“
Ob diesem Wort begannen die edlen Herren alle laut zu lachen.]

Doch den besten Dienst that Horant seinem Herrn. Er sang so wundervoll; Alle bezauberte er. Wenn er hub an zu singen,

Da schwiegen alle Vögel vor seinem süßen Sange,
Die Leute, die da schliefen, die lagen nicht mehr lange,
Die Thiere in dem Walde ihre Weide ließen steh'n,
Die Würmer, die da sollten in dem Grase geh'n,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte. Wohl konnt' er seiner Kunst da wohl genießen.

Der Sänger muß sogar in der Kemenate Hilde's singen. Dort lenkt er die Rede auf Hettel.

Er sprach zur schönen Hilde: „Viel holdes Mägdelein,
Mein König hat beständig an dem Hofe sein
Zwölf Meister, deren Lieder süßer noch erschallen,
Doch wird das Lied des Königs am allerbesten dir gefallen.“

Sie sprach: „Und ist so kundig dein Herr der Sangeskunst,
So geb' ich gern gefangen mein Herze seiner Gunst.
Ich lohn' ihm seine Sehnsucht nach mir, sein treues Minnen:
Dürft' ich vor meinem Vater, ich wollte gerne folgen euch von hinnen.“

III. So verlockt die Nachtigall das zarte Täublein, mit ihr nach Hettels Land zu fliehen. Nach einem Plane des „listreichen Dänen“ (Horant) entführt man sie zu Schiff. Hagen verfolgt die Flüchtigen, erreicht sie erst kurz nach deren Landung. Auf Frieslands Strand „spielte man so auf zu Waffentanz, daß Feuer

flog im Wind aus harten Eisenhelmen, im Angesicht der Frauen. Die Königstochter faßte ob ihrer Flucht mit Fremden Reu' und Grauen." Wate und Hagen gerathen aneinander und verwunden sich; da mahnte Hettel zum Frieden und Alle stimmen bei.

Der junge König Hettel den Helm vom Haupte band;
Man hörte Frieden rufen nun über alles Land.
Es sprach der Vater Hildens, der Streit geschieden wäre.
In langer Zeit vernahmen die Frauen nicht so frohe Märe.

Da sprach die Jungfrau: „Dürft' ich nur wagen mich hinan;
Doch hab' ich meinem Vater so vieles Leid gethan,
Daß meinen besten Freund ich nicht wage zu empfangen.
Er und die Seinen werden gar wenig wohl nach meinem Gruß verlangen."

Horant, der Däne, faßte die Jungfrau an der Hand
Und führte sie mit Frute hin, wo sie Hagen fand.
Der sprach zu ihr: „Willkommen, vielliebe Tochter Hilde.
Ich kann's nicht unterlassen, zu grüßen dich in Gnaden und in Milde."

Hilde muß noch einmal mit nach Hause zurück; doch bald kehrt sie als Verlobte Hettels wieder.

4) Erst im dritten Theile, welcher hauptsächlich in der Normandie spielt, erscheint Kudrun (Chaudrun) auf der Bühne. Ihr Verlobter ist Herwig, König von Sêlant, welches aber nicht die dänische Insel ist, sondern wahrscheinlich das friesische Seeland (an der Scheldemündung). Folgendes ist der Inhalt:

I. Hettel und Hilde erfreuen sich zweier Kinder, des Ortwein und der schönen Kudrun. Diese zieht königliche Freier herbei, so den Siegfried von Morland und Hartmut von der Normandie. Sie wäre letzterem schon geneigt, aber die Eltern verschmähen ihn wie den Siegfried. Glücklicher ist Herwig, der König von Seeland, mit welchem Kudrun sich verlobt.

II. Zur Zeit ihres Brautstandes zieht Hettel in den Krieg; Herwig steht ihm bei. Hartmut benützt dieß, fällt in Friesland ein und raubt Kudrun nebst ihren Hofdamen. Sobald wie möglich setzt Hettel dem Räuber nach, erreicht ihn auf dem Wülpensant (einer Insel an der Scheldemündung), verliert jedoch Kampf und Leben, letzteres durch den alten Normannenkönig Ludwig. In der eingebrochenen Nacht segeln die Entführer unbemerkt weiter. Zum Verfolgen waren die Hegelingen zu schwach; sie bestatten Freund und Feind und stiften auf dem Werder ein reiches Kloster mit Hospitalitern (spitalaere). Die „pfaffen" darin sollten durch Beten und Singen sorgen, „wie sie zu Gottes Hulden die von Hegelingen von ihren großen Schulden und ihren Missethaten möchten bringen".

III. Wate bringt die Märe an Hilde's Hof und gelobt, einst Rächer zu sein, wenn der Nachwuchs wehrhaft geworden; Kudruns Schiff aber nähert sich der Normandie.

Als Ludwig, der Normanne, seine Burgen sah,
Zu der schönen Kudrun sprach der König da:
„Seht ihr die Burg dort, Jungfrau? Die werdet ihr bewohnen;
Wollt ihr uns Gnade schenken, so wollen wir mit reichem Land euch lohnen."

Da sprach in großer Trauer die edle Königsmaid:
„Wie soll ich Gnade üben? Ist von mir selber weit,
Ob eueres Verschuldens, die Gnade doch geschieden;
So glaub' ich, daß in Zukunft nur Jammer sei mein Theil hienieden."

Von Neuem sagte Ludwig: „Laßt euch das leid nicht sein!
Schenkt Hartmut eure Minne, dem Sohn und Erben mein,
Und Alles, was wir haben, das soll euch angehören.
So mögt ihr mit dem Degen in Wonne leben und in Ehren!"

Da sprach Frau Hildens Tochter: „Entlaßt mich dieser Noth!
Eh' ich Herrn Hartmut nähme, wär' ich viel lieber todt.
Er ist nicht solchen Stammes, daß ich ihn möchte minnen;
Ich will viel eher sterben, als ihn zum Ehgemahl gewinnen."

Es that dem König Ludwig die stolze Rede weh;
Er griff sie bei den Haaren und warf sie in die See.
Doch solcherlei Beginnen war Hartmut nicht gewogen;
An ihren blonden Flechten hat er sie in das Schiff zurück gezogen.

IV. So „übel es Ludwig verstand, zarte Frauen zu pflegen", so übel verstand es auch sein Weib Gerlinde, unter deren Obhut nun Kudrun kam. Sie war eine „alde vâlendinne". Viel zartfühlender zeigten sich Hartmut und seine schöne Schwester Ortrun gegen die „Heimathlose". Gerlinde sucht nun Kudrun für die Ehe mit Hartmut zu gewinnen. Da Bitten und Versprechen umsonst sind, so versucht es Gerlinde mit Strenge; sie behandelt die Anbefohlene wie die geringste Magd, läßt sie Jahre lang als solche dienen und seufzen. Kudrun aber bleibt treu, bis nach erst 13 Jahren die Rettung kommt.

V. Ortwein und Herwig nahen mit einer Flotte. Beim Auskundschaften finden sie Kudrun und Hildburg als Wäscherinnen am Meer, barfuß im Schnee stehend. Sie erkennen sich; aber zu ritterlich ist ihr Sinn, um die im Sturm Geraubte ihren Feinden zu stehlen: sie wollen nach Heldenart sie nur im Sturm gewinnen. Tags darauf stürmten sie Ludwigs Veste. Der alte Wate feuerte an:

Wollt ihr Kudrunen helfen aus der Noth,
So sollet ihr die Kleider wieder machen roth,
Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände.

Im Kampfe, dem Kudrun von der Burg aus zusieht, fällt der greise Ludwig. Gerlinde, „die wulpinne", will sich deßhalb an Kudrun vergreifen; doch Hartmut ist der Bedrängten Schild. Sie vergilt es ihm gleich nachher viel gut; denn durch ihr Rufen vom Fenster aus rettet sie ihn vor Wate's Ingrimm. Ja, nach Erstürmung der Burg sammelt sie die weinenden Burgfrauen, wie eine Henne ihre Küchlein, und selbst Gerlinde will sie nicht verrathen. Mit flammendem Auge und ellenlangem Barte sucht sie aber Wate; er findet und enthauptet sie. — Freunde wie Feinde, diese als Gefangene, fahren nun nach Kudruns Heimath. An der Seite der Mutter tritt dort Kudrun wie ein Friedensengel auf und verbindet die Entzweiten durch gar festes Band: Sie leget Hartmuts Hand in die der Hildburg, sie weiset ihrem Bruder Ortwein die edle Ortrun zu, dem König Siegfried bestimmt sie Herwigs Schwester, und von Herwig will sie selbst sagen: „der herre mîn". Da geschah die Hochzeit; „nie schieden die Recken besser von einer solchen".

5) Wir sehen aus dieser Skizze, daß dieses Epos mit Recht „das Lied von der Treue" überschrieben werden kann. Es mahnt an das Wort: „Wer ausharrt, wird gekrönt"; denn hier finden wir die Ausdauer in der Treue unter den schwierigsten Verhältnissen, in den drückendsten Fesseln, und finden sie bei einem weiblich zarten, schüchternen Wesen. Wir sehen diese Treue nie welken, sondern stets frisch blühend, aber — wir erleben es auch, daß sie gekrönt wird. So fassen wir denn die Grundidee in dem Satz: „Der Lohn unwandelbarer Treue kann nicht ausbleiben."

§ 18. **Kudrun** (Fortsetzung).

(Werth und Geschichte dieses Epos.)

1) Die Kudrunsage ist durchaus altheidnischen Ursprungs. In diesem Epos aber ist sie in die christlich-romantische Zeit verpflanzt. Sowie nun der Dichter die altnordischen, rauhen Seehelden in höfische Gewänder und Manieren steckt, seiner Zeit gemäß sie herausputzt, so schiebt er auch christliche Gebräuche ein und läßt sie dieselben mitmachen. Und sowie er dem ungeschlachten Wate Goldborten in das Haar geflochten, so hat er auch einzelne christliche Züge in die altgermanischen Charaktere eingemalt; allein bis zu einer wahren, vollkommenen Taufe derselben ist es nicht gekommen, selbst bei der Kudrun nicht. Den heidnischen Trotz und selbst Haß gegen Ludwig, ihres Vaters Mörder, und gegen Gerlinde, die Anstifterin ihres Jammers, hat der Pinsel des Dichters nicht ganz übermalt.

2) Was die Composition des Gedichtes betrifft, so leidet dasselbe freilich an dem Mangel der Einheit: denn die zwei ersten Theile gehören nicht nothwendig dazu; sie sind zu lose mit dem dritten (der erst von der Heldin handelt) verbunden. Der Dichter hatte dieß den so beliebten Ritterromanen abgelernt. Um aber gerecht zu sein, muß man doch eine gewisse innere Verbindung darin erkennen, daß die zwei ersten Theile uns Vorbilder von dem Schicksale der Kudrun bieten, indem ja die Großmutter Hilde und ihre Mutter Hilde auch aus der Heimath in die Ferne mit Gewalt gebracht wurden. Noch enger sind der zweite und dritte Theil mit einander verwachsen. Was Hettel an Hagens Vaterherz gesündigt, das widerfährt ihm selbst durch Hartmut und mit noch schlimmerem Ausgang. Und was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr noch ihr Kind. Insofern könnte man diese zwei Theile als ein einheitliches Gedicht auffassen mit der Grundidee: Die Sünde, die man an Eltern begeht, straft sich durch die eigenen Kinder (wenigstens durch die Erlebnisse und Schicksale mit ihnen). Poetisch gerecht ist es, daß ihres (der Hilde und

Kudrun) Leides Urheber die Rache erreicht; aber auch der freudige Ausgang ist, wiewohl überraschend, doch ungezwungen. Denn er ist der Segen im Gefolge der schwergeprüften und bewährten Treue.

3) Die Charaktere verdienen ähnliches Lob, wie in dem Nibelungenlied. Die schönsten Züge des germanischen Volkes, furchtlose Tapferkeit, felsenfeste Treue, unbeugsames Rechtsgefühl werden darin vor uns entfaltet. Die lieblichste Gestalt ist natürlich Kudrun. Der Adel des deutschen Weibes hat sich in keiner Frauengestalt der alten Dichtungen so schön ausgeprägt, wie in der Kudrun. Denn bei ihr finden wir vereinigt die Alles opfernde Treue, das stille Dulden, die versöhnende Milde (letztere freilich erst dann vollkommen, nachdem ihres Vaters Tod durch den Tod Ludwigs gesühnt ist) und verklärende Reinheit.

4) „Auf das Feinste und Sorgfältigste sind auch alle Charaktere ausgearbeitet, alle consequent durchgeführt. Nie begegnet es dem Dichter, daß er sie aus der Rolle fallen, sie anders denken und reden läßt, als es jedem von ihnen nach seiner eigensten Anlage zukommt. Meisterhaft sind des Dichters Schilderungen; das unruhige Wogen des Kampfes, den zauberischen Gesang Horants, die Heimkehr der Wäscherin nach der Unterredung mit Herwig ꝛc. malt er so, wie nur ein großer Maler es vermag" (Bartsch). Die Schilderungen sind noch lebendiger, als im vorigen Epos, die Sprache bilderreicher. Das Versmaß ist der Nibelungenstrophe nachgebildet, indem die erste und zweite Zeile ganz beibehalten wurde, die dritte und vierte jedoch einen klingenden (weiblichen) Reim erhielt. So hat die Kudrunstrophe, dem Inhalte des Epos entsprechend, einen mehr weiblichen, milderen Charakter.

5) Mit Recht wird also dieß Epos „die wunderbare Nebensonne" des Nibelungenliedes genannt. In beiden ist die Hauptperson ein Weib, hervorragend durch Schönheit und Treue. Dort ist es das Weib, getrennt vom Manne durch Mord; hier ist es die Braut, getrennt vom Verlobten durch Raub. Kudrun aber ist gottergeben, sucht nur Rettung, nicht Rache, vergilt zuletzt noch Böses mit Gutem; Kriemhild hingegen lebt in Unmuth dahin, erhitzt sich im Hasse immer mehr, dürstet fort und fort nach Rache, und selbst Blutströme stillen ihren Durst nicht. Kudrun schweigt und duldet, Kriemhild klagt und handelt.

6) Daß dieser poetische Schatz uns nicht verloren ging, verdanken wir dem ritterlichen Kaiser Max I., welcher, selbst eine poetische Gestalt und Dichter, 1502 eine große Sammlung von Abschriften alter Gedichte veranstaltete und sie auf Schloß Ambras (Tyrol) hinterlegen ließ. In dieser allein ist „Kudrun" erhalten.

Aus „Kudrun“.

Der Glücksvogel[1].

Nû swîgen wir der degene. ich wil iuch lân vernemen,
die wol mit vreuden waeren, wie den daz mac gezemen,
daz si müezen waschen in dem vremeden lande.
Kûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel kam gevlozzen. Kûdrûn dô sprach:
„owê vogel schoene, du erbarmest mir sô sêre,
daz dû sô vil gevliuzest ûf diseme vluote“, sprach diu maget hêre.

Dô sprach der vogel schoene: „dû maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt dû mich vrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dîne, wan mich got ze trôste dir here sande.“

Dô sprach diu gotes arme: „sît Krist dich hât gesant
uns vil ellenden ze trôste in dize lant,
dû solt mich lâzen hoeren. bote dû vil guoter;
lebet noch inder Hilde? diu was der armen Kûdrûnen muoter.“

Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen,
Hilden dîne muoter hân ich gesunt gesehen,
dô si dir her daz groezest vrumte her ze lande,
daz witewe oder künne durch lieber vriunde willen ie gesande.“

Schweigen wir der Degen und vernehmen nun,
Wie es denen anstand, die billig sollten ruh'n,
Daß sie waschen mußten in dem fremden Lande.
Kudrun und Hildeburg, die wuschen alle Tage bei dem Strande.

Es war in den Fasten und um den mitten Tag,
Ein Vogel kam geschwommen: nun hört, wie Kudrun sprach:
„O weh, schöner Vogel, du mußt mich wohl erbarmen,
Daß du einher geschwommen kommst auf diesen Fluthen“, sprach die Arme.

Da sprach der schöne Vogel: „Du magst dich wohl verseh'n,
Arme Heimathlose, dir soll groß Heil gescheh'n.
Willst du mich fragen von deinem Heimathlande,
Ich bin der Deinen Bote: Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande.“

Da sprach die Gottesarme: „Hat dich Christ gesandt
Uns Heimathlosen zu Trost in dieses Land,
Du sollst mich hören lassen, Bote, du mein guter,
Ist Hilde noch am Leben? sie war der armen Kudrune Mutter.“

Da sprach der hehre Bote: „Das will ich dir sagen:
Hilde, deine Mutter, sah ich gesund vor Tagen,
Als sie dir ein größer Heer zu Hülfe sandte,
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte.“

---

[1] Abgekürzt.

Dô sprach diu maget edele: „bôte dû vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich vrâgen mêr.
lebet noch indert Ortwîn, der künec von Ortlande,
und Herwîc mîn vriedel? diu maere ich harte gerne erkande."

Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon ich dir wol kunt.
Ortwîn unde Herwîc die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden ûf des meres muoder.
dio ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder."

Si sprach: „sô hôrte ich gerne, hâst dû daz vernomen,
sol von Tenemarke Hôrant here komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich als biderben, daz ich armiu sîn wol möhte geniezen."

„Dir kumt von Tenemarke Hôrant der neve dîn
ûf urliuge starke er und die recken sîn.
er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo den Hartmuotes landen."

Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst dû mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolte ich niht klagen.
des vreuten wir uns alle, swenne daz geschaehe,
daz ich ouch Fruoten den alten bî mîner muoter zeichen gesaehe."

Dô sprach aber der bote: „dir kumt in dize lant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner hant

Da sprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, so frag' ich dich noch mehr:
Ist Ortwin, der König von Nortland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Verlobter? der Frage hört' ich gerne Antwort geben."

Da sprach der schöne Vogel: „Das mach' ich dir wohl kund:
Ortwin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah sie heute fahren auf des Meeres Wegen:
An Einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden edeln Degen."

Sie sprach: „So hört' ich gerne, sofern es dir bekannt,
Soll auch Horant kommen, der Held von Dänenland,
Mit seinen kühnen Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß ihn so bieder, wohl möcht' ich armes Mägdlein sein genießen."

„Auch Horant, dein Neffe, kommt von Dänemark
Zu manchem heißen Sturme mit seinen Recken stark.
Er soll in seinen Händen tragen Hildens Zeichen,
Wenn die Hegelingen zu streiten kommen in Hartmutens Reichen."

Da sprach wieder Kudrun: „Kannst du mir sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? so wollt' ich nicht klagen.
Deß freuten wir uns Alle, wenn das geschähe,
Daß ich Herrn Frute den alten auch bei meinem Banner sähe."

Da sprach der Bote wieder: „Dir kommt in dieses Land
Wate von Sturmland; der hält in seiner Hand

ein starkez stiurruoder in einem kiel bî Fruoten.
bezzer vriunde deheiner darftu niht bî urliuge muoten.“

Dô muoste von in scheiden der bote vil hêr.
die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,
die in dâ helfen solten, wâ daz vil werde ingesinde waere.

Ein starkes Steuerruder in Einem Kiel mit Frute:
Bess're Freunde darfst du zum Kampf nicht wünschen in deinem Muthe.“

Da mußte sie verlassen der Gottesbote hehr,
Die heimathlosen Frauen fragten da nicht mehr:
Doch lag auf ihrem Herzen noch großen Kummers Schwere,
Wo ihrer Helfer werthes Ingesinde jetzo wäre.

§ 19. Kunstpoesie.

1) Diese ist von der Volkspoesie schon durch den Inhalt verschieden; denn der Kunstpoet verschmäht die im Munde seines Volkes lebende Sage; er will Neues erzählen und greift deßhalb gern nach den Sagen des Auslandes, oder er erfindet Abenteuer. In seinen Liedern spricht er auch nicht die Gefühle des Volkes aus, sondern die seines eigenen Herzens: sein Leid, seine Freude, seine Liebe, seine Wehmuth u. s. w. und sucht dadurch Mitgefühl zu gewinnen. Seine Seele ist nämlich der Spiegel, in welchem sich das wirkliche oder gedachte Leben abspiegelt. Je nach dem Zustande dieses Seelenspiegels gibt es andere Bilder.

2) Der Kunstpoet liebt aber auch eine andere Form. Einfache, kunstlose Verse genügen ihm nicht; denn er dichtet ja nicht für das einfache Volk, sondern für die hohen und höchsten Stände. Darum denkt er auf recht zierliche Verse, schmückt sie reichlich mit Betrachtungen, Bildern, Gleichnissen und scheut selbst gelehrte Ausdrücke nicht. Ebenso wählt er ein anderes Versmaß, nämlich die kurzen Reimpaare mit Versen von 3—4 Hebungen, die er gern zu künstlichem Strophenbau vereinigt.

3) Die Kunstpoesie ward nur selten durch Bürgerliche („Meister“), meistens durch Adelige („Herren“) gepflegt. Selbst Fürsten, Könige und Kaiser zählt man unter den Kunstpoeten, z. B. Heinrich VI., Konradin. An den Höfen der Fürsten, in den glänzenden Versammlungen der Ritter, Frauen und Jungfrauen ließen die edlen Sänger die Zither (Harfe) erklingen. Sie heißen darob auch höfische Dichter.

4) Die höfischen Dichter versuchten sich nicht bloß in epischer Dichtung, sondern vielfach auch in lyrischer, selbst didaktischer Poesie.

§ 20. Das Kunstepos.

1) Zum Kunstepos wurden also vielfach fremdländische Stoffe gewählt. Die beliebtesten waren die fränkischen Sagen von Karl dem Großen (vgl. § 9), die Sage vom König Artus mit der Tafelrunde und die Sage vom heiligen Gral. Weil nun diese Sagen von den romanischen Völkern entlehnt waren, so erhielt das Kunstepos auch den Namen romanische oder romantische Poesie.

2) Die Artussage ist britischer Abkunft. Sie verherrlicht ein Ritterthum, dessen Streben rein menschlich ist; denn die ihm Dienenden dürsten nach kühnen Thaten, nur um Ehre oder um Frauenminne zu gewinnen. Der Inhalt der Sage ist folgender:

König Artus, ein alter britischer Held, residirt mit seiner schönen Gemahlin auf Schloß Leon in Wales. Viele hundert Ritter, ausgezeichnet durch Tapferkeit und höfische Sitte, und ebenso viele Frauen voll Anmuth und Zucht bilden seinen Hofstaat. Die zwölf tapfersten und edelsten Ritter sitzen abgesondert an einer runden Tafel. Solch ein Ehrenplatz galt für die höchste Auszeichnung des Ritters. Doch nur wer die kühnsten Thaten gethan, die schwersten Prüfungen bestanden, wurde Ritter der Tafelrunde. Von Artus' Hof zogen sie deßhalb auf Kampf und Abenteuer aus, besonders wo es galt, Frauen zu schützen oder die von Riesen und Zauberern Bedrängten zu befreien.

3) Die Gralssage besingt hingegen ein geistliches Ritterthum, das dem Christenthum seine volle Kraft weiht. Ihr Ursprung ist spanisch. Ihr Inhalt ist folgender:

Der heilige Gral (celtisch = Schüssel) ist das smaragdene Gefäß, in welchem Christus das Osterlamm genoß und worin Joseph von Arimathäa das Blut des Gekreuzigten auffing. Wer den Gral jede Woche nur einmal anschaut, kann nicht sterben, nicht altern, und lebte er hundert Jahre. Jeden Charfreitag bringt eine weiße Taube vom Himmel die heilige Hostie, legt sie auf den Gral, dessen Wunderkraft zu erneuern. Gralsritter, das heißt Hüter des Grals zu sein, ist auf Erden die höchste Ehre, das größte Glück. Doch nur die Ritter sind dazu berufen, die sich ebenso durch Reinheit, Frömmigkeit und Demuth, wie durch Tapferkeit vor Allen auszeichnen. Die Berufenen heißen Templeisen oder Templer. Lange befand sich im Abendlande kein dieses Berufs Würdiger. Engel hielten deßhalb den heiligen Gral schwebend in der Luft, bis Titurel, ein französischer Königssohn, auf Montsalvage eine Burg für die Gralsritter und einen Gralstempel von märchenhafter Pracht baute. Dieser Tempel stand inmitten eines dichten Waldes. Niemand konnte durch denselben dringen, ohne vom heiligen Gral erwählt zu sein. Lange Jahrhunderte stand dieser Tempel im Abendlande, bis er wegen der Gottlosigkeit der abendländischen Völker in den Orient entrückt wurde.

4) Die berühmtesten höfischen Dichter, welche Kunstepen schufen, sind: Herr Hartmann von der Aue, Herr Wolfram von Eschenbach und Meister Gottfried von Straßburg. Sie lebten beinahe gleichzeitig. Weniger berühmt, doch nennenswerth sind ihre Nachahmer: Meister Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems. Die Lebensumstände der Ge-

nannten sind noch sehr in Dunkel gehüllt; nur wenige Lichtstrahlen erhellen sie.

§ 21. Herr Hartmann von der Aue.

1) Dieser war ein Ritter aus Schwaben und hatte seine Stammburg in der Nähe von dem heutigen Obern-Au (Württemberg). Nach dem Tode seines Lehensherrn, den er mehrfach beklagt, scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben. Von da aus machte er unter Friedrich I. den Kreuzzug mit, kam auch wieder zurück. Er dichtete nicht sowohl, um von seinem Sang zu leben, als „um trübe Stunden aufzuklären, dem Herrgott Ehre zu gewähren, ihm selbst jedoch und seiner Kunst zu schaffen guter Menschen Gunst". Sein Tod fiel zwischen die Jahre 1210 und 1220.

2) Für seine Zeit besaß er viel Bildung, verstand Latein und Französisch, „war wohlbekannt mit aller Art von Büchern". Die Bildung des Herzens besaß er in noch höherem Maße. Aus seinen Gedichten spricht seine Seelengüte, seine Milde, sein inniges Gefühl, vor Allem aber seine wahre Frömmigkeit. So bittet er gleich im Eingang seines „Armen Heinrich", den, der nach seinem Tode diese Dichtung lese, um sein Gebet, „daß Gottes Gnad ihm werd zu Theil für seiner armen Seele Heil". Dabei zeigte er doch stets den ritterlichen Mann. In seinen Gedichten gibt er sich so, daß wir wohl mit seinen eigenen Worten von ihm sagen dürfen:

Falschheit und rohes Wesen
Sind ihm verhaßt gewesen,
Er mied nach einem theuren Eid
Sie alle seine Lebenszeit.
Er war sein ganzes Leben
Der Ehre nur ergeben.

(Aus „der arme Heinrich".)

So war also Herr Hartmann ein edler Degen und ein ächter Christ, dazu ein wahrer Dichter.

3) Wir besitzen nämlich von ihm vier epische Dichtungen, die seinem Talente alle „Ehre" machen: „Erec", „Gregorius auf dem Stein", „der arme Heinrich" und „Iwein". Sie sind schon dadurch schön, daß sich der Seelenadel des Dichters darin abspiegelt. Derselbe versteht es aber auch, so schön zu erzählen, wie kaum ein Anderer, so anmuthig und zierlich und doch so natürlich singt er seine Mären. Deutsche Sprache und höfische Verse bietet er uns in ihrer ganzen Reinheit. Schon Meister Gottfried rühmt deßhalb, „wie lûter und wie reine sin cristallinin Wörtelin sint" und erkennt ihm „schapel und

lorzwi" (d. h. Kranz und Lorbeer) zu. Auch in der Zeichnung der Charaktere ist er glücklich, und in jeder Dichtung behält er eine Idee im Auge.

4) In den zwei Rittergedichten „Erec" und „Iwein" haben wir es mit Artusrittern zu thun. Dem „Erec" dürfte vielleicht die Idee zu Grunde liegen, daß der Ritter, der ob der häuslichen Behäbigkeit sich „verliegt", d. h. keine Thaten mehr aufsucht, seines Namens unwerth sei. In dem „Iwein" ist mehr die Kehrseite dieser Idee dargestellt, daß nämlich der Ritter ebenso wenig um der Abenteuer willen sein Weib und sein Haus ganz vergessen und so das Glück der Familie ganz und gar dem Thatendurste opfern dürfe. Der Form nach ist „Iwein" Hartmanns beste Dichtung. Sie heißt auch: „Der Ritter mit dem Löwen" und hat folgenden Inhalt:

Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, zieht auf Abenteuer aus. Er besteht einen Kampf mit dem Besitzer eines Zauberbrunnens, tödtet ihn und heirathet dessen reiche Wittwe Laudine. Sein Thatendrang läßt ihn aber nicht zu Hause Er verspricht seiner Frau Rückkehr binnen Jahresfrist, und sie läßt ihn ziehen. Doch in der Lust der Ritterfahrt vergißt er die Heimkehr, Laudine sagt sich von ihm los und die Tafelrunde beschuldigt ihn der Untreue. Da wird er wahnsinnig und lebt wild im Wald. Zwar wird er wieder geheilt; doch erst nach langer Irrfahrt und schweren Prüfungen findet und versöhnt er Laudine wieder. Ein Löwe, den er von einer Schlange befreit, folgt ihm dankbar wie ein „Suchhund" und hilft ihm, jene Prüfungen (Kämpfe mit Riesen und Rittern) leichter zu bestehen.

5) „Gregorius auf dem Stein" ist „eine seltsame Märe von dem guten Sünder",

der mehr durch Schuld der Mutter und seine „Tumbheit" in große Sünde gefallen, dennoch aber, darüber belehrt, 17 Jahre lang, an einen öden Felsen geschmiedet, Buße thut. Da stirbt der Papst und Gott thut es in Rom kund, daß man den Büßer Gregorius vom Felsen auf den Stuhl Petri berufe. Es geschieht, und in Buße kömmt dann die Mutter zum Sohne, Nachlaß der Sünden zu erlangen. Der Dichter schließt:

Bei diesen guten Kunden hie
Von diesen beiden Sündern, wie
Sie sich nach großer Schuld
Erwarben Gottes Huld,
Darf nimmermehr daran
Ein sündhafter Mann
Ein böses Vorbild nehmen, —
Daß er darob gedenkt also:
Nun sei nur frevelhaft und froh;
Seit diese wir gerettet seh'n
Nach ihrer großen Freventhat,
So wird auch dir gleich guter Rath.
Wer auf den Wahn in Sünden bleibt,
Und wen dazu der Teufel treibt,
Den hat er überwunden,
In seine Gewalt gebunden.

6) Dem Inhalte nach ist „der arme Heinrich“ Hartmanns schönste Dichtung. „Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus einem reinen Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor“ (Barthel). Der Grundgedanke dieses Epos ist: Die Liebe, welche in Gott wurzelt, ist allgewaltig: sie überwindet Alles, sie besiegt die widerstrebende eigene Natur sowohl, wie die widerstrebenden Herzen der Mitmenschen und selbst das Herz Gottes. An noch andere herrliche Ideen erinnert das Epos, z. B. an das Wort der Schrift: „Der Herr wählt das Schwache, um das Starke zu beschämen“; um so größer ist sein poetischer Werth. Der Inhalt ist folgender:

I. „Der arme Heinrich“ ist eigentlich „an Gütern wie ein König reich, an Adel manchem Fürsten gleich, und reicher noch an Ruhme im edlen Ritterthume“. Auf der Höhe seines Glückes erscheint er als

Ein Musterbild der Tugend,
Ein Blüthenreis der Jugend,
Der Welt ein fröhlich Spiegelglas,
Der steten Treu' ein Adamas,
Ein Ehrenkranz der edlen Zucht
Und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all' ein sich'rer Schild,
Dabei in rechtem Maße mild,
Geehrt um manche Heldenthat,
Ein reicher Quell von weisem Rath.
Ein Sänger edler Frauen,
Und herrlich anzuschauen
Von Angesicht und von Gestalt: —

Nur eine Tugend fehlt „dem stolzen Herrn“, die Demuth!

II. „Drum harte Prüfung ihn da traf, ein Wetterschlag im süßen Schlaf, und all' die stolze Herrlichkeit versank in herzzerbrechend Leid.“ Die Miselsucht (Aussatz) befällt ihn nämlich: sein schöner Leib bedeckt sich mit Geschwüren und giftigen Wunden. Der Herr prüfte ihn, „die Seele ihm zu retten aus eitler Weltlust Ketten“. Da wird er, den sonst alle Welt ehrte und liebte, gemieden, ja sogar verhöhnt, und er heißt nun „der arme Heinrich“. Da kann er erwägen:

Gebrechlichkeit ist unser Loos:
Wir wähnen uns in Glückes Schooß,
Bis unser Lächeln Weinen lischt;
Ach, unsers Lebens Honig mischt
Mit bitt'ren Leides Wermuth sich.
Darum, o Mensch, bereite dich:
In deinen schönsten Blüthentagen
Wird dich das Schwert zu Boden schlagen.

Wie Hiob ist er geschlagen, aber er duldet nicht wie jener. „Denn Hiob nahm mit frommem Sinn die schwere Prüfung Gottes hin; er lobte Gott und freute sich der schweren Prüfung inniglich“: doch Heinrichs „übermüthig Herz“ empörte sich dagegen, „daß er der Ehre Tagen nun sollte Abschied sagen“.

[Sein fröhlich Herz erstarrte ganz,
Es schwand der Augen heit'rer Glanz,
Und seines Geistes Muth erlag:
Ein allzu schwerer Donnerschlag
Warf ihn darnieder, dunkle Nacht
Umhüllte seiner Sonne Pracht.]

So verflucht er denn sein Dasein, verflucht oft die Stunde, die ihn an's Licht gebracht.

III. Doch noch leuchtet ihm ein Hoffnungsstern — von Süden her! Er reist nach Salerno, wo die besten Aerzte waren. Der „Meister sagt ein Mittel ihm zum Heil, doch ist es nicht auf Erden feil"; drum bescheidet er ihn:

„So kann ich keinen Beistand leih'n;
Denn solltet ihr gerettet sein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eig'nes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut,
Das wär' für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: Niemand ist zu werben,
Um für des Andern Heil zu sterben.
Drum, wenn euch Gott nicht helfen will,
So harret aus, geduldig still."

Er eilt wieder heim; das Leben hat keinen Reiz mehr für ihn. Er verschenkt Geld und Gut an Freunde, Arme und Kirchen und „flehte Gott um mild Erbarmen, die Seele sein ihm zu erretten und sanft im Grabe ihn zu betten". Nur seinen Wohnsitz bedingt er sich aus in dem Maierhofe eines seiner Bauern. Dem klagt er: „Ich habe dieses schwere Leid von Gott verdient zu seiner Zeit. Es stand mein Sinn auf eitle Dinge; ich sann nur, wie es mir gelinge, um Ehre vor der Welt zu hân."

IV. So hatte er also in der Schule des Kreuzes schon ziemlich Fortschritte gemacht. Er hatte sich Gott genähert und nicht zu seinem Schaden. Denn das zehnjährige Töchterlein des Maiers, ein Kind voll frommer Einfalt, pflegt ihn, hört eines Tages von dem Bescheid des Salerner Arztes und entschließt sich, sich für den Armen zu opfern. Die bestürzten Eltern suchen es ihr auszureden. Sie widerlegt alle Einwände, sie ist beredt, „als ob der heilige Geist ihr bei der Rede hälfe". Der Vater meint, sie wisse nicht, was es um das Sterben sei, „sie muthe sich thöricht Unmögliches zu". Doch sie:

Wer sich in Mühsal immerdar
Im Leben plagt, hat auch nur Leid,
Und dennoch kommt auch ihm die Zeit,
Wo er nach all den schweren Tagen
Zuletzt doch muß den Tod ertragen.
Was hilft es ihm, ein langes Leben
Der Noth, dem Mühsal hinzugeben,
Wenn er nichts weiter kann erlangen,
Als das zuletzt auch zu empfangen,

Was er schon in der Jugend Tagen
Mit leichter Mühe kann erjagen.
Schwer ist's, der Seele Heil zu wahren,
Das Leben droht ihr mit Gefahren,
Und ginge mir mein Heil verloren,
Viel besser wär' ich nie geboren.
Drum muß ich Gott von Herzen preisen,
Will er die Gnade mir erweisen,
Daß ich den jungen Leib darf geben,
Um zu erringen ew'ges Leben.

Die Mutter greift ihr tiefer in das Herz, sie mahnt: „Ist das der Lohn, um mir zu danken? die ich in Schmerzen einst geboren, geht die in Schmerzen mir verloren?" Sie fragt, ob sie den Willen Gottes hassen und sein Gebot vergessen wolle! Zärtlich klagend ruft sie: „O mein geliebtes Töchterlein, du solltest uns're Freude sein, die Sonne unsers Lebens, das Endziel unsers Strebens, und unsers Alters Trost und Stab." — Sie droht ihr schließlich mit dem „Hasse Gottes und der ewigen Pein": doch noch beredter ist das Kind, es hebt den zeitlichen und ewigen Vortheil seines Opfers heraus.

[Du, theure Mutter, hast das Leben,
Hast Leib und Seele mir gegeben,
Gönnst du mir nicht, daß mir zu Theil
Wird meiner Seele ewiges Heil?
Es kam in meine junge Brust
Noch keine Sünd' und eitle Lust,
So muß ich ja wohl durch mein Sterben
Des guten Gottes Himmel erben.
Wohl muß die Freude dieser Welt,
Die manches Herz befangen hält,
Mit süßer Lust den Menschen kirren,
Wie möchte sie ihn sonst verwirren,
Von seinem Heile abzulassen?
O laßt mich nicht von ihr erfassen!
Weiß Gott, wie wenig mir gefällt
Die Lust und Freude dieser Welt,
Denn ihre Lust ist Herzeleid,
Und ihre Freude Traurigkeit.
Was ist ihr Lohn? — ein bitt'rer Tod!
Was ist ihr Leben? — Sterbensnoth;
Nichts ist gewiß, als daß schon morgen
Die Lust verwandelt wird in Sorgen;
Und daß zuletzt die höchste Noth
Uns überkommt — ein herber Tod.
Es schirmet nicht Geburt, noch Gut,
Nicht Leibesstärke, kühner Muth,
Nicht Ehre schirmt, noch Tugend.
Ach, unser Leben, uns're Jugend
Ist eitel Nebel nur und Staub,
Wir sind im Wind ein flatternd Laub,

Wohl ist ein Thor, der an die Welt,
Der sich an Rauch und Nebel hält.]

Nie „floß von Kindeszunge solche Weisheit"; die Eltern meinen zuletzt, „der Geist sei ihr von Gott gekommen" und willigen ein. Nach einigem Widerstreben stimmt auch der Ritter bei.

V. Und so ziehen denn Beide nach Salern; „die Maid ist fröhlich im Gemüthe". Doch als der tödtliche Stoß in ihr Herz geführt werden soll, tritt Heinrich gerührt dazwischen, er will seine Gesundheit nicht so theuer erkaufen. So erhält er sie am Leben, obgleich sie bitter sich beklagt, „weil sie nun verloren die reiche Himmelskrone". Sie ziehen nach der Heimath, die gute Maid „von Schmerz entstellt und großem Leid", doch Heinrich, wiewohl er wußte, „daß ihn daheim Verachtung traf und Spott, traut er doch lediglich auf Gott". Da schaute Der, „vor welchem keines Herzens Thor verschlossen ist, ihre Treue und Noth, und Er, der aus Gnade dieses Weh gesendet, zeigte, wie lieb ihm das Erbarmen sei".

Und so schied er sie Beide
Von allem ihrem Leide,
Und fügte es zur selben Stunde,
Daß von der Krankheit er gesunde.

Zu Hause da waren sie denn „eine liebe Augenweide"; da lachte und weinte man in Einem. Die Himmelskrone, die blieb wohl der treuen „magt" hinterlegt; doch auch irdischer Lohn ward ihr zu Theil, da Heinrich sie zu seiner Braut erkor.

Aus „der arme Heinrich".

Got hete dem meier gegeben	Gott hat ein selig Leben
nâch sîner ahte ein reinez leben.	Diesem Maier gegeben.
er hete ein wol erbeiten lîp	Gesunden, rüstigen Leib
und ein wol werbendez wîp;	Und ein fleißiges Weib,
dar zuo het er schoeniu kint,	Dazu auch manches schöne Kind,
diu gar des mannes fröude sint;	Die des Mannes höchste Freude sind,
unde hete, sô man saget,	Und darunter, wie man sagt,
under den kinden eine maget,	Eine artige Magd,
ein kint von ahte jâren:	Ein Kind von acht Jahren:
diu kunde wol gebâren	Die sah man gebaren
sô rehte güetlîchen:	Gütlich sonder Gleichen.
sî wolte nie entwîchen	Sie wollte nimmer weichen
von ir herren einen fuoz;	Von ihrem Herrn nur einen Fuß,
umbe sîne hulde und sînen gruoz	Um seine Huld und seinen Gruß
sô diente si ime alle wege	Diente sie ihm allerwege
mit ir güetlîchen pflege.	Mit ihrer gütlichen Pflege.
sî was ouch sô genaeme,	So schön auch war sie von Gestalt
daz sî wol gezaeme	Und ihr Reiz so mannigfalt,
ze kinde deme rîche	Kein Kaiser dürfte sich schämen,
an ir waetlîche.	Sie zur Tochter zu nehmen.
die andern heten den sin	Die Andern alle mieden gern
daz sî ze rehter mâze in	Ihren siechenden Herrn,
wol gemîden kunden:	Verbot es nicht die Schicklichkeit;
sô flôch sî z'allen stunden	Sie aber floh zu jeder Zeit

zuo ime und niender anders war.
sî was sîn kurzewîle gar.
sî hete gar ir gemüete
mit reiner kindesgüete
an ir herren gewant,
daz man sî selten iender vant,
wan under ir herren fuoze.
mit süezer unmuoze
wonte sî ir herren bî.
dar zuo sô liebet er sî
swâ mite er ouch mohte;
und daz dem kinde tohte
zuo ir kintlîchen spil,
des gap der herre ir vil.
ouch half in sêre daz diu kint
sô lîhte ze gewenenne sint.
er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel unde hârbant
und swaz kinden liep sol sîn,
gürtel unde vingerlîn.
— — — — — —
— — — — — —
Ir dienst was sô güetlich.
dô dô der arme Heinrich
driu jâr dâ getwelte,
unde im got gequelte
mit grôzem jâmer den lîp,
nû saz der meier und sîn wîp
unde ihr tohter, diu maget,
von der ich iu ê hân gesaget,
bî im in ir unmüezekeit
und begunden klagen ir herren leit.
diu klage tet in michel nôt:
wan sî vorhten daz sîn tôt
sî sêre solte letzen
und vil gar entsetzen
êren unde guotes,
und daz herters muotes
würde ein ander herre.
si gedâhten alsô verre,
unz dirre selbe bûman
alsus frâgen began.
Er sprach: „lieber herre mîn
möht ez mit iuwern hulden sîn,
ich frâgete vil gerne:
sô vil ze Sâlerne
von arzenîen meister ist,
wie kumt daz ir deheines list
ze iuwerme ungesunde
niht gerâten kunde?

Zu ihm und nirgend anders hin.
Sie erfreute seinen trüben Sinn,
Und hatt' ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte
Ihrem Herrn zugewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
So leistete dem Kranken gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch war er sie zu frei'n bereit,
Und was ihr nur am Herzen lag,
Und was Kindern dienen mag,
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Dessen gab der Herr ihr viel.
Auch half ihm sehr, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr, was er feil nur fand,
Spiegel oder Haarband.
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
— — — — — —
— — — — — —
Sie dient ihm gar so williglich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort verblieben war,
Derweil der Herr ihm immerdar
Mit Jammer schlug den siechen Leib,
Da saß der Maier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Maid,
Von der ihr schon vernahmt Bescheid,
Geschäftig einst bei ihm und klagten
Die bittern Martern, die ihn plagten.
Auch that es ihnen wahrlich Noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen,
Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnäd'geren Muthes
Ein And'rer Gutsherr würde.
Lang trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann.
Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht' es mit euern Hulden sein,
So fragt' ich gar zu gerne:
Da doch zu Salerne
Viel Meister sind der Arzenei,
Wie kommt's, daß Keiner war dabei,
Der eure Sucht zu heilen
Rath wußte zu ertheilen?

herre, des wundert mich.“
dô holte der arme Heinrich
tiefen sûft von herzen
mit bitterlîchem smerzen.
mit solher riuwe er dô sprach:
daz im der sûft daz wort zebrach:
„Ich hân disen schemelîchen spot
vil wol gedienet umbe got.
wan dû saehe wol hie vor
daz hôh offen stuont mîn tor
nâch werltlîcher wünne,
und daz niemen in sîm künne
sinen willen hete baz dan ich;
und was daz doch unmügelich:
wan ich enhete niht gar.
dô nam ich sîn vil kleine war,
der mir daz selbe wunschleben
von sînen gnâden hete gegeben.
daz herze mir dô alsô stuont,
als alle werlttôren tuont
den daz saget ir muot,
daz sî êre unde guot
âne got mügen hân.
sus truog ouch mich mîn tumber wân,
wand ich in lützel ane sach,
von des genâden mir geschach
vil êre unde guotes.
dô dô des hôhen muotes
den hôhen portenaer bedrôz,
die saelden porte er mir beslôz.
dane kum ich leider niemer in:
daz verworhte mir mîn tumber sin.
got hât durch râche an mich geleit
ein sus gewante siecheit,
die niemen mag erloesen.
nun versmaehent mich die boesen:
die biderben ruochent mîn niht.
swie boese er ist, der mich gesiht,
des boeser muoz ich dannoch sîn:
sîn unwert tuot er mir schîn:
er wirfet diu ougen abe mir.
nû schînet alrêst an dir
dîn triuwe, die dû hâst,
daz dû mich siechen bi dir lâst
und von mir niht enfliuhest.
swie dû mich niht enschiuhest,
swie ich niemen liep ensî wan dir,
swie vil dîns heiles stê an mir:
dû vertrüegest doch wohl mînen tôt.
nû wes unwert und wes nôt

Herr, das dünkt mich wunderlich.“
Da zog der arme Heinrich
Einen Seufzer tief von Herzen
Herauf mit bittern Schmerzen,
Worauf er also traurig sprach,
Daß der Seufzer ihm die Worte brach:
„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur allzu wohl verdient um Gott.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß hoch offen stand mein Thor
Der Weltlust und der Eitelkeit,
Und daß Niemand weit und breit
So in Fülle lebt' als ich,
Daran that ich freventlich,
So ohnmächtig, wie ich war.
Denn wenig nahm ich dessen wahr,
Durch dessen Gnade mir das Leben
Nach allen Wünschen war gegeben.
So verirrt war da mein Herz,
Wie den Weltthoren allerwärts!
Immer wähnt ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr' und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfah'n.
So trog auch mich mein dummer Wahn,
Denn ich achtet' ihn gering,
Von deß Gnaden ich so viel empfing
Der Ehre und des Gutes.
Als da des Uebermuthes
Den hohen Pförtner verdroß,
Des Heiles Thor er mir verschloß:
Da geh' ich leider nimmer ein;
Mein Leichtsinn schuf mir diese Pein.
Zur Strafe hat mir Gott gesandt
Eine Sucht, aus deren Band
Mich Niemand mag erlösen.
Nun verschmähen mich die Bösen,
Der Gute selbst vor mir erschrickt.
Wie gering er sei, der mich erblickt,
Er glaubt, daß ich noch schlechter sei:
Er legt mir seinen Unwerth bei,
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun wird erst offenbar an dir
Die große Treue, die du hegst,
Daß du mich Siechen hier verträgst,
Und nicht vor meinem Anblick fliehst.
Und wie du ohne Scheu mich siehst,
Wie Niemand sonst mir Liebes thut;
Wie sehr dein Wohl auf mir beruht,
Du ertrügest doch wohl meinen Tod.
Nun sprich, wer war zu größ'rer Noth

wart ie zer werlde merre?
hie vor was ich dîn herre,
und bin dîn dürftige nû.
mîn lieber friunt, nû koufest dû
und mîn gemahele und dîn wîp
an mir den êwigen lîp
daz dû mich siechen bî dir lâst.
des dû mich gefrâget hâst,
daz sage ich dir vil gerne.
ich enkan ze Salerne
keinen meister niender vinden,
der sich mîn underwinden
getörste oder wolte,
mit der genist ich solte
mîner sühte genesen,
daz müeste ein solch sache wesen,
die in der werlte nieman
mit nihte gewinnen kan.
mir wart niht anders dâ gesaget
wan ich müeste haben eine maget
diu vollen hîbaere
und ouch des willen waere
daz sî den tôt durch mich lite,
und man sî zuo dem herzen snite,
und mir waere niht anders guot,
wan von ir herzen das bluot.
nû ist genuoc unmügelich
daz ir deheiniu durch mich
gerne lîde den tôt
des muoz ich schemelîche nôt
tragen unz an mîn ende.
daz mir'z got schiere sende!"

Auf Erden je erlesen?
Der einst dein Herr gewesen,
Spricht dein bedürftig bei dir zu.
Nun, lieber Freund, verdienest du,
Dein gutes Weib und mein Gemahl,
An mir den ew'gen Freudensaal,
Daß ihr mich Siechen hier ertragt.
Doch was du erst mich hast gefragt,
Das sage ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meister finden,
Der mein sich unterwinden
Dürfte oder wollte,
Denn womit ich sollte
Genesen meiner Noth und Pein,
Das müßte eine Sache sein,
Die auf dieser Erde man
Um keinen Preis erlangen kann.
Mir ward nichts anders da gesagt,
Als ich brauchte eine Magd,
Die unbefleckter Ehre
Und ganz entschlossen wäre,
Den Tod für mich zu leiden.
Man müßt' ihr Herz zerschneiden;
Denn nichts anders wär' mir gut,
Als des Mägdleins Herzensblut.
Nun findet sich, das leuchtet ein,
Freilich nicht ein Mägdelein,
Das für mich leiden will den Tod.
Drum muß ich schmähliche Noth
Tragen bis an mein Ende;
Daß Gott es mir bald sende!"

§ 22. Herr Wolfram von Eschenbach.

(Seine Person.)

1) Er war ein armer Ritter aus Eschenbach (bei Ansbach). Er lebte Ausgangs des 12ten und Anfangs des 13ten Jahrhunderts. Sein Geburts- und Todesjahr ist unbekannt. Vermögenslos, suchte er bei Andern Dienste und führte so eine Art Wanderleben. Bald ernährte er sich mit dem Schwert, bald mit der Harfe, wiewohl er kein „Fahrender" war. Beim Grafen zu Wertheim war er z. B. Dienstmann, bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen aber weilte er als Sänger und zwar ziemlich lang. Auf der Wartburg dichtete er seinen „Parzival" und den „Willehalm" und nahm dort auch Theil an dem sogenannten „Sängerkrieg". Nach Hermanns Tod zog er, scheint es, in die Heimath.

Dort liegt er wenigstens begraben. Er war verehelicht und hinterließ Kinder.

2) Schulbildung bekam er nur wenig. Er konnte weder schreiben noch lesen, — französisch lernte er erst später —; allein als genialer Mann dachte und diktirte er doch so geistvoll, wie ein „Weiser“ der Schule. Von ihm ging damals das Sprüchwort: „Noch nie hat Laienmund besser gesprochen.“ Dabei war er, wie seine Gedichte zeigen, ein Mann von hoher Religiosität und fast kindlicher Unschuld. Sein Geistesauge war überaus scharf und treu; darum war er auch ein vorzüglicher Kenner der Herzen und der Welt, sittlich streng im Urtheil und doch voll Gemüth, priesterlich ernst und doch auch wieder humoristisch. Seine Zeit schaute an ihm, „dem Weisen und Kunstreichen“, voll Bewunderung hinauf.

3) Wolfram hinterließ drei epische Dichtungen: den „Parzival“, den „Willehalm“ (Leben Wilhelms des Heiligen) und den „Titurel“ (welcher der erste Gralskönig war). Die beiden letzteren sind leider unvollendet. Wolframs Dichtertalent zeigt sich in diesen drei Kunstepen als ein glänzendes. Einige, z. B. Fr. v. Schlegel, nennen ihn deßhalb „den größten deutschen Dichter“; zum Mindesten aber ist er „der größte seiner Zeit“.

Wolfram gleicht als Epen-Dichter einem Schlachtenmaler. Eine große Menge von Personen und Begebnissen führt er dem Leser vor Augen; kaum kann dieser solch' großartiges Gemälde überschauen: dennoch herrscht durch das Ganze Plan und Zusammenhang; denn Alles gruppirt sich um den Grundgedanken der Dichtung, Alles hat Bezug auf ihn. Schon Rudolf von Ems sagt deshalb von Wolfram: „Mit wilden oventuren kunde er die kunst wol sturen.“ Und der „Wartburgkrieg“ (vgl. § 29) sagt von ihm: „Do sach man den von Eschenbach, als man Hôranden vor der Künigin Hilden sach.“ Zudem ist der Grundgedanke in all' seinen Epen ein hoher, ernster, voll Bedeutung für Zeit und Ewigkeit. In reicher Fülle finden sich darin erhabene, himmlische Gedanken. Darum ist auch die Sprache bisweilen schwierig und dunkel, und Wolfram selbst scherzt: „daß sein Deutsch Manchen allzukrumm scheine“. Alltägliche Gedanken sind freilich leichter auszusprechen und leichter zu fassen. — Auch in der Zeichnung der Charaktere, sowie in der Schilderung der Abenteuer zeigt sich Wolframs hohe Dichtergabe.

§ 23. Wolframs Parzival.

1) In diesem Epos sind die Artussage und die Gralssage zu einem Ganzen verbunden. Es ist sehr umfangreich. San-Marte (ein Uebersetzer desselben) unterscheidet in ihm drei Theile:

2) Der erste Theil, „der sagt von der Einfalt“, hat folgenden Inhalt:

Parzival war noch unmündig, als sein Vater starb. Das Ritterthum brachte diesem so frühen Tod. Herzeloide, die besorgte Mutter, zieht nun mit Parzival in Waldeseinsamkeit. Dort, meint sie, werde er nie von Ritterschaft etwas sehen oder hören. Sie erzieht ihn in bäurischer Einfalt. Da führt einstens der Zufall

Ritter in die Gegend; Parzival sieht sie und will nun auch Ritter werden. Jene weisen ihn an Artus' Hof und Parzival will dahin. Umsonst ist der Mutter Flehen, ohne Erfolg ihre List. Er zieht fort — und bricht so der Mutter Herz. Durch seinen komischen Aufzug und seine „Tumbheit" macht er sich überall lächerlich. So auch zu Nantes, wo König Artus Hof hielt. Doch gewinnt er sich hier die Herzen durch seine Schönheit, noch mehr durch seine Stärke. Im Zweikampf tödtet er nämlich den gewaltigen König Ither, zieht dessen rothe Rüstung an und heißt von da an „der rothe Ritter". Von Nantes zieht er darauf der bedrängten Königin Konduiramur zu Hülfe. Unterwegs kehrt er bei einem alten Ritter an. Wie ein Vater unterweist ihn dieser in Religion und Waffendienst, und gibt ihm weise Lehren auf den Weg, besonders die: „Fragt nicht zu viel." Nach dem befreit er Konduiramur und ehelicht sie.

3) Der zweite Theil, „der sagt vom Zweifel". Sein Inhalt ist:

Parzival sehnt sich nach der Heimath und der Mutter. Sie zu suchen, verläßt er sein Weib. Auf dieser Fahrt kommt er zufällig zur Gralsburg. Anfortas, der Gralskönig, liegt an einer schweren Wunde darnieder. Er ist Parzivals Oheim, Parzival aber weiß es nicht. Eine Inschrift auf dem Gral hatte verkündet, wenn ein Ritter komme und von selbst nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage, so werde der König genesen, der Ritter aber Gralskönig werden. Parzival saß bei dem kranken König, sah die Wunder der Gralsburg, aber aus „Tumbheit" und wohl auch aus Gleichgültigkeit befolgt er gerade jetzt des alten Ritters Lehre, fragt nicht und verscherzt so das ihm nahe Glück. Des andern Morgens stehen die Hallen lautlos und menschenleer; er muß weiterziehen. Unterwegs erfährt er, welch „ritterlichen Preis" er durch sein Schweigen eingebüßt und versinkt in Trauer und Leid. Erst an König Artus' Hof, wo man seine Aufnahme in die Tafelrunde feiert, „schwamm er wieder in Freude", doch nicht lange; denn mitten in das Fest hinein verfolgt ihn die Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, und verflucht ihn vor allen Rittern. Da wurde seine „Freude lebendig begraben und sein männliches Herz wurde wund"; er kann nicht mehr in der Tafelrunde bleiben. Ob seines Unglücks trägt er nun „schweren Haß gegen Gott" und sagt ihm feierlich den Dienst auf. Mit Gott und der Welt zerfallen, ohne Erkenntniß seiner Sünde, stürmt er wieder in die Welt fort von Abenteuer zu Abenteuer.

4) Der Inhalt des dritten Theiles, „der sagt von dem Heile", ist folgender:

Fünf Jahre irrt Parzival so umher und betritt keine Kirche. Er weiß nicht einmal, daß es Charfreitag ist, als ihm einst ein greiser Ritter im Bußgewand begegnet und ihm wegen der Waffenrüstung Vorhalt macht. Parzival lästert auch bei diesem auf Gott; der Ritter aber spricht ihm von der „Treue", die Gott „heute" am Kreuz bewies, und weist ihn zu einem heiligen Einsiedler in der Nähe, der ihm Rath zur Buße für seine Missethat gebe. Da „erhob sich seines Herzens Reue" er will auch wieder an Gottes „Gunst" glauben, wenn sein Roß von selbst ihn zum Klausner führe. Da rannte es hin, wo Trevrecent „durch Armuth um den Himmel warb". Parzival bittet um Rath, als ein „Mann der Sünde". Trevrecent gibt ihm „neue gute Märe", belehrt ihn über Gott und die Vorsehung, über die Wunder des Grals, wie man nicht in Hochmuth und Selbstvertrauen, sondern nur in Demuth Gralsritter werden könne. Und als er endlich in Parzival seinen Neffen erkennt, eröffnet er diesem seine Bestimmung zum Gralskönig. Nun

will Parzival nichts mehr von einer weltlichen Ritterschaft wissen. Er überwindet diese in siegreichen Kämpfen, besteht im Dienste Gottes den Kampf mit einer Heidenschaar, wird nun zur Gralsburg gerufen, wohin er freudig mit seiner wiedergefundenen Gemahlin zieht, den Oheim heilt und Gralskönig wird.

5) Der Dichter wählte das abenteuerliche Leben Parzivals offenbar nur als Parabel. Er will daran die Grundwahrheit des Christenthums darstellen: „Der Mensch findet seinen Frieden und sein Heil nur in Christus.“ Der heilige Gral ist das Bild dieses Heils. Parzival aber ist das Bild eines Menschen, dessen Herz unruhig nach Glückseligkeit verlangt, der sie jedoch im Dienste der Welt vergeblich sucht, vielmehr immer unglücklicher wird, je mehr er sich von Gott entfernt, bis er endlich das wahre und höchste Gut und damit den Frieden findet.

„So gleicht dieß Epos“, wie Eichendorff sagt, „einem Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höhern Luftschichten aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt Alles sonnetrunken im Kreuze gipfelt.“

6) Des Dichters Kunst zeigt sich weniger in der Anlage des Epos, denn sie ist rein chronologisch. Aber er verliert seinen Helden nie ganz aus den Augen, selbst da nicht, wo er die Abenteuer Anderer, z. B. Gavans, erzählt. Die Schilderung der Abenteuer ist meisterhaft, wenn auch bisweilen zu ausführlich.

Aus „Parzival“.

Dô reit er, erne wesse war,	Da ritt er weglos immerbar,
sô daz diu Munsalvaescher schar	Und der Montsalvaser Schaar
in mit strîte gar vermeit.	Bot ihm weiter keinen Streit.
des grâles vremede was im leit.	Ihm gebrach der Gral, das war sein Leid.
Swer'z ruocht vernemen, dem tuon ich kunt	Wer's hören will, dem geb' ich Kunde,
wie im sîn dinc dâ nâch gestuont.	Was ihm widerfuhr nach dieser Stunde;
des'n prüeve ich niht der wochen zal,	Doch weiß ich nicht der Wochen Zahl,
über wie lanc sider Parzivâl	Wie lang hernach noch Parzival
reit durch âventiure als ê.	Auf Abenteuer ritt, wie eh'.
eins morgens was ein dünner snê,	Eines Morgens war ein dünner Schnee,
iedoch sô dicke wol gesnît,	Doch wohl so dicht herabgeschneit,
als der noch frost den liuten gît.	Daß Frost daraus war prophezeit.
ez was ûf einem grôzen walt.	Es war in einem großen Wald:
im widergienc ein rîter alt,	Da begegnet ihm ein Ritter alt,
des part al grâ was gevar,	Dem war ergraut des Bartes Haar,
dâ bî sîn vel lind unde clâr:	Jedoch das Antlitz licht und klar;
die selben varwe truoc sîn wîp;	Klar und licht war auch sein Weib.
diu bêdiu über blôzen lîp	Die Beiden auf dem bloßen Leib
truogen grâwe röcke herte	Trugen Röcke rauhbehaart
ûf ir bihte verte.	Auf ihrer Buß- und Bittefahrt.

sîniu kint, zwuo juncfrouwen,
die man gerne mohte schouwen,
dâ giengen in der selben wât.
daz riet in kiusches herzen rât:
si giengen alle barfuoz.
Parzivâl bôt sînen gruoz
dem grâwen rîter der dâ gienc;
von des râte er sît gelücke enphienc.
ez mohte wol ein hêrre sîn.
dâ liefen frouwen bräckelîn.
mit senften siten niht ze hêr
gienc dâ ritr und knappen mêr
mit zühten ûf der gotes vart;
gnuoge sô junc, gar âne bart.
Parzivâl der werde degen
het des lîbes sô gepflegen
daz sîn zimierde rîche
stuont gar rîterlîche:
in selhem harnasch er reit,
dem ungelîch was jeniu kleit
die gein im truoc der grâwe man.
daz ors ûzem pfade sân
kêrt er mit dem zoume.
dô nam sîn vrâgen goume
umbe der guoten liute vart:
mit süezer rede ers innen wart.
dô was des grâwen rîters klage,
daz im die heileclîchen tage
niht hulfen gein alselhem site,
daz er sunder wâpen rite
ode daz er barfuoz gienge
unt des tages zît begienge.
Parzivâl sprach z'ime dô
„hêrre, ich erkenne sus noch sô,
wie des jâres urhap gestêt
ode wie der wochen zal gêt.
swie die tage sint genant,
daz ist mir allez unbekant.
ich diende eim der heizet got,
ê daz sô lasterlîchen spot
sîn gunst übr mich erhancte:
mîn sin im nie gewancte,
von dem mir helfe was gesaget:
nu ist sîn helfe an mir verzaget."
Dô sprach der rîter grâ gevar
„meint ir got den diu magt gebar?
geloubt ir sîner mennescheit,
waz er als hiut durch uns erleit,
als man diss tages zît begêt,
unrehte iu denne 'ez harnasch stêt.

Ihre Kinder, zwei Jungfrauen,
Die man gerne mochte schauen,
Gingen auch in solchem Kleid;
Ihnen rieth Bescheidenheit.
Sie waren alle barfuß.
Parzival bot seinen Gruß
Dem grauen Ritter, der da ging.
Von dem er sel'gen Rath empfing.
Er mocht' ein Landesfürst wohl sein.
Den Frauen folgten Hündelein.
Demüthig gingen, nicht zu hehr,
Ritter noch und Knappen mehr
Sittig auf der Gottesfahrt,
Noch mancher jung und ohne Bart.
Parzival, der Weigand,
Trug am Leibe solch' Gewand,
Daß sein reiches Ritterkleid
Ihm herrlich stand wie allezeit.
Er fuhr so stolz gerüstet,
Daß er sich anders brüstet,
Als jener graue Mann sich trug.
Aus dem Wege früh genug
Wandt' er mit dem Zaum sein Pferd.
Gern hätt' er fragend sich belehrt
Ueber der frommen Leute Fahrt;
Sie beschieden ihn mit guter Art.
Da war des grauen Ritters Klage,
Daß er die heiligen Tage
Nicht also ehrte nach der Sitte,
Daß er ungewappnet ritte,
Oder barfuß ginge
Und des Tages Fest beginge.
Da gab ihm Parzival Bescheid:
„Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
An welchem Ziel das Jahr nun steht
Und wie der Wochen Zahl vergeht.
Wie die Tage sind benannt,
Das ist mir Alles unbekannt.
Ich diente Einem, der heißt Gott,
Eh' seine Ungunst solchen Spott
Mir gab und solchen Ungewinn,
Da doch nie von ihm gewankt mein Sinn.
Man sagte mir, er helfe gern;
Doch bleibt mir seine Hülfe fern."
Da sprach der Ritter, grau von Haar:
„Meint ihr Gott, den eine Magd gebar?
Glaubt ihr, daß er Mensch geworden
Und heut für uns am Kreuz gestorben,
Weßhalb wir diesen Tag begeh'n,
So muß solch' Kleid euch übel steh'n.

ez ist hiute der karfrîtac,
des al diu werlt sich fröwen mac
unt dâ bî mit angest siufzec sîn,
wâ wart ie hôher triuwe schîn,
dan die got durch uns begienc,
den man durch uns an'z kriuze hienc?
hêrre, pfleget ihr toufes,
sô jâmer iuch des koufes:
er hât sîn werdeclîchez leben
mit tôt für unser schult gegeben,
durch daz der mensche was verlorn,
durch schulde hin zer helle erkorn.
ob ir nîht ein heiden sît,
sô denket, hêrre, an dise zît.
rîtet fürbaz ûf unser spor.
iu ensitzet niht ze verre vor
ein heilec man: der gît iu rât,
wandel für iuwer missetât.
welt ir im riuwe künden,
er scheidet iuch von sünden!"
sîn tohter begunden sprechen:
„was wilt du, vater, rechen?
sô boese weter wir nu hân,
waz râts nimstu dich gein im an?
wan füerstu'n da er erwarme?
sîne gîserten arme,
swie rîterlîch die sîn gestalt,
uns dunkt doch des, si haben kalt:
er erfrüre, waern sîn eines drî.
du hâst hie stênde nâhen bî
gezelt und slavenîen hûs:
koem dir der künec Artûs,
du behieltst in ouch mit spîse wol.
nu tuo als ein wirt sol,
füer disen rîter mit dir dan!"
dô sprach aber der grâwe man
„hêrre, mîn tohter sagent al wâr.
hie nâhen bî elliu jâr
var ich ûf disen wilden walt,
ez si warm oder kalt,
immer gein des marter zît,
der staeten lôn nâch dienste gît.
swaz spîse ich ûz brâht durch got,
die teil ich mit iu âne spot!"

— — — — — —

— — — — — —

Parzivâl hie unde dort
mit bete hôrte ir süezen wort,
det vater, muoter unt der kinde.
er dâhte „ob ich erwinde,

Denn es ist Charfreitag heut',
Daß alle Welt sich billig freut
Und doch in Leid befangen ist.
Sprecht, ob ihr höh're Treue wißt,
Als die Gott an uns beging,
Da man für uns an's Kreuz ihn hing?
Habt ihr die Tauf' empfangen,
So muß euch Leid umfangen:
Er hat sein heiliges Leben
Um uns're Schuld dahin gegeben;
Sonst wär' der Mensch verloren,
Zu der Hölle Pein erkoren.
Wofern ihr nicht ein Heide seid,
Herr, so heiligt diese Zeit.
Reitet Eures Weges fort!
Nicht ferne wohnt von diesem Ort
Ein heil'ger Mann; der gibt euch Rath,
Wie ihr büßet eure Missethat.
Wollt ihr ihm Reue künden,
Er spricht euch los von Sünden."
Seine Töchter huben an zu sprechen:
„Was willst du, Vater, an ihm rächen?
So böses Wetter, wie nun ist,
Was räthst du ihm zu solcher Frist?
Hilf ihm vielmehr, daß er erwarme.
Seine geharnischten Arme,
Wie ritterlich und stark sie sind,
Doch ist die Kälte nicht gelind:
Er erfrör' und wär' er seiner drei.
Hast du doch hier nahebei
Dein Gezelt und Schlafhaus steh'n;
Käm' Artus und sein ganzes Leh'n,
Dir gebräche doch die Speise nicht.
Wohlan, so thu' des Wirthes Pflicht
Und nimm dich dieses Ritters an."
Da sprach alsbald der graue Mann:
„Herr, meine Töchter sprechen wahr.
Mit Zelt und Hütten jedes Jahr
Fahr' ich durch diesen wilden Wald,
Ob es warm sei oder kalt,
Naht uns dessen Marterzeit,
Der steten Lohn für Dienst verleiht:
Was ich Gott zu Liebe hergebracht,
Das ist euch willig zugedacht."

— — — — — —

— — — — — —

Mit süßem Wort, mit holden Sitten
Hörte Parzival sie bitten,
Kinder und Eltern beide.
Er gedachte: „Wenn ich bleibe,

ich gên ungerne in dirre schar.	Zieh' ich ohn' Fug in dieser Schaar.
dise megede sint sô wol gevar,	Die Mägdlein sind so hold fürwahr,
daz mîn rîten bî in übel stêt,	Mein Reiten würde übel steh'n,
sît man und wîp ze fuoz hie gêt.	Da Mann und Weib zu Fuße geh'n.
sîch füegt mîn scheiden von in baz,	Es fügt sich besser, daß wir scheiden,
sît ich gein dem trage haz,	Da Haß mir jenen muß verleiten,
den si von herzen minnent	Den sie von Herzen minnen,
unt sich helfe dâ versinnent.	Und auf seine Hülfe sinnen.
der hât sîn helfe mir verspart	Mir hat er Hülfe stets verwehrt,
und mich von sorgen niht bewart!"	Nur meiner Sorgen Zahl gemehrt."
Parzivâl sprach z'in dô sân	„Herr und Frau", hub er an,
„hêrre und frouwe, lât mich hân	„Laßt euern Urlaub mich empfah'n.
iuwern urloup. glücke iu heil	Das Glück verleih' euch volles Heil,
gebe, und fröuden vollen teil.	Und Freude werd' euch stets zu Theil.
ir juncfrouwen süeze,	Ihr süßen Jungfrauen beide,
iwer zuht iu danken müeze,	Eure Zucht euch Lohn bescheide,
sît ir gundet mir gemaches wol.	Daß ihr's so gut gemeint mit mir,
iwern urloup ich haben sol."	Nun gebt mir euren Urlaub hier."
Er neic, unt die andern nigen.	Da neigt er sich und jene neigen:
dâ wart ir klage niht verswigen.	Sie konnten Klage nicht verschweigen.
Hin rîtet Herzeloyden fruht.	Hin reitet Herzeleidens Frucht.
dem riet sîn manlîchiu zuht	Den lehrte männliche Zucht
kiusch unt erbarmunge:	Demuth und Barmherzigkeit,
sît Herzeloyd diu junge	Dem die junge Herzeleid
in het ûf g'erbet triuwe,	Angeboren Treu' und Güte,
sich huop sîns herzen riuwe,	Traurig ward sein Gemüthe.
alrêrste er dô gedâhte,	Jetzt zuerst gedacht' er Seiner Macht,
wer al die werlt volbrâhte,	Der die Welt aus Nichts gemacht.
an sînen schepfaere,	Der ihn erschaffen und erhalten,
wie gewaltec der waere,	Wie Der gewaltig müsse walten:
er sprach „waz ob got helfe phliget,	„Wie, wenn Gott doch sendete,
diu mînem trûren an gesiget?	Was meinen Jammer wendete?
wart ab er ie ritter holt,	Ward er jemals einem Ritter hold,
gediende ie ritter sînen solt,	Erwarb Ein Ritter Seinen Sold,
ode mac schilt unde swert	Hält er seiner Hülfe werth,
sîner helfe sîn sô wert.	Die da führen Schild und Schwert
und rehtiu manlîchiu wer,	Unverzagt und mannhaft,
daz sîn helfe mich vor sorgen ner,	So lös' er mich aus Sorgenhaft:
ist hiute sîn helflicher tac,	Ist heute seiner Hülfe Tag,
sô helfe er, ob er helfen mac."	So helf' er, wenn er helfen mag."
er kêrt sich wider dann er dâ reit.	Er ritt zurück, daher er kam.
si stuonden dannoch, den was leit.	Noch standen jene, wie im Gram,
daz er von in kêrte.	Daß er von ihnen schied.
— — — — — —	— — — — — —
— — — — — —	— — — — — —
Er sprach „ist gotes kraft sô fier	Er sprach: „Ist Gottes Kraft so groß,
daz si beidiu ors unde tier	Daß sie beiden, Mann und Roß,
unt die liut mac wîsen,	Mag rechte Wege weisen,
sîn kraft wil ich im prîsen.	Seine Hülfe will ich preisen.
mac gotes kunst die helfe hân,	Kann von Gott uns Hülfe nah'n,

diu wîse mir diz kastelân	So weiſ' er dieſes Kaſtilian,
dez waegest umb die reise mîn:	Daß meine Reiſe glücklich ſei:
so tuot sîn güete helfe schîn:	Seine Güte ſteh' mir hülfreich bei,
nu genc nâch der gotes kür."	Nun geh' nach göttlichem Beſcheide."
den zügel gein den ôren für	Zaum und Zügel legt' er beide
er dem orse legte,	Frei zu des Roſſes Ohren
mit den sporn er'z vaste regete.	Und trieb es mit den Sporen.
gein Funtâne la salvâtsche ez gienc,	Gen Fontäne ſalvage war's gegangen,
dâ Orilus den eit enphienc.	Wo den Eid hat Orilus empfangen.
der kiusche Trevrizent dâ saz.	Der fromme Trevrecent dort ſaß.

§ 24. Meiſter Gottfried von Straßburg.

1) Ueber dem Leben dieſes Dichters, der gleichzeitig mit Hartmann, Wolfram und Walther lebte, waltet noch ein tieferes Dunkel, als über dem Wolframs. Dem Ritterſtand gehörte der „Meiſter" wohl nicht an. Straßburg oder die Umgegend mag ſeine Heimath ſein. — Er war ein gelehrter Mann, vielſeitig gebildet, aber ein lockeres Weltkind. So wenigſtens zeigt er ſich in ſeinem Hauptgedicht. In der Widmung, die demſelben voranſteht, bekennt er auch ganz offen von ſich:

Der werlde wil ich gewerldet wesen,
Mit ir verderben oder genesen.

Da er dasſelbe aber nicht vollendete und in der Maneſſiſchen Sammlung (vgl. § 26) ein wundervoller Lobgeſang auf Chriſtus und Maria ihm zugeſchrieben wird, ſo vermuthete man, Gottfried habe ſich ſpäter ganz bekehrt. Man vermuthete es beſonders auf die geiſtreiche Darſtellung Watterichs hin. Ein anderer berühmter Forſcher der Neuzeit aber, Franz Pfeiffer, ſpricht unſerem Dichter dieſen Lobgeſang entſchieden ab und bringt ſolche Gegengründe, daß man ihm wohl beiſtimmen muß.

2) Gottfried war unſtreitig ein großes Dichtergenie und ſtellt ſich ſo neben Wolfram. Theilweiſe übertrifft er noch dieſen, beſonders durch die überaus wohltönende und klare Sprache. Sein Hauptwerk iſt das Epos: „Triſtan und Iſolde". Leider kann man aber Lob und Tadel dieſes Werkes in dem einen Satz ausſprechen: „Noch nie iſt die Sünde ſchöner dargeſtellt worden." Denn er beſchönigt darin die ſündhafte, ja verbrecheriſche Liebe von Triſtan und Iſolde, während er die weibliche Tugend und Ehrbarkeit geringſchätzig behandelt und die Gattentreue verhöhnt. Mag nun auch der Wohllaut der Verſe noch ſo ſüß ſein, das darf uns nicht beſtechen; es iſt doch nur Sirenengeſang, der in's Verderben lockt.

„Vergleichen wir ‚Triſtan' mit ‚Parzival': ſo ergibt ſich, daß in beiden dem damaligen Ritterthum ein Lebensbild vorgehalten wird, im ‚Triſtan' ein verführeriſches, ſinnliches, im ‚Parzival' ein reines, wahrhaft edles. Wolfram ſtemmt ſich alſo dem Strome des Weltlaufs entgegen, lehrt und droht wie ein Prophet; Gottfried jedoch ſchwimmt im vollen Zuge mit der Welt, ja der Welt voraus als ihr Führer zum Gelüſt und Genuß" (Vilmar). — Wenn alſo der Dichter des Tri-

stan in einer Hinsicht verdient, „die Blüthe und Blume der Minne- und Ritterdichtung in ihrer vollen Farbenpracht und in ihrem vollen Zauberduft" (v. d. Hagen) genannt zu werden, so kann man ihn doch in einer Hinsicht auch einen „Entweiher der Minnedichtung" nennen.

§ 25. Die Nachahmer Gottfrieds.

(Epiker.)

1) Die bedeutendsten sind: Herr Rudolf von Ems und Meister Konrad von Würzburg. Beide sind jedoch nur Dichter zweiten oder dritten Ranges. Sie suchten Gottfried nur in der blumenreichen und wohllautenden Sprache nachzuahmen. Der Inhalt ihrer epischen Dichtungen ist sittlich rein, vielfach fromm (Legenden).

2) Herr Rudolf von Ems war Dienstmann zu Montfort und blühte als Zeitgenosse der größten Dichter (1220—1254). Von den ritterlichen Abenteuern und von weltlicher Minne sang er wenig, obgleich es damals sehr im Schwunge war. Dafür dichtete er die herrliche Legende von Barlaam und Josaphat, ebenso die von Eustachius Placidus[1] (welches Epos aber verloren ging), ferner das so rührende Leben und Wirken des guten Gerhard. — „Rudolfs Gedichte sind alle einfach erzählt, sinnig, und zeichnen sich durch inneren Frieden und sittliche Reinheit aus" (Gödecke).

Die vorchristlichen Helden und ihre Thaten zogen ihn, scheint es, mehr an, als die Recken der deutschen und romanischen Sagenkreise. Denn er dichtete ein Epos: „Alexander", von dem wir jedoch nur Bruchtheile haben, und ein anderes: „Troja" (gänzlich verloren). „Wilhelm von Orleans" ist eigentlich sein einziges Rittergedicht.

3) Die schöne Legende „Barlaam und Josaphat" wurde schon längst vor ihm in griechischer und lateinischer Sprache erzählt. Er dichtete sie erstmals in deutscher Sprache und schuf so eines der schönsten Legendenepen. Die Grundidee desselben ist „der Sieg Christi über das Heidenthum"; denn Christus erscheint darin als die Sonne der Gnade und Wahrheit, vor der alle Nebel heidnischer List und Lüge zerreißen. Auch an Sprüchw. 21, 30 wird man lebhaft erinnert: „Es ist keine Weisheit und keine Klugheit und kein Rath wider den Herrn."

Josaphat ist der Sohn eines noch im Heidenthum befangenen indischen Königs. Sterndeuter sagen seine Bekehrung zu Christus voraus, weßhalb ihn der Vater wie einen Gefangenen abschließt. Gerade in dieser Einsamkeit ahnt er ein ewiges Leben, hungert nach Aufklärung durch einen Christen. Der Herr, der ihn innerlich durch seine Gnade belehrte, sorgt nun auch für äußere Belehrung; denn er schickt den priesterlichen Einsiedler Barlaam, welcher als Juwelier bei Hof erscheint und Josaphat zu finden, zu belehren und zu taufen weiß. Der Vater, davon in Kenntniß

[1] Vgl. Herders: „Die wiedergefundenen Söhne".

gesetzt, bietet Alles auf, den Schritt seines Sohnes rückgängig zu machen, und setzt deßhalb heidnische Priester, Zauberer und die Sinnlichkeit in Bewegung. Vergebens, der Neophit widerlegt, besiegt die Versucher. Da theilt der verblendete Vater mit ihm das Reich, damit die Politik den Sohn das Christenthum wieder vergessen mache und zum Heidenthum zurückführe. Aber Josaphat regiert als ein ächter Christ, und sein Reich blüht herrlich empor in der Kraft Christi. Jetzt gibt sich der Vater für besiegt; er wird Schüler des Sohnes dem Geist und Herzen nach. Aber nach des Vaters Tod zieht Josaphat in die Einsiedelei, findet dort Barlaam und beschließt dort sein Leben.

4) Unstreitig eine der schönsten Dichtungen des deutschen Mittelalters ist die Geschichte des guten Gerhard von Köln. Rudolf hat nun das Epos so angelegt, daß nicht er selbst diese Geschichte erzählt, sondern sie durch Gerhard erzählen läßt. Er erfand also dazu noch eine einrahmende Erzählung. Der Grundgedanke des Ganzen läßt sich wohl so ausdrücken: Tiefe Demuth bei großem Verdienste schmückt schöner als die schönste irdische Krone. Die Inhaltsangabe wird das Gesagte klarer machen:

I. Kaiser Otto meint, er habe viel Gutes gethan und bittet Gott um eine Offenbarung über die Größe seiner Verdienste. Da weiset ihn die himmlische Stimme an einen schlichten Kaufmann zu Köln, vom Volke „der gute Gerhard“ genannt: der habe viel mehr Gottgefälliges gethan. Der Kaiser sucht Gerhard auf; aber dieser fürchtet sich der Sünde, seine Thaten zu erzählen, bittet den Kaiser fußfällig, mit Anbietung von 1000 Mark, ihm es zu erlassen. Der Kaiser beharrt streng auf seinem Befehl und nun erzählt der gute Mann:

II. Gerhard war einst als Kaufmann weit umher gefahren und befand sich mit überaus kostbarer Waarenladung unterwegs nach Hause, als ihn ein Sturm an ein fremdes heidnisches Land verschlug. Der Beherrscher des Küstenlandes nahm ihn freundlich auf, musterte und bewunderte die kostbaren Kaufmannsgüter, und will letztere eintauschen gegen einen Schatz, mit dem Gerhard im christlichen Europa wohl den doppelten Werth seiner Schiffsladung erlangen könne. Der Schatz aber ist die Braut des jungen Königs Wilhelm von England (eine norwegische Prinzessin) nebst 24 englischen Rittern vom höchsten Adel und 14 Hofdamen. Auf der Fahrt zur Hochzeit hatte sie, mit Ausnahme des jungen Königs, der Sturm an dieses Land verschlagen und sie waren seitdem als Sklaven festgehalten. Unserm Gerhard will Anfangs der Tausch nicht als kaufmännisch erscheinen, doch bittet er Gott um ein Zeichen seines Willens. Und siehe, ein Engel erscheint ihm im Traume und verweist ihm sein Zaudern und Bedenken, da er doch wisse, was an den Bedrängten geschehe, geschehe Gott selber. Nun war Gerhard rasch zur That. Die Erlösten aber schluchzten vor Freude und versprachen ihm doppelten Ersatz seiner Waaren.

III. Fahrt nach Hause. Als sie so weit gesegelt, daß der Weg nach England und Utrecht sich scheiden, schickt er die englischen Ritter und Edelfrauen auf ihrem Schiffe in die Heimath, obgleich sie sich ihm als Pfänder anbieten bis zum Ersatz des Lösegeldes. „Wenn er sein Geld brauche,“ sagte er, „werde er ihnen Boten senden, eher sollten sie nicht daran gedenken.“ Die Königsbraut aber nebst den zwei norwegischen Edelfrauen nahm er mit sich nach Köln, bis durch Vermittlung der nach England Entlassenen von ihrem Vater oder Bräutigam Botschaft komme. Aber ein Jahr verstreicht und es kommt keine Botschaft; es schien nun ge-

wiß, daß beide todt seien. Da sann Gerhard darauf, die verwaiste gänzlich Arme wieder froh zu machen, und bot ihr seines Sohnes Hand an. Sie will dessen Sohn nach einem zweiten Jahre vergeblichen Wartens ehelichen. Und auch das zweite Jahr floß dahin, ohne daß Botschaft kam.

IV. Da war denn die prachtvolle Hochzeit. Der Bischof saß beim Mahle neben dem Brautpaar, das Volk schaute theilnehmend zu. Da fiel plötzlich Gerhards Blick auf einen fremden, bleich aussehenden Mann, der sich an die Säule angelehnt. Der Kleidung nach schien er ein Bettler, aber durch Wuchs und Antlitz verrieth er den hohen Adel. Es war Wilhelm. Seines Reiches vergessend, hatte er die Verlorene in allen Theilen der Welt gesucht, so daß er in England für todt galt. Und Gerhard setzte seiner Herzensgüte die Krone auf: Nach Berathung und unter Mitwirkung des Bischofs bestimmte er seinen Sohn, gleich dem Vater edel zu handeln und die Neuvermählte an den todtgeglaubten Wilhelm abzutreten, der das erste Anrecht auf sie hatte.

V. Doch nun fehlte zum Vollglücke des fürstlichen Paares Krone und Scepter. Aber die Liebe Gerhards wußte zu helfen. Er brachte sie zu Schiffe nach London mit glänzendem Gefolge. Da war gerade Reichstag und man berieth die Wahl eines neuen Königs. Gerhard weiß in den Saal der Reichsfürsten zu kommen, und siehe, es sind die 24 von ihm Geretteten. Kaum haben sie ihn erkannt, so fallen sie ihm um den Hals und rufen: „Lieber Vater, dich hat uns Gott gesandt, du sollst unser König sein!" Und ehe er zu Worte kommt, reißen sie die Pforte auf, tragen ihn hinaus auf den Stuhl und rufen ihn dort zum Könige aus. Nur schwer gelingt es ihm, den Jubel zu stillen und zu verkünden, daß er gerührt danke, sich aber zu schwach fühle, und daß er ihnen ja ihren rechtmäßigen König nebst Königin gebracht habe. Jubelnd sprangen sie nach den Rossen und holten vom Schiffe die Ueberglücklichen. Nach königlichen Freudenfesten kehrt Gerhard zurück. Er schlägt das angebotene Herzogthum und zwölffachen Ersatz aus, „er zieht Gottes Lohn vor".

VI. So schließt Gerhard seine Erzählung vor dem Kaiser und fügt bei: Mehr habe er nicht gethan, wünsche aber von Herzen, noch eine bessere That zu vollbringen, um damit die Sünde zu tilgen, daß er sich seiner Gutthat vor ihm gerühmt habe. Der Kaiser war bis zu Thränen bewegt, er schämte sich vor Gerhard seines Selbstruhmes, gestand aber denselben reumüthig vor ihm ein, bat ihn um seine Fürbitte und gelobte, seine Schuld zu büßen, was er denn auch that.

5) Der „arme Kuonrat von Wirzeburc" war bürgerlichen Standes und mußte wohl auf seine Kunst wandern, um sein Weib Bertha und seine zwei Töchter zu ernähren. Am meisten hielt er sich am Oberrhein auf, in Straßburg und Basel. Nach dem Tode seiner Frau trat er in das Dominikanerkloster zu Freiburg i. B. ein und starb so als Mönch am 31. August 1287. — Er dichtete viel und vielerlei, mit besonderem Talent für Verskunst und Reimspiel. „Seine meisterhaft gereimten Erzählungen gehen fast in lauter Duft und Blumen auf" (v. Eichendorff).

Er hinterließ verschiedene epische Dichtungen von nur 500—1000 Versen (Schwanenritter, Kaiser Otto rc.), dann größere von 1200—7000 Versen (darunter die Legendenepen vom hl. Alexius und hl. Sylvester), endlich ein unmäßig großes von 60,000 Versen: Der trojanische Krieg (weniger ge-

lungen). — Er schrieb auch eine „Klage der Kunst“, worin er die „falsche Milde“ anklagt, die man damals gegen schlechte Dichter übe, während man gute darben (!) lasse. Auch bei Hof gefielen schmähliche Worte mehr als guter Gesang; er wolle aber, wenn auch nur Wenige lauschen, wie die einsame Nachtigall singen. — Von seiner Liederpoesie (weltlicher und geistlicher) wird später die Rede sein.

6) Konrads schönstes Werk ist das Legendenepos vom heiligen Alexius. Die Grundidee ist: „Irdische Freude zergehet so schnell, daß man wohl thut, ihr zu entsagen, um die ewige sicherer zu erlangen.“ Der Inhalt des Gedichtes ist nämlich folgender:

I. Alexius, der Sohn eines vornehmen Römers, vermählt sich mit der edlen Adriatika. Das Hochzeitsmahl wird bei Kerzenschein und Saitenspiel prunkvoll gefeiert. Da, mitten im Festesjubel, kommt dem Bräutigam, wie er sinnend in die Flamme der Kerze schaut, plötzlich der Gedanke: Ach, mit dem Menschenleben ist es wie mit dieser Kerze; während sie durch Lichtglanz das Auge blendet, schmilzt sie dahin[1]. Und er spricht ihn seiner überraschten Braut aus und fügt bei: „Darum wollen wir uns von der Welt erretten, unsere Seele pflegen, und der vergänglichen Freude entsagen.“ Er gibt ihr den Ring zurück; gerührt und gottergeben, obgleich tief im Herzen verwundet, nimmt die Braut den Ring und willigt ein, daß Alexius als armer Pilger in die Fremde ziehe.

II. Nach zwölf Jahren der Entsagung kommt er gegen seine Absicht in die Heimath zurück und bettelt ungekannt bei seinem Vater. Dieser läßt ihm unter der Treppe des Palastes ein Lager bereiten. Hier weilt Alexius bis zum Tode und übt großartige Selbstverläugnung im Dulden und Schweigen. Schwer zu ertragen war schon die höhnische, muthwillige Behandlung Seitens der Diener, die ihn oft im Vorbeigehen mit heißen Brühen beschütteten. Viel tiefer schnitt es ihm in das Herz, wenn er Vater und Mutter und die treue Adriatika vorübergehen sah, am tiefsten, wenn sie ihn anredeten und bei ihm nach Alexius frugen. Doch der Herr kürzte sein Leben ab. Kurz vor seinem Tode schrieb er seinen Lebenslauf nieder. Sterbend behielt er die Pergamentrolle in der Hand, aber Niemand vermochte sie dem Todten aus der Hand zu ziehen, außer seine jungfräuliche Braut.

§ 26. Die höfische Lyrik.

1) Als die deutsche Dichtung zu ihrem ersten sonnigen Frühling erwacht war, da stellten sich auch, wie Gottfried von Straßburg sagt, „die Nachtigallen“ ein, die Liederdichter, von denen eben derselbe rühmt:

„Die können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise;
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth

[1] Ganz denselben Gedanken spricht Hartmann im „armen Heinrich“ mit den Worten aus: „Die Kerze, welche lachend blinkt und innerlich in Asche sinkt, ist Bild des Menschenlebens, des irdischen Bestrebens.“

Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt, die würde stumpf und hohl,
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelsang.

2) Weitaus die meisten dieser Frühlingssänger nahmen von den Ritterburgen und Schlössern aus ihren Flug durch die deutschen Lande; sie gehörten nämlich meistens dem Adel- und Ritterstande an. Darum sangen sie auch so begeistert für die Religion, für den Kaiser oder Lehensherrn, für das Vaterland und gar für die Frauenwelt[1]. Denn eben der Eifer für die Religion, die Treue gegen den Kaiser und Lehensherrn, die Liebe zum Vaterlande, die hohe Verehrung der Frauen waren ja die Standestugenden des christlichen Ritters; beim Ritterschlag mußte er sie vor dem Altare beschwören. Je mehr nun solch' ein ritterlicher Sänger seine Standespflicht erfaßte und erfüllte, je mehr er das war, was er als Ritter sein sollte, desto begeisterter konnte er Lieder der Gottesminne und Frauenminne, politische und patriotische Lieder dichten. Nur wenige dieser Dichter gaben sich mit der anderen Liederart, die noch vorkam, ab, nämlich mit den höfischen Dorfgesängen, welche das Leben der Bauern in derber Weise schilderten.

3) Während des ganzen dreizehnten Jahrhunderts erfüllten Schaaren dieser Sänger das deutsche Land. Es war da ein Sangesleben, ähnlich wie im deutschen Eichenwalde an einem herrlichen Sommermorgen. Wie großartig dasselbe damals gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß uns noch Lieder von 160 verschiedenen Dichtern erhalten sind. Die reichhaltigste Liedersammlung aus dieser Zeit ist der in Paris aufbewahrte Manessische Codex, gesammelt vom Züricher Rathsherrn Rüdiger von Manesse (im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts). Es war aber nicht bloß ein sehr vielstimmiges Liederconcert, zu dem sich die höfischen Sänger vereinigten, sondern auch ein herrlich ausgeführtes.

§ 27. Die Formen der höfischen Lyrik.

1) Wir haben soeben nach allgemein üblicher Redeweise alle lyrischen Ergüsse der höfischen Dichter „Lieder" genannt. Wenn wir aber die

---

[1] „Sie sangen von Lenz und Liebe,
Von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
Von Treu' und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen,
Was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen,
Was Menschenherz erhebt." (Uhland.)

Sache genauer nehmen, so müssen wir, besonders für die Zeit der höchsten Blüthe, drei Arten von höfisch-lyrischen Gedichten unterscheiden, nämlich: eigentliche Lieder (diu liet), Sprüche (die nur eine Unterart des Liedes bilden) und Leiche. Ihr Unterschied beruht weniger im Inhalte, als in der Form; nur die Sprüche unterscheiden sich von den beiden andern Arten durch ihren vorherrschend moralischen oder auch politischen Inhalt. Was nun den Unterschied in der Form angeht, so besteht das Lied stets aus mehreren gleichartigen Strophen, der Spruch stets nur aus einer einzigen Strophe, der Leich endlich zwar aus mehreren, aber ungleichartigen Strophen.

2) Ein anderer Unterschied dieser drei Arten zeigt sich in ihrem Verhalten zur Musik. Die Lieder und Leiche wurden nur gesungen (mit Instrumentalbegleitung, sei es mit der Fidel oder mit der Harfe), die Sprüche nur hergesagt („ich lernte singen unde sagen", schreibt deßhalb Walther). In den Leichen[1] herrschte ferner noch mehr das musikalische Element, als in den Liedern. Fast alle Leiche zeigen nämlich eine Beziehung zum Tanze, und wurden ganz oder theilweise nicht bloß gesungen, sondern auch getanzt. Viele Leiche verrathen dieß durch den Inhalt, wie durch ausdrückliche Benennung (z. B. so wolde ich froehlich singen den kinden diesen reigen). In dem Wechsel der Strophenart erkennen wir die Irrgänge des Reigens, in dem raschen Reimschlag den Auftritt der Tanzenden (springen hübsche trite). Diese Hinneigung zum Tanze zeigt sich sogar in vielen Leichen, deren Inhalt nichts weniger als an den Tanz mahnt, z. B. in manchen Leichen, die Liebesklagen oder dem Lob von Fürsten rc. gewidmet sind. Plötzlich macht oft da der Sänger eine Wendung und stimmt eine Tanzweise an.

3) Daß die deutsche Lyrik, wie ursprünglich alle Poesie, nie ohne das Geleite der Tonkunst erschien, lehren schon die alten Bezeichnungen der Form des Liedes: Ton (dôn) und Weise (wîse). Hiezu gesellt sich als Drittes das Wort. Wort und Weise werden häufig zusammen genannt und beide haben gleiche Wichtigkeit. Unter Wort hat man den Text, das Gedicht selbst, unter Ton die strophische Form, das Maß, unter Weise die Melodie zu verstehen. Doch wird Weise häufig auch für Ton gebraucht und umgekehrt; denn beide stehen unter sich in unlösbarem Zusammenhange.

4) Das bis jetzt über die Form der höfischen Lyrik Gesagte war größtentheils schon vor dieser Periode unsern Lyrikern bekannt und von ihnen angewendet. Neu aber und eine eigenthümliche Frucht der Blüthezeit ist

---

[1] Auch der Name „Leich" weist auf die innige Beziehung zur Musik hin; denn „leich" war im Althochdeutschen soviel wie „Psalm" — eine mit Saitenspiel vorgetragene Melodie.

das in jeder Strophe herrschende Gesetz der Dreitheiligkeit. Man versteht aber darunter die Gliederung einer jeden Strophe in drei Theile. Sie hebt an und knüpft sich mit zwei gleichen Theilen, bei den Meistersängern Stollen[1] oder Aufgesang genannt, sie tönt aus und löst sich mit einem dritten Theile, dem Abgesang. „Diese Dreitheiligkeit ist es, welche die deutsche Liederdichtung zur Kunst erhob" (Fr. Pfeiffer), und so kam es, daß das Gesetz dieser Dreitheiligkeit nicht bloß in dieser Periode, sondern auch späterhin (zur Zeit der Meistersänger) wie ein heiliges Gesetz der Kunstpoesie herrschend blieb. Nur die Leiche scheinen freier gewesen zu sein; denn ihre Strophen sind nicht dreitheilig, es sei denn, daß man die Einzelstrophe des Leiches als eine auseinander gerissene ansieht, deren Glieder (Stollen und Abgesang) da und dort im Leiche zerstreut sind.

5) Auch sonst sind die strophischen Formen, die Töne, neu, originell. Jeder Meister erfand sich seinen eigenen Ton, und sogar auch die dazu gehörige Sangweise. Er war so Dichter und Componist in einer Person. Da aber die öftere Wiederholung eines und desselben Tones als Zeichen der Ungunst galt und es unerlaubt war, die von einem Andern erfundene Tonweise sich anzueignen, so hören wir die Dichter immer von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden und sehen sie auch wirklich nach neuen Formen unablässig suchen. Es darf als Regel betrachtet werden, daß zu jedem Liede (bei den Sprüchen herrschte ein anderer Gebrauch) ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher die erstaunliche Mannigfaltigkeit lyrischer Formen in der mittelhochdeutschen Lyrik, deren Zahl sich leicht auf einige Tausende beläuft.

1. Lobgesang auf Christus und Maria.

(Aus der Manessischen Sammlung.)

1. An Christus.

Ich lobe dich, vater, herre Krist,	So sei gelobet, Herre Christ,
daz dir sô maere der sünder ist:	Daß dir so lieb der Sünder ist,
du gîst im vrist	Du gibst ihm Frist,
vil lange ûf bezzerunge.	Sein Herz zu dir zu lenken.
sô sî gelobt naht unde tac	Drum sei gesungen Nacht und Tag
dîn lop daz mich vil armen sac	Dein Lob, das ich viel Armer mag',
gein dir enmac	Ob mir's auch mag
verteilen menschen zunge;	Die arge Welt verdenken!
wan dir sint elliu herzen kunt	Dir sind ja alle Herzen kund,
und offen allez tougen:	Vor dir ist nichts verschwiegen,
du weist daz mer unz ûf den grunt,	Du weißt das Meer bis auf den Grund,

[1] Der Ausdruck Stolle ist der Baukunst entlehnt: Stollen sind zwei gleiche Pfeiler, die ein übergelegter Balken verbindet.

und allez daz ie menschen munt
ze keiner stunt
gesprach: dast âne lougen.

Und Alles, was ein Menschenmund
Zu einer Stund
Je sprach, ohn' Wahn und Trügen!

Sô lob ich, herre, dînen tôt
der in vil strengebernder nôt
uns helfe bôt
und uns vil armen lôste
von iemer wernder brinnder brunst,
dâ jâmer ist und jâmers gunst,
sô . . .
der uns sô tiure trôste.
des sol dich loben swaz âten habe
mit hôher wirde und êre,
wîp unde man, kint unde knabe,
dar nâch swaz fliege fliezt unt trabe,
krieche unde snabe
ân ende und iemer mêre.

O Herr, ich preise deinen Tod,
Der für die bitt're Todesnoth
Uns Hülfe bot
Und Rettung vom Verderben,
Der uns befreit von Höllengluth,
Da Jammer ist und niemals ruht,
O Heiland gut
Mit deinem theuern Sterben!
Drum lobe dich, was Odem habe,
Dich höchster Gnaden Spende,
So Weib wie Mann, so Kind wie Knabe,
Dich lob', was fließe, flieg' und trabe,
Was Leben habe,
Es lobe dich ohn' Ende.

Got, aller güete ein anevanc,
tief unde hô, breit unde lanc,
sî kan gedanc
süez in dem herze machen.
sî fliuzet ûz der minne lant;
vil wol in dem si wirt erkant:
dem muoz zehant
sîn herze in fröiden lachen.
swaz im diu werlt ze leide tuot,
daz ist im gar ein wünne:
sô suoze enzündet im den muot
dîn süeze brinndiu minnegluot;
du bist sô guot
ob allem menschen künne.

Gott, aller Güte Anfang,
Tief und hoch, breit und lang;
Wen sie durchdrang,
Dem mag sie Wonne machen.
Sie fließet aus der Minne Land;
O wohl ihm, dem sie wird erkannt,
Ihm muß zuhand
Sein Herz in Freuden lachen.
Was ihm die Welt zu leide thut,
Das will ihm Wonne scheinen:
So süß entzündet ihm den Muth
Die süße brennende Minnegluth;
Du bist so gut,
Ob aller Menschen Meinen!

Du küel, du kalt, du warm, du heiz,
und aller saelde ein umbekreiz,
der dich niht weiz,
wiest dem sô rehte swaere!
im ist der tac eins jâres lanc,
im gruonet selten sîn gedanc,
erst âne wanc
gar aller fröiden laere.
du bist sô gar des herzen schîn,
ein fröidebernde sunne,
ein herzeliep für senden pîn,
für trûren fröide voller schrin,
den gernden sîn
für durst ein lebender brunne.

Du Kühl, du Kalt, — du Warm, du Heiß,
Du aller Wonne ein Umkreis!
Wer dich nicht weiß,
Wie ist dem bang und schwere!
Sein Tag ist eines Jahres lang,
Ihm grünet selten sein Gedank',
Sein Leben lang
Fühlt er der Freuden Leere.
Du bist so recht des Herzens Schein,
Eine Freude bringende Sonne,
Eine Herzelieb für sehnende Pein,
Für Leid ein trostesvoller Schrein,
Bist dem, der dein
Verlangt, ein Lebensbronne.

Du voller mân, du voller stern,
wer möht dîn iemer stunde enbern?

Du voller Mond, du voller Stern,
Wer ließ dich eine Stunde gern?

der tugende gern
kan unde süezer minne,
der muoz dîn inneclîchen gern:
wan du kanst wunder wünnen wern.
du bist ein stern
in herzen unde in sinne.
du erliuhtest daz nie sunnen schîn
noch stern erliuhten kunde.
sô milt ist dîner minne wîn:
swem er kumt in daz herze sîn,
des herzen schrîn
wirt fröiden vol von grunde.

Irrt Einer fern
Von Tugend und von Minne,
Der suchet dich mit Thränen gern,
Dich, aller süßen Wunder Herrn!
Du bist ein Stern
Im Herzen und im Sinne,
Du strahlst, wohin kein Sonnenschein,
Noch Stern den Weg gefunden.
O mild ist deiner Minne Wein, —
Wem er geströmt zum Herzen ein,
Deß Herzensschrein
Wird freudenvoll von Grunde.

Du bist gesungen und geseit
daz lamp daz unser sünde treit,
daz dur uns leit
mit willen alze verre.
wir wârn dir, herre, gar ze trût:
du spien dîn golt an blôze hût;
wît unde lût
erschal, getriuwer herre,
diu reine staete minne dîn,
diu süeze unwandelbaere.
des müezestu gesegnet sîn,
du reiner herzen sunnen schîn.
du lebender wîn,
du fröide in rehter swaere.

Du bist gelobt in Ewigkeit,
Du Lamm, dem Tod für uns geweiht,
Das unser Leid
Wollt' bis zum Kreuze dulden!
Wir waren, Herr, dir gar zu traut:
Dein Lied erklang nach deiner Braut
Vom Kreuze laut,
O König du der Hulden.
Das Lied der steten Minne dein,
Das Spiel aus deinem Herzen!
Deß müssest du gesegnet sein,
Du reiner Seelen Sonnenschein,
Du Lebenswein,
Du Freund in allen Schmerzen!

Du z'allen zîten hâst zertân
dîn arme, uns armen wilt enpfân,
swie vil wir hân
getân gein dîner hulde.
und wellen wir ze hulden vân,
die sünde dur dîn minne lân,
sô wiltu uns hân
unschuldic unser schulde.
du bist sô guot, sô rehte guot,
sô guot ob aller güete:
dîn güete lebendiu wunder tuot;
sî bringet dar zuo tôten muot,
daz berndiu bluot
swirt ûz des herzen blüete.

Du hältst die Arme aufgethan
Und willst uns stündlich All' umfah'n,
Wie auch im Wahn
Wir höhnten deine Gnaden.
Und rufen deine Huld wir an,
Zu wandeln deines Herzens Bahn,
Gleich willst du dann
Von Schulden uns entladen!
Du bist so gut, so gründlich gut,
So gut ob aller Güte,
Deine Güte lichte Wunder thut,
Sie bringt dazu den Todten Muth,
Daß frische Bluth
Aufbricht in dem Gemüthe.

2. An Maria.

Du rôsen bluot, du lilien blat,
du künegîn in der hoehsten stat,
dar nie getrat
kein frouwen bilde mêre,
du herzeliep für allez leit,
du fröude in rehter bitterkeit,

Du Rosenblüthe, Lilienblatt,
Du Kön'gin in der hohen Stadt,
Wohin nie trat
Ein Weib, dir gleich, o Hehre.
Du Herzenslieb für alles Leid,
Du Freud in herber Bitterkeit,

dir sî geseit	Dir sei geweiht,
gesungen lop und êre.	Gesungen Lob und Ehre!
des lebenden gotes zelle was	Lebend'gen Gottes Zelle ward
dîn lîp viel saeldenbaere:	Dein Leib, der wonnigklare;
reht als der sunne durch daz glas	Wie Sonnenstrahl sich offenbart
kan dringen, süezer unde bâz	Durch Glas, wies Gottes Gegenwart,
dranc âne haz	Mehr süß und zart,
ze dir Krist der gewaere.	In dir sich, Christ, der wahre.
Du rôsen tal, du vîolvelt,	Du Rosenthal, du Veilchenfeld,
du wünneberndez herzen gelt,	Du wonnenreiches Herzensgeld,
du blüender helt,	Du blühender Held,
du süeziu gotes wünne,	Du süße Gotteswonne,
du liehtebernder morgenrôt,	Du strahlenbringend Morgenroth,
du rehtiu friundîn an der nôt,	Du rechte Freundin in der Noth!
daz lebende brôt	Das Lebensbrod,
gebaer du küneges künne,	Gebarst du Jungfrau'nsonne,
daz manic vinster herze kalt	Durch das manch Herze, finster, kalt,
erliuhtete unde enbrande	Aufleuchtet und entbrannte
mit süezer minne manecvalt;	In süßer Minne mannigfalt:
sô rehte stark ist sîn gewalt:	So zeigt sich seine Allgewalt;
des wirt gezalt	Darob erschallt
dîn lop in manegem lande.	Dein Lob in manchem Lande.
Du bluomen schîn durch grüenen klê,	Du Blumenschein durch grünen Klee,
du blüendez lignum âlôê,	Du blüh'nde Staude Aloe,
du gnâden sê	Du Gnadensee,
dâ man mit fröuden lendet,	Da froh das Schiff man wendet,
du wünneberndez fröuden tach	Du wonnereicher Freude Dach,
dâ durch man regen nie gesach,	Wodurch kein Regenguß je brach,
du guot gemach,	Du gut Gemach,
des ende niemer endet,	Deß Herrlichkeit nicht endet,
du helfebernder kraft ein turn	Du hülfereicher Kraft ein Thurm
vor vîentlîchem bilde,	Vor grausem Feindesbilde;
du wendest manegen herten sturn	Du wendest manchen Wettersturm,
den an uns tuot durch sînen hurn	Den auf uns thut der Hölle Wurm
der helle wurn	Durch seinen Sturm
und ander würme wilde.	Und and're Würmer, wilde.

2. Maienlust.

Muget ir schouwen, waz dem meien	Wollt ihr schauen, was dem Maien
wunders ist beschert?	Wunders Gott gewährte?
seht an pfaffen, seht an leien,	Seht die Pfaffen, seht die Laien,
wie daz allez vert.	Wie das sich gebärde.
grôz ist sîn gewalt:	Ja, er hat Gewalt!
ine weiz, obe ër zouber künne:	Weiß nicht, ob er zaubern kann;
swar er vert mit sîner wünne,	Kommt mit seiner Lust er an,
dan ist niemen alt.	Dann ist Niemand alt.

Uns wil schiere wol gelingen.	Alles wird jetzt wohl gelingen,
wir suln sîn gemeit,	Freud und Fröhlichkeit,
tanzen, lachen unde singen,	Tanzen, Lachen, Jubeln, Singen,
âne dörperheit.	Wie's die Zucht gebeut.
wê wër waere unfrô?	Ei, wer wär' nicht froh?
sît die vogelîn also schône	Da die Vögelein so schöne
schallent mit ir besten dône,	Singen ihre besten Töne,
tuon wir ouch alsô!	Thun wir ebenso!
Wol dir, meie, wie dû scheidest	Wohl dir, Mai, wie du bescheidest
allez âne haz!	Jedem seine Freude!
wie wol dû die boume kleidest,	Wie du schön die Blumen kleidest,
und die heide baz.	Wie du schmückst die Haide!
diu hât varwe mê.	War sie bunter je?
„dû bist kurzer, ich bin langer",	„Klein bist du, ich größer, schaue",
alsô strîtens ûf dem anger,	Streiten auf der duft'gen Aue,
bluomen unde klê.	Blumen mit dem Klee.

§ 28. Der Minnesang.

1) Eine wichtige Stelle unter den Liedern dieser Zeit nehmen die eigentlichen Minnelieder ein, d. h. jene, welche der Verehrung und Verherrlichung des Frauengeschlechtes gelten. Die meisten Dichter sangen nur solche. Dieß erklärt sich also: Schon die alten Deutschen ehrten die Frauen höher, als es bei Griechen und Römern der Fall war. Im christlichen Mittelalter aber glaubte man den Frauen um so mehr Verehrung und Huldigung schuldig zu sein, als der göttliche Erlöser ein Weib zur unendlich hohen Würde seiner Mutter erhoben hat. Ein Dichter jener Zeit drückt dieß so aus: „Nun höret und merket wohl, warum man Frauen ehren soll: Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth, die uns den Heiland gebar. Um eines reinen, zarten Lebens willen ehret alle Frauen." So kam es denn, daß es ein wichtiger Theil der Lebensaufgabe eines Ritters wurde, den sogenannten Frauendienst zu erlernen und zu üben. Ja, er mußte es beim Ritterschlage vor dem Altare schwören, stets die Frauen zu schirmen und Blut und Leben für ihre Ehre einzusetzen.

Schon bei den alten Deutschen fand sich „die Erkenntniß von der Tiefe, der Würde und Innigkeit des weiblichen Gemüths, die Verehrung, zu welcher eine reine, fromm-keusche Frauenseele wider Willen hinreißt, die Huldigung, die der sinnigen Wirksamkeit, der zarten Zurückhaltung, der feinen Sitte der Frauen gebührt". (Lindem.) Sie glaubten sogar, daß den Frauen etwas „Heiliges und Ahnungsreiches" (sanctum et providum, wie Tacitus berichtet) innewohne, und schlossen sie deßhalb nicht einmal von der priesterlichen und prophetischen Würde aus. Wenn nun auch in der christlichen Zeit die letztere Auszeichnung wegfiel, so ergoß doch die Sonne des Christenthums um so mehr Glanz über das deutsche Frauengeschlecht, je höher sie bei uns emporstieg. Dazu kam auch noch, daß sich die Ritterfrauen und Burg-

fräulein nach der damaligen höfischen Sitte nur selten blicken ließen. Wenn sie also dann wieder einmal in vollem Glanze hervortraten, da erfaßte freilich die derben Mannen eine besondere Ehrfurcht und Verehrung, da mußten ihnen die Anmuthigsten besonders hehr erscheinen, gleichwie das Morgenroth oder himmlische Gestirne, die aus dem Gewölke hervorkommen.

2) Die ächte Minne war also nicht etwa eine Schwärmerei für die oder jene weibliche Schönheit, sondern die reine, innigzarte, durch die Religion verklärte Huldigung, die man der Würde, Anmuth und Tugend der Frauenwelt darbrachte. Von dieser Minne konnte Wolfram sagen: „Minne gibt in den Himmel gut Geleite; Minne ist überall, außer in der Hölle.“ — Wie diese Minne, so die ächten Minnelieder. Es waren keine Liebesgedichte moderner Art, sie waren viel kindlicher und frömmer. „Sie galten eigentlich weniger einzelnen Personen, als dem ganzen Frauengeschlechte“ (Gervinus); mancher Dichter widmete sein Lied einer „Frowe“, die er noch gar nicht gesehen hatte. Selbst am Hofe der heiligen Elisabeth wurden solche Minnelieder gesungen.

Vilmar und nach ihm Andere heben als die eigenthümlichen Züge dieser Lieder das Jugendliche und das Frauenhafte hervor. „Ja, der Hauch der glücklichen Jugend schwebt über diesen zarten Liedern.“ Der Minnesänger singt nämlich so verschämt und bescheiden, wie es dem zarten Jüngling eigen ist. Von einer Anmaßung, von einem frechen Wesen ist keine Rede; nicht einmal der Name der Besungenen kommt über seine Lippen. Bis zum Kindlichen läßt er sich nieder. Wie sich ein Kind schon ob der geringsten Ehre und Gabe überaus freuen kann, so ist dem Minnesänger ein einziger Gruß, ein Lächeln, ein Blick schon ein reicher Habedank, der ihn überaus zufrieden stimmt, so daß alsbald die Finger in freudig raschem Tempo über die Saiten dahingleiten. — Ebenso ist diesen Minnesängern etwas Frauenhaftes aufgeprägt; eine solche weibliche Schüchternheit, eine so zarte Zurückhaltung und Innigkeit findet sich darin, als ob sie von Frauen gedichtet wären.

3) Freilich diese Minne mit so frommem und unschuldigem Wesen war mehr nur auf deutschem Boden einheimisch, und natürlich auch die Minnelieder solcher Art. In den französischen Minneliedern (der Troubadours) herrschte der Leichtsinn, die Flatterhaftigkeit, in den italienischen gar die Sinnlichkeit vor. Darum singt Walther: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, komm' in unser Land.“

4) Aber auch der deutsche Minnesang verdient dieses Lob, und selbst zur Zeit seines schönsten Blühens, nur im Großen und Ganzen. Selbst in einzelne Lieder der besseren Dichter, auch Walthers, haben sich Verse verirrt, die bedenklich schalkhaft sind.

„Der Garten des Minnesangs hat neben den zarten, treu gepflegten Duftblumen auch Pflanzen mit grell gefärbter Blütengluth, die aus fremdem Boden verpflanzt zu sein scheinen, daneben hie und da verwilderte Gewächse mit ätzendem Saft und stachlichten Blättern, sowie auch Zierblumen mit betäubendem Duft.“ (Lindem.)

5) Weil aber die meisten Lyriker des dreizehnten Jahrhunderts nur Minnelieder sangen, so erhielten alle Liederdichter dieser Zeit den Namen

„Minnesänger“, und alle Lieder den Namen „Minnesänge“. Der Name Sänger ist um so mehr am Platz, weil sie ihre Lieder und Leiche nur für den Gesang dichteten und meist selbst sangen mit Begleitung von Saiteninstrumenten („die Singerlein“). An das Aufschreiben ihrer Lieder dachten sie nicht. Eine geraume Zeit wurden ihre Lieder nur mündlich fortgepflanzt und erst später gesammelt und aufgeschrieben (vgl. die Manessische Sammlung).

Lob der deutschen Frauen.

(Von Walther von der Vogelweide.)

Ir sult sprechen willekomen:	Ihr sollt sprechen: sei willkommen!
der iu maere bringet, daz bin ich.	Der euch Märe bringet, das bin ich.
allez daz ihr habt vernommen,	Alles, was ihr habt vernommen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.	Das ist nur ein Wind. Nun fraget mich.
ich wil aber miete:	Ich will aber Miethe:
wirt mîn lôn iht guot,	Wird mein Lohn wohl gut,
so sag ich vil lîhte daz iu sanfte tuot.	Sag' ich euch vielleicht, was sanft euch thut.
seht, waz man mir êren biete.	Seht, welche Ehre man mir biete.
Ich wil tiuschen frouwen sagen	Ich will deutschen Frauen sagen
solhiu maere, daz si deste baz	Solche Mär', daß sie desto baß
al der werlte suln behagen:	All der Welt dann soll'n behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.	Ohne große Miethe thu' ich das.
was wold ich ze lône?	Was verlang' ich von den Süßen?
si sint mir ze hêr.	Sie sind mir zu hehr.
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,	Drum bin ich gefüge, bitte sie nichts mehr,
wan daz sie mich grüezen schône.	Als daß sie mich freundlich grüßen.
Ich hân lande vil gesehen	Lande hab' ich viel gesehen,
unde nam der besten gerne war:	Und ich nahm der besten gerne wahr;
übel müeze mir geschehen,	Uebel müss' es mir ergehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar.	Brachte ich mein Herz je ihnen dar.
daz im wol gevallen	Daß ihm wohlgefallen
wolte fremeder site,	Manche fremde Sitte,
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?	Unrecht wär' es, wenn ich dieses widerstritte:
tiuschiu zuht gât vor in allen.	Deutsche Zucht geht doch vor allen.
Von der Elbe unz an den Rîn	Von der Elbe bis zum Rhein
unt her wider unz an der Unger lant	Und dann wieder bis zum Ungarland
mugen wol die besten sîn,	Mögen wohl die Besten sein,
die ich in der werlte hân erkant.	Die ich habe in der Welt erkannt.
kan ich rehte schouwen	Kann ich recht erschauen
guot gelâz und lîp,	Gut Gelaß und Leib,
sam mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp	Helf' mir Gott, so schwör' ich, besser ist das Weib
bezzer sint dann' ander frouwen.	Hier, als anderwärts die Frauen.

Tiusche man sint wol gezogen,	Deutscher Mann ist wohlgezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.	Recht wie Engel sind die Frauen schön.
swer si schiltet, der'st betrogen:	Wer sie schilt, der ist betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.	Ich kann dieses anders nicht versteh'n.
tugend und reine minne,	Tugenden und reine Minne,
swer die suochen wil,	Wer die suchen will,
der sol komen in unser lant, da ist wünne vil.	Komm' in unser Land nur, da ist Wonne viel.
lange müeze ich leben dar inne.	Mög' ich leben lang darinne!

§ 29. Die nennenswerthesten Minnesänger.

1) Als der eigentliche Vater der Minnepoesie wird Heinrich von Veldekin (Veldeke), ein Niederländer, angesehen. In seinem großen epischen Gedichte „Eneit", zu welchem er eine französische Bearbeitung von Virgils Aeneide vor sich hatte, schilderte er nämlich mit großer Zartheit und Innigkeit die Minne des Aeneas. Auch der Form nach arbeitete er der Minnepoesie vor: durch die Sprachreinheit, Zierlichkeit im Ausdruck, durch bessern Bau und Reim der Verse.

2) Zu den frühesten Minnesängern mit fast volksmäßigem Tone gehören Spervogel, ein geistlicher Liederdichter, der von Kürenberg und Reinmar der Alte; doch waren sie in der Form noch sehr unbeholfen. Der Erste, Spervogel, war hauptsächlich Spruchdichter, dann weiterhin Sänger der Gottesminne. Hymnusartig klingt sein Gotteslob: „Kräuter des Waldes und Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herr, kund, die steh'n in deiner Hand; alles himmlische Heer, das möchte dich nicht vollloben an ein Ende." — „Die wenigen geretteten Blüthen des Kürenbergers überbieten durch innern Werth ganze Sträuße späterer Minnelieder" (Lindemann), obgleich ihnen noch häufig der Reim abgeht und durch bloße Assonanz vertreten ist. Von Reinmar dem Alten, der wohl Walthers Lehrer war, sagt dieser, „daß ein wohlredender Mund und viel süßer Sang mit ihm begraben worden".

3) Auch die großen epischen Dichter Hartmann, Wolfram und Gottfried von Straßburg reihten sich dem Frühlingschor der deutschen Nachtigallen an. Wolfram verfaßte „Tage- und Wächterlieder".

4) Ebenso wollte Konrad von Würzburg nicht fehlen. Er dichtete ein Loblied auf Maria und nannte es „die goldene Schmiede"; denn er wollte darin die heilige Jungfrau mit Sinnbildern und Ehrentiteln schmücken, wie es der Goldschmied mit Gold und Juwelen thut. „Das Gedicht ist einem prächtigen Gewand voll Bildstickerei zu vergleichen" (Menzel). Die Sinnbilder sind aus der heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern oder aus der Phantasie hergenommen.

5) Nicht wenige balsamduftende Gottesminneblüthen sproßten

innerhalb der Klöster des Dominikanerordens [1]. Besonders gehört hierher die Dominikanerin-Schwester Mechtildis. Sie ist wohl die Erste, die das geistliche Minnelied in deutscher Sprache anstimmte. Auf den Versbau achtete sie weniger; aber ihre Gedanken sind Perlen, aus der Tiefe des gottinnigen Lebens geholt. Des Reimes wegen nur drei kleinere Proben:

1. Die reine Minne.

Wäre die ganze Welt auch mein,
Und wär' sie ganz von Golde,
Und wären alle Menschen mir recht holde
Und wär' ich auserwählt darin
Die allerschönste Kaiserin —
Das wäre mir allzeit unmäre.
Ob mir auch Wunsches Macht gegeben wäre,
Viel lieber will ich Jesus sehen, meinen Herren,
Und gern dafür der ganzen Welt entbehren.
Prüfet, was sie leiden, die lange auf ihn beiten.

2. Zum Jesuskinde.

Wohin soll ich dich legen?
Wie soll ich deiner pflegen?
Ich will dich in mein Bettlein legen,
Das ist das Herze mein,
Und will bei deiner Kripp' erwägen,
Wie deine Liebe groß muß sein.
Ich geb' dir auch ein Wangenkissen,
Das ist die Reue mein,
Es soll dich nimmermehr verdrießen,
Zu kommen in mein Herz hinein.
Zum Bettlein ich die Decke finde,
Die ist die heilige Begier,
Vergebe mir, o Herr, die Sünde,
Und bleibe stets bei mir.

3. Hymnus des Vaters.

(An Christi Himmelfahrt.)

Sei willkommen, mein herrlicher Sohn,
Meine Hand ist in deinem Werke, meine Ehre in deiner Gewalt,
Meine Kraft ist in deinem Streite, mein Lob in deinem Siege,
Mein Wille ist in deiner Wiederkunft, mein Wunder in deiner Auffahrt,
Mein Zorn in deinem künftigen Gericht.
Die unbefleckte Braut [2], die du mir bringst,
Soll dein und mein und ewig ungeschieden sein.
Meine Gottheit ist meine Krone,
Deine Menschheit ist meine Sonne,
Unser beider Gott ist ohne Beginnen,

---

[1] Vgl. die deutsche Mystik im Prediger-Orden (von 1250—1350), von Dr. Greith, Bischof in St. Gallen. Freiburg i. B. bei Herder; III. Buch: Die Poesie &c. S. 203—282.

[2] D. i. die Seele der Menschheit Christi.

Ein Wille, Kraft und That in allen Dingen,
Deine Seele ist unser Dreien nächste Braut.
O wie wonniglich sie in unserer Gottheit spielet,
Gleich dem wunderbaren Blitzen, das in der Sonne schwebt,
Das Niemand sieht, als wer da schöne Augen hat.

6) Mit der muthwillig scherzenden Lyrik gab sich Nithard der Bayer am meisten ab. Er schuf den höfischen Dorfgesang, welcher die Plumpheit und Putzsucht der Bauern, deren Raufereien, Liebeshändel, Tänze verspottet. Doch artet diese Derbheit nicht selten in Gemeinheit aus. Aehnlich sind die Dichtungen des Tanhäuser.

7) Gute Lyriker waren ferner: Heinrich von Morungen, welcher gar lebendig sang und überaus reich an neuen Bildern war; Gottfried von Nisen, der vorzugsweise Tanzlieder dichtete; Reinmar von Zweter und der Marner, zwei Schüler des vorzüglichsten Minnesängers, Walthers von der Vogelweide.

8) Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam die herrliche Rosenstaude der ächten Minnedichtung immer mehr in's Verwelken und Hinsterben. Es kam wie ein heißer Südwind über sie; die Minnepoesie verlor nämlich immer mehr ihren edlen und reinen Ton und verfiel in's Gemeine und Unsittliche. Den Schluß in der Reihe der noch besseren Minnesänger machten Herr Ulrich von Lichtenstein (aus Steiermark) und Heinrich von Meißen. Dem Erstern soll jedoch nicht nachgesehen sein, daß er bis zur Narrethei der Minneschwärmerei oblag, indem er dieselbe gleichsam als seine Lebensaufgabe erfaßte und sich seiner Familie oft lange genug entzog. Das war doch auch ein „Verliegen“ [1], wenn auch nur ein moralisches. Der Andere beschließt viel würdiger den langen Zug der minnenden Nachtigallen. Wenn er nun auch nicht gerade „der Kunst ein Koch war“ und in seiner „Kunst auf des Kessels Grund“ gelangte, wie er von sich selbst meinte, so ist er doch als Dichter ein sittlich-ernster, väterlicher Lehrer für Jung und Alt, ein strenger Widersacher der lockern Sitte, wie er sie an den Höfen und im Klerus da und dort traf, und endlich — unermüdlich im Lobe züchtiger Frauen und treuer Ehegatten. So erhielt er denn auch im Leben den Ehrennamen Frauenlob, und die Frauen und Jungfrauen zu Mainz leisteten ihm nach seinem Tode rührenden Ehrendienst. Sie trugen ihn nämlich zur Ruhe in den Kreuzgang des Mainzer Domes (1318) und gossen reichlichen Wein in seine Gruft. Schwanthaler hat ihm vor einigen Jahren einen neuen Grabstein gemeißelt, da der alte zerbrach.

9) Dieser spätern Zeit gehört auch das interessante Streitgedicht an,

---

[1] „Verliegen“ nannte man damals ein thatenloses, zielverfehlendes Dahinleben.

welches uns unter dem Namen „der Sängerkrieg auf der Wartburg" ein unbekannter Verfasser (? Frauenlob) hinterlassen hat.

1. Aus der „goldenen Schmiede".

(Von Konrad von Würzburg.)

Mariâ, muoter unde maget,
diu sam der morgensterne taget
dem wîselôsen armen her,
daz ûf dem wilden lebermer
der gruntlôsen werlde swebet,
dû bist ein lieht, daz immer lebet,
und im ze saelden ie erschein,
swenn ez der sünden agetstein
an sich mit sînen kreften nam.
Swaz diu syrêne trügesam
versenken wil der schiffe
mit süezer doene griffe
diu leitest, vrowe, dû ze stâde:
dîn helfe ûz tiefer sorgen bade
vil mangen hât erlediget.
Dîn lop hât uns geprediget
Dominicus und Franciscus.
Der helle bâsiliscus
schaden vil von dir begreif:
dîn tugent schuof, daz ûf în sleif
des tôdes hagel und sîn risel.
Bî dir bezeichnet ist diu wisel,
diu daz hermelîn gebar,
daz den slangen eitervar
ze tôde an sîner krefte beiz,
und sînen bluotvarwen sweiz
rêrte durch ir beider sturm.
Dô Lucifer der hellewurm
uns den apfel ezzen sach,
dâ von ze sterben uns geschach,
dô quam uns dîn geburt ze staten,
unt warf uns an der wünne schaten
ûz bitterlicher noete warm.
Christ, der hôhe himelharm
sluof in der tiefn helle tunc,
unt beiz den mortgîtigen unc
ze tôde an aller sîner maht.
An dem criuce in übervaht
dînes edelen kîndes lîp,
dâ von dû bist vür elliu wîp
gerûemet unt gesegenet,
begozzen unt beregenet
mit dem himeltouwe.
Dû bist erhoehet, vrouwe,

Maria, Mutter, so wie Magd,
Die gleich dem Morgensterne tagt
Dem führerlosen Pilgerheer,
Das auf dem wilden Lebermeer
Der grundlosen Weltlust schwebt;
Du bist ein Licht, das immer lebt,
Und hülfreich war ihm stets Dein Schein,
Wenn es der Lust Magnetenstein
Fortriß mit geheimem Zug.
Wieviel auch der Sirene Trug
Versenken will der Schiffe
Mit süßer Töne Griffe,
Du leitest, Frau, sie zum Gestad.
Manchen aus tiefer Sorgen Bad
Hat Deine Hülf' erledigt.
Dein Lob hat uns gepredigt
Dominicus und Franciscus.
Der Hölle Basiliscus
Schaden viel von Dir empfing.
Deine Tugend schuf, daß auf ihn ging
Des Todes Hagel mit Geriesel.
Du bist bezeichnet in der Wiesel,
Die das Hermelin gebar,
Das den giftigen Drachen gar
Zu Tode biß mit seiner Kraft
Und seines edeln Blutes Saft
Vergoß in ihres Kampfes Sturm.
Als Lucifer, der Höllenwurm,
Uns verlockt zum Apfelbiß,
Daß nun der Tod uns ist gewiß,
Da kam uns Deine Frucht zu Statten
Und warf uns an erwünschten Schatten
Aus bitterlichen Nöthen hin.
Christ, das Himmels-Hermelin,
Kroch in der tiefen Hölle Schlund
Und biß den gift'gen Höllenhund
Zu Tode, daß er machtlos liegt.
An dem Kreuz hat ihn besiegt
Deines edeln Kindes Leib.
Drum ist wie Du kein irdisch Weib
Gerühmet und gesegnet,
Begossen und beregnet
Von des Himmels süßem Thau.
Du hast Dich hoch erhoben, Frau,

sam in Sîon der cyprîân	Wie die Cypresse von Sion,
und der cêder in Libân.	Die Ceder auf dem Libanon
sich ûf ze berge leichet.	Bis an die Wolken reichet.
Dîn tugent hôh ûf reichet	Deiner Tugend Höhe gleichet
sam in Cades der palmen rîs.	In Gades nicht der Palme Reis.
Dû bist ein lebendez paradîs	Du bist ein lebend Paradeis,
vil maniger edelen bluomen.	Der Blumen voll von klarem Schein.
Ob allen kardamuomen	Ueber allen Specerei'n
dîn süezer smac sich waehet:	Ist Deines Wohlgeruches Duft.
er riuchet unde draehet	Er durchsüßt und würzt die Luft
vür den balsem und den bisem.	Mehr als Balsam und als Bisam.
Den touf vil heilic und den crisem	Die heil'ge Taufe und den Chrysam
hât dîn geburt gehêret:	Hat Dein Mutterschoß geehrt.
dîn vruht die erden êret,	Deine Frucht die Erde ehrt
unde zieret wol den himel.	Und zieret droben wohl den Himmel.
Dû mirren vaz ân allen schimel,	Du Myrrhenglas all sonder Schimmel,
dû edeliu wîrouchbühse,	Du edle Weihrauchbüchse!
si müezen sam die lühse	Sie müssen wie die Lüchse
durnehteclichen wol gesehen,	Wohl mit scharfen Augen seh'n,
die manic wunder wellent spehen,	Die all' die Wunder wollen späh'n,
daz an dir blüehet zuo aller stunt.	Die an Dir blüh'n zu jeder Stund'.
Wie kan dîn minneclicher munt	Wie kann Dein minniglicher Mund
die sêle spîsen unde laben!	Die Seele speisen und erlaben!
Dû bist der süezen bete ein waben,	Du bist der Süße Wist und Waben,
der schône tropfet z'aller zît,	Das lieblich träufelt immerdar;
wan under dîner zungen lît	Von Deiner Zunge fließen klar
diu milch und ouch der honicseim.	Die Milch und auch der Honigseim.

2. Ein kleines Gedicht Frauenlobs.

Ihr hôhen vrouwen, reine wîp,	Ihr Frauen hoch, ihr Weiber rein,
ich hân daz reht, daz ich iu sage:	Ich hab' das Recht, daß ich euch sage:
waz mac getiuren iuwern lip	Was mag euch größeren Werth verleih'n
ie baz unt baz von tage zu tage,	Stets mehr und mehr von Tag zu Tage,
wan daz ein von der andern niht	Als daß ihr von einander nicht
mit willen hoere ein swachez wort?	Mit Willen hört ein schwaches Wort?
beschützet hie und decket dort,	Beschützet hier und decket dort,
daz ist ein süeze zuoversiht.	Das bringet süße Zuversicht.

§ 30. Herr Walther von der Vogelweide[1].

1) Ueber Walthers Leben haben wir nur wenige Notizen. Sie sind meistens seinen Gedichten entnommen. Das nun steht fest, daß er zwischen 1170—1230 lebte, daß er über 40 Jahre lang sang, und daß er ritterbürtig war, ein hêr, wie ihn Wolfram nannte, aber ein armer hêr, denn „sein ganzer Reichthum war sein Lied". Sein bäuerliches Rittergut verlegen neuere Forscher nach Tirol (in das Eisack- oder obere Wipthal). Um 1190 nun flog diese Meisterin der Nachtigallen aus dem ärmlichen Neste aus nach

[1] Vgl. die Vorrede zur 5. Auflage.

Wien, wie er selbst schreibt: „Zu Oesterreiche lernte ich singen unde sagen." Da malte er sich denn die Zukunft rosig aus (vgl. seine frühesten Lieder); doch hat er später „nie auch nur einen halben Tag ganzer Freude genossen". Als gelernter Sänger zog er an verschiedene Höfe, hielt sich da bald länger, bald kürzer auf, je nachdem es ihm behagte. Am längsten weilte er bei dem österreichischen Herzog Friedrich und bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen. Aber auch am kaiserlichen Hofe war er bekannt und geschätzt; besonders ehrte ihn Kaiser Friedrich II., indem er ihm ein Lehen gab. Dieses sein „Heimwesen", das in Franken (wohl bei Würzburg) lag, wurde ihm eine zweite Heimath. Und doch blieb dieser Zugvogel nicht daheim, flog wieder aus nach Wien und anderen Orten. Auch machte er den Kreuzzug unter Friedrich II. mit (1229) und ist so „komen an die stat, dâ Got menneschlichen trat". Aber er starb in der Heimath, zu Würzburg, und ruht aus in dem Grashofe des Neuen Münsters. Sein Schüler, Ulrich von Singenburg (Truchseß des Abtes von St. Gallen), rief ihm liebend nach:

„Wir wünschen ihm für seinen werthen höf'schen Sang,
„Da nun sein' ird'sche Freude ist zu Wege,
„Daß ihn der süße Vater recht nach Gnaden pflege."

2) Auch über Walthers Charakter, seine religiöse und politische Gesinnung, haben wir fast nur das Zeugniß seiner Gedichte. Und hiernach erscheint Walther als ein geistvoller, feurig patriotischer, lebenserfahrener und gläubiger Mann. In dem großen Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst nahm er Partei gegen den Papst und dessen Anhänger, sang aber so leidenschaftliche Lieder, daß eben nur die daran Gefallen haben können, die das Papstthum überhaupt für ein Uebel halten. Uebrigens stand er auch bisweilen auf Seite eines mit dem Papste befreundeten Kaisers. Und später, besonders nach dem Kreuzzuge, kam er überhaupt zu der bessern Einsicht, daß das Unheil für Deutschland nicht gerade von der Geistlichkeit ausgehe, und daß das Rechtthun nicht gerade immer auf Seite der Fürsten sei. Da klagt er sich selbst an, daß „er so volle scheltens was". Da singt er z. B.:

Wir sehen der Unchristlichkeit die Christenheit so voll:
Wo Christenthum im Siechhaus liegt, steht's nimmer wie es soll.
Seht, wie es schmachtet,
Nach Lehre trachtet,
Wie ihm von Rom einst ward ertheilt:[1]
Wer die ihm schänkte,
Es wieder tränkte
Wie einst, es würde bald geheilt.

---

[1] Es grassirten damals Irrlehren.

All' seine Marter, seine Pein
Entsprang aus Simonie allein;
Auch ist sein Anhang viel zu klein,
Die deß zu zeih'n,
Die es in Schaden brachten ...[1]

Auch das ist kein lichter Punkt in Walthers Leben, daß er Otto IV., für den er so sehr gegen den Anfangs vom Papste beschützten Friedrich II. in Liedern stritt, als jener immer mehr den Kürzeren zog, verließ, plötzlich in das Lager Friedrichs überging, und nun Otto als Trinker, als arm an Milde und Ehre verspottete. Um so weniger läßt sich dieß entschuldigen, als er ja Otto stets für den rechtmäßigen König hielt und in seinen Liedern deutlich merken läßt, er habe jenen verlassen, weil er ihm das versprochene Lehen nicht gegeben.

3) Walther ist der beste und vielseitigste Lyriker des Mittelalters. Dabei war er ein sehr fruchtbarer Dichter. — Am frischesten und schönsten sind die Lieder seiner Jugend — die Frühlings- und Minnelieder. Er besang über 40 Jahre lang die Minne, aber immer trockener. — Als er zum Manne gereift war, da waren es vor Allem das Vaterland, des Kaisers Ansehen, der Ruhm und das Wohl des Reiches, für die er seine feurigsten Weisen anstimmte (politische und patriotische Lieder). „Deutschland über Alles", so sang er darin, und darum auch: „Deutsche Zucht und deutscher Mann und deutsches Weib über Alles." Bei allen das Reich betreffenden Ereignissen (z. B. bei den Kämpfen zwischen den hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten) sang er seine so einflußreichen Lieder, und suchte so dem Reiche mehr durch die Harfe als durch das Schwert zu dienen. — Je älter er wurde, desto mehr wandte er sein Auge vom Vergänglichen ab und schaute auf zum Ewigen, desto mehr religiösen Ernst goß er in seine Lieder. Nicht bloß zeigt sich dieß in seinen Kreuzzugliedern, sondern auch in vielen andern. Als sein „Lebensabend" (vgl. Nr. 75)[2] heranrückte, da sagt er der Minne förmlich Lebewohl und rüstet sich zu seiner letzten Fahrt; er will nun Gott recht minnen, da finde er bessern Lohn, als der Welt Lohn (Nr. 76) sei. Er nimmt auf originelle Weise Abschied von der Frau Welt (Nr. 77), indem er die Erde als ein Wirthshaus auffaßt, in welchem der Böse als Wirth und Frau Welt als Wirthin hausen.

Für so manche darin erlebten Freuden und Genüsse, meint er, müsse man dem Wirth am Ende die Zeche bezahlen, und er ruft: „Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen, daß ich ihm wohl vergolten hab': Die Schuld hätt' ich ihm abgetragen, daß er mich aus dem Buche schab'." Er will sich nie mehr von ihr berücken lassen, sagt er schließlich; denn „ich kenne deinen Hinterhalt, vor dem sich Niemand kann bewahren. Gott geb' euch, Fraue, gute Nacht, und ich will jetzt zur Herberg' fahren".

Ja, gerade sein schönstes und gedankenvollstes Gedicht über „Einst und Jetzt" (Nr. 188) gehört unter die Zeugnisse seiner tief-religiösen

[1] Tadel an die Fürsten, die Simonie trieben und der Irrlehre nicht wehrten.

[2] Nach der schönsten, neuesten Ausgabe (von Fr. Pfeiffer) citirt.

Stimmung. „Ganze Bände von Opitz' oder Flemmings Gedichten wiegt dieser Gesang auf" (Grimm).

4) Mit Recht reichte darum schon Walthers Zeit ihm den Ehrenkranz, Meister Gottfried voran, indem er das Verstummen der Nachtigall von Hagenau (Reinmar der Alte) beklagt:

So gebet uns etlichen Rath:
„Wer leitet nun die liebe Schaar?
Wer weiset dieß Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide;
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret,
Ihr Singen moduliret!"

Aber auch die neue und neueste Zeit hat ihm den ersten Platz unter den Liederdichtern des Mittelalters einstimmig zuerkannt. Uhland besonders hat so recht wieder die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; Simrock hat seine Lieder sehr gut, wenn auch hie und da zu frei, in's Neudeutsche übertragen, und Franz Pfeiffer hat uns eine herrliche Ausgabe seiner besten Dichtungen mit Wort- und Sacherklärung und werthvoller Einleitung geschenkt. — Auch ein Gedenkstein wurde dem Dichter (1874) gesetzt, und zwar dort, wo — nach Prof. Zingerle's (in Innsbruck) scharfsinniger Vermuthung — die Wiege Walthers stand, nämlich bei dem Gehöfte „Vogelweide" (oberhalb der Brennerstation Waidbruck, unweit Bozen). Es fand bei der Enthüllung eine würdige „Waltherfeier" statt. Der Stein trägt als Inschrift jenes Sprüchlein, das einst der Bamberger Schulrector, Hugo von Trimberg, Walthern nachrief:

„Hêr Walther von dr Vogelweida,
swer dez vergaeze, taet' mir leida."

1. Das heilige Land.

Nû alrêst leb ich mir werde,	Nun erst leb' ich ohne Fährde,
sît mîn sündic ouge siht	Seit sich meinem Auge weist
lant daz reine und ouch die erde,	Das hehre Land und auch die Erde,
dem man vil der êren giht.	Die man also lobt und preist.
mir'st geschehen, des ich ie bat:	Mein ist, was ich je erbat:
ich bin komen an die stat,	Ich bin kommen, wo den Pfad
dâ Got menneschlîchen trat.	Gott im Menschenbilde trat.

Schoeniu lant rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
sô bist du'z ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
daz ein maget ein kint gebar,
hêre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wand'rer viel geseh'n,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier gescheh'n!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schaar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine sî.
dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî.
anders waeren wir verlorn.
wan sîn sper, kriuz unde dorn!
wê dir, heiden! deist dir zorn.

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eig'nen würden frei
Und verloren nimmermehr.
Heil dir, Kreuz und Dorn und Speer,
Heidenschaft, deß zürnst du sehr!

Dô er sich über uns wolte erbarmen,
hie leit er den grimmen tôt,
er vil rîche übr uns vil armen,
daz wir koemen uz der nôt.
daz in dô des niht verdrôz,
dast ein wunder alze grôz,
aller wunder übergenôz.

Als er uns sich ließ erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er, der Reiche, für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Noth.
Daß sein Blut uns kaufte los,
War ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschooß.

Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, daer inne lac.
des was ie der vater geselle,
und der geist, den nieman mac
sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
als er Abrahâme erschein.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon.
Niemand löset dieses Band.
Drei in einen Gott gewandt,
Wie ihn Abraham erkannt.

Dô er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
dô fuor er her wider ze lande.
dô huop sich der juden leit,
daz er hêrre ir huote brach,
und daz man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er neu sich hergeschwungen;
Da begann der Juden Leid:
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach,
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage; dô fuor er dar,
dannen in sîn vater sande.
sînen geist, der uns bewar,
den sant er hin wider zehant.
heilic ist daz selbe lant:
sîn name ist vor gote erkant.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche;
Seinen Geist, der mit uns sei,
Hat er uns herabgesandt;
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

Juden, kristen unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dieß Land ihr Erbe sei:
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei.

al diu werlt diu strîtet her:
wir sînt an der rehten ger:
reht ist, daz er uns gewer.

Alle Welt hierher begehrt;
Uns nur ward ein Pfand gewährt.
Recht ist, das er uns gewährt.

2. Deutschlands Noth[1].

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras,
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu, daz
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
die strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen sin:
si diuhten sich ze nihte,
si 'n schüefen starc gerihte.
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht.
sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mucke ir künic hat,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre.
die cirkel sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf, und heiz
si treten hinder sich.

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt:
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget.
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
Die streiten starke Stürme.
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark' Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutschem Lande!
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre!
Die armen Könige drängen dich.
Philippen setz' den Waisen auf! so weichen
sie und beugen sich.

3. Einst und Jetzt.

Owe war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht waere, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen unde enweiz ez niht.

O weh! wohin verschwunden sind alle meine Jahr'?
Ist mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?
Was ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geschlafen und ich weiß es nicht.

---

[1] Dieses kleine Lied, welches beklagt, daß Deutschland ohne König sei, fällt in die Zeit, da nach einander Berthold der Reiche von Zähringen, Bernhard von Sachsen und Otto von Poitou dem am 6. März 1198 in Mühlhausen zum Könige erwählten Philipp von Schwaben die Krone streitig machten. Diese Mitbewerber sind unter den „armen Königen" zu verstehen, von denen das Lied redet. Philipp erschien namentlich durch seinen Reichthum geeignet, die königliche Würde mit Glanz zu bekleiden.

nû bin ich erwachet und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht' als ez sî gelogen;
die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt;
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent floz.
für wâr ich wânde, ez wurde mîn ungelücke grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich ê kande wol.
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol:
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die sint mir enpfallen gar als in daz mer ein slac
iemer mêre, owê!

Owê wie jæmerlîche junge liute tuont!
den vil unriuweclîche ir gemüete ê stuont,
die kunnen nû wan sorgen: owê wie tuont si sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman fro:
tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.
nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.
nû merket, wie den frouwen ir gebende stât;
sô tragent die stolzen ritter dörperlîche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:
uns ist erloubet trûren und freude gar benomen.

Nun bin ich aufgewacht, und ist mir unbekannt,
Was mir zuvor war kundig, wie meine and're Hand.
Leut' und Land, da ich von Kindheit bin erzogen,
Die sind mir fremd geworden, als wär' es all' erlogen.
Die mir Gespielen waren, die sind träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähne nicht, mein Unglück wurde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungnaden voll.
Wenn ich gedenke manchen wonniglichen Tag,
Der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

O weh! wie sich gebahr'n die jungen Leute nun,
Wie sie verzagt im Herzen, wie jämmerlich sie thun!
Sie können nichts, denn sorgen; o weh! wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist Niemand froh.
Tanzen und Singen vergeht vor Sorg und Leid.
Nie hat ein Christ gesehen so jammervolle Zeit.
Und schaut auch, wie die Frauen geh'n ohne Schmuck und Band,
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind unsanfte Briefe jüngst von Rom gekommen,
Uns ist erlaubt zu trauren und Freude gar benommen.

daz müet mich inneclîchen (wir lebten ê vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
diu wilden vogellîn betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?
waz spriche ich tumber man durch mînen bœsen zorn?
swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn
iemer mêre, owê!

Owê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben.
diu werlt ist ûzen schœne wîz, grüen' unde rôt
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
dar an gedenket, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir traget die liehten helme und manegen herten rinc,
dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
wolte got, wær' ich der sigenünfte wert!
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.
joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:
ich wolte selbe krône êweclîchen tragen;
die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.
möht' ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen „wol" und niemer mêre „owê",
niemer mêre „owê!"

Das schmerzt mich sehr (wir lebten vor Zeiten wonnevoll),
Daß ich nun für mein Lachen Weinen kiesen soll.
Die Vögel unter'm Himmel betrübet uns're Klage,
Was Wunder ist dabei, wenn ich davor verzage?
Was sprech' ich dummer Mann in meinem bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, hat jene dort verlor'n.
Immermehr o weh!

O weh! wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh' die bitt're Galle mitten im Honig schweben.
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth
Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil;
Ihm wird für schwache Buße Verzeihung wohl zu Theil.
Daran denket, Ritter! es ist euer Ding,
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre selbst solchen Sieges werth!
So wollt' ich sünd'ger Mann verdienen reichen Sold,
Nicht mein' ich Huben Landes, noch der Herren Gold:
Die Krone ewigen Lebens wollt' ich selig tragen:
Die mag ein Söldner wohl mit seinem Speer erjagen.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt' ich jubelnd singen: Wohl und nimmermehr: o weh!
Nimmermehr o weh! (F. Born.)

§ 31. Didaktische Poesie.

Die wichtigsten Dichtungen belehrender Art, welche in die Blüthezeit fallen, mögen nun chronologisch geordnet hier folgen:

1) „Der wälsche Gast“, von dem aus Friaul nach Deutschland eingewanderten Thomassin von Zerkläre (zwischen 1200 bis 1260 lebend). Das Gedicht ist im Jahr 1215 abgefaßt und besteht aus zehn Büchern (14,700 Verse). — Der Dichter geht darin recht planmäßig zu Werk, indem er als obersten Grundsatz festhält, daß die „staete“ (Stetigkeit = Beharrlichkeit) das Fundament aller Tugend, die „unstaete“ aber die Wurzel aller Laster sei. Nachdem er diesen Satz vorangestellt, zeigt er, worin das Wesen der „Fromheit, Tugend und der Zucht“ bestehe. Ebenso schildert er das wahre Glück, den wahren Adel und die wahre Freiheit.

Nicht die äußeren Vorzüge brächten das Glück zuwege, sondern das Streben nach dem Höheren (das Wandeln im Himmel, wie die Schrift sagt); die äußeren Vorzüge störten vielmehr oft das Glück, indem sie die Hinanstrebenden von der Himmelsleiter herabzögen. Ebenso meint er, daß nicht Geburt, sondern die Tugend vornehm mache, und daß wahrer Adel nur dem eigen sei, der den Herzensadel besitze.

„Wenn Einer hochgeboren ist,
So heischt sein Adel aller Frist,
Daß er auch hoch und edel thu';
Und so er sich nicht zwingt dazu,
So trifft ihn nur des Vorwurfs mehr;
Sein Adel mindert seine Ehr!

— — — — — — — — —

„Vom Vater her ist jeder Mann
Geadelt, wer's verstehen kann;
Wer seine Abkunft stets im Sinn,
Der hat den Adel immerhin.
Denn die sind alle Gottes Kind,
Die seinem Worte folgsam sind.“

Doch vom Verächter und Verletzer der Gebote Gottes sagt er: „Als er vom edlen Vater ließ, sich selbst er aus dem Adel stieß.“ So macht er „klar genug, daß der Adeligste zu aller Frist der ist, der wirklich edel ist“. So ist ihm auch Reichthum — „rechte Höfischkeit, und der rechte Edelmann, wer Recht vertritt, wo er nur kann“. So spricht er auch nur dem Manne, der in der Brust ein gutes Gewissen trägt, die wahre Freiheit zu, die ihm bleibe, läge er auch in Fesseln und in Banden. Der Böse aber ist ihm ein Sklave seiner Pein, ob er auch frank und frei wandle.

Der Gut' ist selig aller Frist,
Was thut's, wenn er gefangen ist?
Und bleibt ihm in der eig'nen Brust,
Was stets ihm war des Lebens Lust,
Die Tugend und die Güte treu,
Wird ihm die Zeit nicht lang dabei:
Ist auch sein Kerker trüb und öd',
Es schmückt sein Herz die Majestät.

2) Dem „wälschen Gast" folgte schon im Jahr 1229 das vortrefflichste Lehrgedicht dieses Zeitraums: „Freidanks Bescheidenheit". Es ist eine Sammlung von Lehren und Sprüchen in höchst einfacher, volksmäßiger und überzeugender Sprache. Viele davon sind dem Volke abgelauscht, sind auf der Gasse aufgelesene Edelsteine. Was Wunder, daß sie, nachdem sie so schön gefaßt waren, zum Hausschatz des deutschen Volkes wurden! Das Buch fand nämlich eine solche Verbreitung, daß man es die weltliche Bibel nannte. Bescheidenheit nannte der Dichter sein Buch, weil es über Vieles und Vielen Bescheid geben sollte.

Hinter dem frîdank (Freidenker) vermuthen einige Gelehrte den Walther, aber ohne rechte Gründe. Doch finden wir bei unserm „Freidank" ähnliche Denkart und Freimuth, wie bei Walther. Er ist ernst und doch auch wieder heiter. Er spricht frei, insofern er ohne Scheu die Fehler Aller, auch des Adels und der Geistlichkeit geißelt; aber voll Ehrfurcht behandelt er das Dogma. Er berichtet als Welfengegner „von Rome" nicht viel Schmeichelhaftes, aber er ist doch kirchlich-gläubig.

Aus Freidanks „Bescheidenheit".

Von Gott.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfrist
Die ewigen Freuden vergißt,
Der hat sich selber sehr betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.
Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbstsucht lassen fahren.
Wer Gott liebet, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll.
Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erstreben.
Wer Gott nicht fürchtet alle Tag',
Deß Muth ist nicht vom rechten Schlag.
Wer da lebet in Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.
Gott höhet alle Güte,
Und niedrigt Hochgemüthe.

Gott ist verborgen Nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz.
Es sei übel oder gut,
Was Jemand im Geheimen thut,
Oder was im Herzen wird erdacht,
Von Gott wird Alles an's Licht gebracht.
Alle Welt von ihm Lohn empfaht
Im Maß, wie sie gedient ihm hat.
Auf seinem Wege selten fällt,
Wer sein Vertrau'n auf Gott gestellt.
Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.
Der Welt ihr Dräuen und ihr Zorn,
Die sind an Gott gar sehr verlor'n;
Man muß ihm flehen und ihn bitten,
Er fürchtet Niemands Unsitten.
Mit dem kleinsten Theil von seiner Kraft
Gott mehr, als die ganze Welt mag, schafft.

3) In der Mitte des zwölften Jahrhunderts sangen (wohl vom Rhein her) weise Lehren „der Windsbeck" und „die Windsbeckin". Möglich, daß diese Gedichte von einem Dichter stammen. Jedenfalls ehren sie ihren oder ihre Urheber; denn sie sind sehr schön.

In dem ersten belehrt der Vater seinen Sohn, wie er zu einem christlich-ritterlichen Manne emporblühen solle. Er predigt ihm die Liebe Gottes, die Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern, die ächte Minne gegen die Frauen, „die Gott uns gab für Engel hier, da er sich Engel dort erschuf" — u. s. w. In dem andern sitzt die Tochter der edlen Mutter als hörende und fragende Schülerin zu Füßen und vernimmt von weiblicher Zucht und Vorsicht, aber freilich auch von der Minne!

Aus dem Windsbecken.

Eingang.

Ein weiser Mann hatte einen Sohn,
Der war ihm lieb, wie's jedem ist.
Den wollt' er lehren rechte thun,
Und sprach also: „Mein Sohn, du bist
Mir lieb ohne alle falsche List.
Bin ich dir, wie du selber dir,
So folge mir zu dieser Frist.
Dieweil du lebest, ist's dir gut;
Wenn dich ein Fremder ziehen soll,
Du weißt nicht, wie er ist gemuth."

„Sohn, gib ihm, der dir hat gegeben
Und aller Gabe hat Gewalt;
Er gibt dir noch ein ewig Leben,
Und andere Gaben mannigfalt,
Mehr als Laub hat der Wald.
Willst du nun haben diesen Hort,
In seinen Händen dich hier halt
Und sende gute Boten für,
Daß sie dir dort verschaffen Raum."

„Sohn, wenn der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selbst er dann wohl geit
Den thörichten Kindern zum Spiel.
Dieß Gleichniß ich dir künden will;
Fängst du was an, was du nicht kannst
Vollenden, und dir wird's zuviel,
Daß du's mußt lassen ungewonnen:
Besser wäre es deiner Ehre,
Du hättest's nie begonnen."

4) Ein Liebling des Volkes wurde auch „der Renner", der um das Jahr 1300 von Bamberg aus seinen Lauf begann. Der Dichter, Rector Hugo von Trimberg, nannte dieses sehr große Lehrgedicht so, weil es „rennen sollte durch die Lande". Wohl genährt, freilich meist „von and'rer Leute Korn" (wie sein Herr selbst gesteht), gesund, und für den gewöhnlichen Gebrauch gut dressirt, lief der Renner dahin; und obgleich er etwas feist war, kam er doch weit herum.

Die lange und strenge Sittenpredigt nun leitet der Schulrector mit einer Allegorie ein. Er kannte einen Birnbaum, unter dem sich schönes Gras, ein Dornstrauch, eine Lache und ein Brunnen so befanden, daß die vom Wind geschüttelten Birnen theils auf das Gras, theils in die Dornen, Lache und Brunnen fielen. Die Birnen aber sind die Menschen. Die im Dornstrauch gefangen sind — die Hoffärtigen (die unstäten hoffärtigen Mädchen kommen zuerst daran); die in den Brunnen Gefallenen sind — Geizhälse, und die in der Lache Schwimmenden sind die Unmäßigen. Die im Grase Liegenden kommen allein gut weg; es sind die bußfertigen Sünder (vgl. Lindemann, Literatur-Gesch., 4. Aufl., Freiburg 1876, S. 177—179). Der Dichter schließt mit der Bitte ab, seine abgeschiedene Seele mit Gebet und Opfer zu beschenken.

Aus dem Renner.

Von Worten.

Der besten Gaben eine,
Die Gott hat gegeben
Dem Menschen in diesem Leben
An Leib und Seele, das sind Wort'.
Sie reinigen wie Feuer, unser Kraft sind
sie und Hort.
Wer sie kann richtig wägen,
Treu' und Weisheit mit Sitte pflegen,
Deß Lehre ist als ein Maienregen,
Dem Gott gegeben seinen Segen.
Wer aber ermattet an der Ehre
Und sich dem Laster zukehre,

Dessen Worte und Werke sind Gott
Und all' den Seinen ein arger Spott.
Mancher Mann sein Wort verschließt
So sehr, daß Reden ihn verdrießt;
Mit Worten mancher überfließet,
Dessen Reden Niemand gern genießet.
Böse Wort' und böse Werk'
Haben die von Lasterberg;
Gutes Wort und gute Werk'
Haben die von Tugendberg;
Gutes Wort und üble Werk'
Haben die von Trügenberg.
Wir haben zwei Ohren und einen Mund
Von Natur, daß sei uns kund,
Daß wir viel mehr hören sollen ohne Klagen,
Als mit dem Munde Worte sagen.
Worte erweichen manchen harten Zorn,
Von Worten werden Freunde oft verlor'n,
Worte erhalten die Christenheit,
Worte geben Beides, Lieb' und Leid;
Worte schließen auf des Herzens Schrein,
Der lange schon verschlossen mochte sein;
Worte thun uns Gut' und Uebles kund;
Mancher Mensch von Worten ward gesund.

5) Erst einige Jahrzehnte nach 1300 erschien das Fabelbuch „der Edelstein", von dem Dichter Ulrich Boner, einem Mönch zu Bern, der es selbst so betitelt. Er wollte durch diesen Namen nicht sowohl seine Arbeit, als vielmehr den sittlich guten Inhalt der Fabeln (90 an der Zahl) loben, die er ja größtentheils anderswo entlehnt hatte. In der That ist es auch ein wahrer Schatz von guten Lebensregeln. — Die Darstellung ist einfach, ansprechend, oft recht munter, und wie zum Lohne für das Ausharren bei der ernsteren Lectüre bietet es gegen Ende dem Leser auch einzelne Schwänke. Das Volk hat lange Zeit diesen Edelstein treu bewahrt und geschätzt; er war auch das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (1461 bei A. Pfister in Bamberg).

So herzenskundig dieser Predigermönch darin sich zeigt, so herzgewinnend ist er aber auch. Kindlichen Glauben im Herzen, den Frieden in der Brust, Heiterkeit auf dem Gesichte, so steht er vor uns auf der Lehrkanzel der Poesie! Man merkt es deutlich, ihm war das Mönchsgewand keine Last. Fleckenlos bewahrt er es auch als Dichter, umströmt von der trüben Fluth der zu seiner Zeit schon ausgearteten Minnedichtung. Seinem Geiste nach ist also Boners Gedicht noch ein Kind der bessern Zeit, wenn es auch erst im Jahr 1330 (?) geboren wäre.

Aus Boners „Edelstein".

Von einer gefangenen Nachtigall. (Von weltlicher Thorheit.)

Ein Waidmann fing ein Vögelein,
Das war klein, stolz und fein:
Eine Nachtigall war es genannt.
Als er es nahm in seine Hand,
Um es sogleich zu tödten, da
Das Vöglein sprach: „Laß geh'n mich ja,
Satt wirst du doch nicht von mir:
Doch will ich drei Lehren geben dir,
Wenn du die behieltest wohl,
Würdest du Frieden und Glückes voll."
Er sprach: „Sag an, was mag das sein?"
Da sprach das kleine Vögelein:
„Du sollst glauben nimmermehr,
Was unglaublich ist gar sehr;
Weßhalb sollte irgend ein Mann
Glauben, was nie geschah, noch geschehen kann?
Das And're ist: Nicht Müh', noch Leid
In deinem Herzen dir bereit'
Um Dinge, die vergangen sind,
Und nicht wieder zu erlangen sind.
Durch dein Leid sie nicht wiederkommen,
Auch mag das Leid Niemandem frommen.

So ist die dritte Lehre mein,
Daß du nicht sollst beflissen sein
Um das, was dir nicht werden mag;
Der thut sich selber große Schmach,
Und mag wohl werden der Leute Spott,
Der nicht behält dieses Gebot.
Du sollst die Lehre behalten wohl,
Dann wirst du mancher Weisheit voll."
Der Mann, der ward der Lehre froh,
Das Vöglein ließ er fliegen do
Auf einen Baum. Da dieß geschah,
Das Vögelein zum Manne sprach:
„Du hast nicht weislich gethan,
Daß du mich, Thor, hast fliegen lan;
Das muß dir schädlich sein:
Denn ich trage in dem Leibe mein
Einen Stein edel und groß:
Wer den hat, der wird nie siegelos.
Er zerstört auch alles Gift,
Ein Straußenei er an Größe übertrifft.
Den hast du nun verloren."
Der Thor hätte wohl geschworen,
All' das Gesagte wäre wahr.
Die Lehr' hatt' er vergessen gar,
Die ihm der Vogel hat gegeben.
Er ward betrübt wie um sein Leben;
Das Unmögliche glaubte er
Und war betrübt gar sehr,
Wie er den Vogel könnte fah'n.
Da sprach das Vöglein zu dem Mann:
„Immer wirst du ein Narre sein,
Nicht hast du behalten die Lehre mein:
Du hast geglaubt die Ding',
Die gar unmöglich sind:
Daß ich habe einen großen Stein
In mir, dazu bin ich zu klein,
Dazu Leid und Schmerzen
Hast du in deinem Herzen,
Daß du mich, Thor, hast verloren.
Auch ist in deinem Herzen Zorn,
Daß du mich nicht kannst fangen,
Da doch mein Weg und deiner sind aus einander gegangen.
Du hältst nicht die Lehre mein,
Deßhalb wirst du stets ein Thor sein."

Ein Thor wird oft gelehret wohl,
Sein Herz bleibt doch der Thorheit voll.
Wer das glaubt, was nicht sein kann,
Der ist ein unweiser Mann.
Was ohne Gott Niemand wenden kann,
Das soll man ruhig Gott überlan.
Der begehrt sich selber zur Schmach,
Wer begehrt, was ihm nicht werden mag.
Der ist nicht weise, wer das begehrt,
Was ihm doch niemals wird gewährt.
Wie viel die Welt hat hoher Lehr',
Mancher Mensch doch gar oft begehrt
Und glaubt, was nicht ist gut,
Und seiner Seele Schaden thut.
Und richtet nach den Dingen
Seinen Sinn, die ihm mißlingen:
Wie dieser Thor hat gethan.
Dessen Herz muß in Reuen stahn,
Der rechter Lehr' nicht folgen will.
Derselben Thoren gibt's noch viel,
Die ich nur hier nicht nennen will.

6) Eines der besten Lehrgedichte mit geistlichem (mystischem) Inhalte, welches gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, ist „Die minnende Seele oder die Tochter Sion".

Durch Betrachten erkennt die menschliche Seele, wie eitel Alles hienieden sei; sie versinkt in trübes Sinnen; Glaube und Hoffnung reichen aber der Betrübten ihre Hand, führen sie zur Frau Weisheit, die guten Ausweg weiß und den Spiegel (speculum) zum Speculiren vorhält. Der Spiegel aber ist Gottes Sohn von Ewigkeit.

Der Glaube.

Fides sprach mit sanftem Sinn:
Tochter, deinen Ungewinn
Und deines Herzens Qualen,
Die will ich allzumalen
Dir büßen, wenn du mit der That
Leben willst nach meinem Rath.
Ich, Fides, bin's, der Glaube,
Der alle Herzen raube:

Der Freuden, die vergänglich sind,
Mußt du dich entschlagen, Kind.
Mein Spiegel heißet Jesu Christ,
In dem es all zu schauen ist,
Was wahre Ruhe mag verleih'n:
Du, zarte Tochter, blick hinein.
St. Bernhard schreibt, der weise Mann:
Wer in dessen Wunden ruhen kann,
Der die Welt erlöset hat,
Der findet sich're Ruhestatt.
Willst du in stäter Ruhe sein
Bei Jesu Christ, dem Herren mein,
So merke, was dir Fides räth:
Laß alle Freude, die zergeht,
Halt an ihm mit Festigkeit,
Blick aufwärts in die Ewigkeit,
Und folge mir, ich geh' voran,
So kommst du auf die rechte Bahn.
Meeresstern bin ich genannt
Und führe, Kind, dich an der Hand
Zu meinem Heiland Jesu Christ,
Der Mensch für dich geworden ist,
Sich selbst für dich hat hingegeben,
Daß er dich hätt' im ew'gen Leben.
Er sandte dir den heil'gen Geist,
Das that er darum allermeist,
Daß du von seiner Süßigkeit
Trost empfingst im Erdenleid.
Daß du auch hättest lichten Schein,
Wenn du in deines Herzens Schrein
Sein Minnefeuer ließest brennen,
Das die Kinder dieser Welt nicht kennen.
Tochter, gib mir deine Hand,
Ich bringe dich in's Heimathland.

7) Geistliche Sinn- und Lehrgedichte wurden in besonders geistvoller Weise von der oben schon (§ 29, 5) angeführten Schwester Mechtildis gedichtet.

Das Kloster der Minne.

Ich sah ein geistliches Kloster, es war mit Tugenden gebaut:
Aebtissin ist die wahre Minne, sie hat gar heilige Sinne,
Womit sie treu die Schwestern bewahrt an Leib und Seele,
Alles für Gottes Ehre, gibt sie ihnen manch' heilige Lehre.
Daß immer Gottes Wille geschehe, davon wird sie selber selig.
Der Minne Kaplan ist die göttliche Demuth,
Sie ist stets der Minne unterthan, die Hoffart muß von hinnen gan.
Priorin ist der schöne Gottesfriede, ihr ist die Geduld gegeben,
Den Schwestern die Weisheit zu lehren und das gute Leben.
Unterpriorin ist die Liebenswürdigkeit.
Sie liest die kleinen Brocken zusammen zur rechten Zeit
Und tilget sie mit mütterlicher Mildekeit.
Was man auch missethut, soll man nicht lang tragen im Gemüthe,
Damit mehret Gott des Menschen Güte.
Das Capitel der Frauen ist in der Heiligkeit zu schauen,
Die sich im Dienste Gottes offenbart;
Der Schwestern stille Arbeit thut den Feinden vielfach Leid,
Hütend sich vor eitlen Ehren, sucht jede das Heil der andern zu mehren.
Sangmeisterin ist die Hoffnung, erfüllet mit der Andacht;
Ihres Herzens Chorgesang so schön klinget,
Daß Gott der Töne Schall minnet, der aus dem Herzen dringet.
Schulmeisterin ist die Weisheit, die gütig die Armen lehret;
Dafür wird das Kloster geheiliget und von den Leuten geehret.
Kellnerin ist der Ausfluß helfender Gabe,
Daß sie mit Freuden die Dürstenden labe;
Wenn sie es aus Liebe thut,

Gewinnt sie durch die Gabe ein göttlich Gemüth;
Die von ihr begehren die Gabe, sollen genügsam sein ohne Klage.
Kämmerin ist die Mildekeit, die gerne wohlthut im rechten Maß,
Davon wird sie von Gott viele Gaben gewinnen;
Was sie gibt, dafür danken die Armen Gott mit Innigkeit.
Wohlthun schmeckt im Herzen ohne Unterlaß,
Wie der Edeltrank im reinen Faß.
Krankenmeisterin ist die thätige Barmherzigkeit;
Sie ist den Kranken zu den Diensten bereit
Mit Hülfe und mit Reinlichkeit, mit Labung und mit Fröhlichkeit,
Mit Tröstungen und mit Liebenswürdigkeit;
Dafür gibt Gott ihr sein Vergelt und stärkt ihr den Muth,
Daß sie es aus Liebe zu ihm immer gerne thut.
Portnerin ist die heilige Hut, die fröhlich immer thut
Mit heiligem Gemüth, was ihr ist anbefohlen;
So bleibt ihre Arbeit unverloren,
Sie kann darum doch zu Gott kommen.
Denn wenn sie beten will, ist Gott bei ihr zu jeder Zeit,
Sie kann ihm klagen allerorts ihr Herzeleid;
Fällt sie was schwer, Gehorsam macht es leicht,
Von dem sie in keinen Stücken jemals weicht.
Zuchtmeisterin ist die heilige Gewohnheit,
Wie eine Kerze soll sie brennen in himmlischer Freiheit;
So tragen wir sanft all' unsere Plage
Bis zu unseres Lebens letztem Tage.
Der Propst ist der Gehorsam in rechten Dingen,
Zu böser That darf Niemand dich je zwingen.
Dem Gehorsam sind alle Tugenden unterthan,
Ohne ihn mag kein Kloster lang bestan.
Wer sich in dieses Kloster will begeben,
Wird immerdar in göttlicher Freude leben
Und Gott im ewigen Leben minnen;
Wohl denen, welche bleiben gern darinnen!

8) Nebenbei sei auch hier einiger vortrefflicher belehrender Schriften dieser Zeit erwähnt, die zwar der Prosa angehören, aber in formeller Beziehung der Poesie sehr nahe stehen. Es sind die wahrhaft volksthümlichen deutschen Predigten, welche uns die dem Bettelorden angehörigen Volksmissionäre des dreizehnten Jahrhunderts hinterließen. Wie hinreißend insbesondere der Franziskanerbruder David von Augsburg und sein Schüler Berthold von Regensburg gepredigt haben, kann man schon daraus entnehmen, daß sie fast stets im Freien predigen mußten, daß der Letztgenannte oft vor 10—20,000 Menschen mit fast übermenschlicher Kraft seine zündenden Kreuzpredigten, seine einschlagenden Bußpredigten und seine erhebenden Trostpredigten hielt.

Vierte Periode.

Verfall der deutschen Poesie: Von 1300 bis 1500.

(Dichter aus dem Meisterstande.)

---

§ 32. Uebersicht.

Wir treten nun in eine Periode, darin uns die deutsche Poesie, wenigstens was die übergroße Mehrzahl der Dichtungen betrifft, nicht mehr als die blühend schöne Himmelstochter begegnet, über deren ganzes Wesen Anmuth und Adel ausgegossen ist, aus deren Augen reine Minne blickt, von deren Lippen die „hofeliche mâere“ (Epos) so kraftvoll und „sanfte lêre“ (Legende) so honigsüß fließt! Wir bemerken vielmehr mit Schmerz, wie rasch sie nun einen schönen Zug nach dem andern verliert, wie sie ihrer hohen Würde vergessend sich gemein macht, wie sie zwar zungenfertig ist (*Meistergesang*), dabei aber meist eine fade Schwätzerin oder gar wie eine Lästerzunge (*Spott- und Schimpfdichtung*). Aus ihren Augen schießt sehr oft unlauteres Feuer, auf ihrem Angesichte zeigen sich Züge gemeinster Art (*unfläthige Dichtungen*). Nur dann noch findet sie sich selbst wieder und verjüngt sich wieder zu einem lieblich reizenden Wesen, wenn sie aus den Städten von dem großen Weltmarkte hinweg in das Freie zieht auf das Land zum einfachen Volke, auf die Anger und Alpen, durch die Wälder und über die Haide; oder auch, wenn sie bei der Kinderwelt sich niederläßt und mit ihr singt (*Volkslieder, Kinderlieder*).

2) Es wurde also in dieser Periode sehr *Vieles* gedichtet, aber das Meiste war bloße Reimerei. Schon daraus läßt sich schließen, daß es wohl viele Dichter oder vielmehr des Dichtens Beflissene gegeben habe, daß aber nun die Dichtkunst in wesentlich andere Hände gekommen sein müsse, als jene waren, unter denen sie in voriger Periode so herrlich

gedieh. In der That konnte man nun die Dichter nach Hunderten zählen; aber nur wenige hatten Beruf und Gabe. Es waren auch meistens Leute von ganz anderem Stande, von ganz anderer Erziehung und Bildung, als früherhin. Es verstummten nun die Nachtigallen, die vormals in den Schloßgärten der Ritter nisteten, und von dort aus aufflogen, um ihre süße Sommerweise weithin ertönen zu lassen; es verstummten auch die Heldensänger, die früher mit ihrer Harfe auszogen, um durch ihren Sang die Herzen zu erobern und mit fortzureißen. Die Königin Poesie hat nun ihre Residenz verlegt, oder vielmehr verlegen müssen: nicht mehr in Mitten des Adels finden wir sie, sondern in Mitten der Städter und Werkleute; nicht mehr die Ritter und „hêren" bilden ihren Hofstaat, sondern vorzugsweise die Bürger und Meister (vgl. § 34, S. 113). — Man dichtete aber in dieser Periode nicht nur Vieles, sondern auch Vielerlei; selbst das deutsche Drama wagte sich nun hervor, wenn gleich etwas linkisch und plump. So wollen wir denn auch eine Uebersicht über die Periode mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten gewinnen.

3) Doch zuvörderst ein Wort über die Stellung, welche jetzt die Volkspoesie gegenüber der Kunstpoesie einnahm. Die Volkspoesie lief nun nämlich der Kunstpoesie entschieden den Rang ab. Sie ist es, die uns in vorliegender Periode einzig und allein noch erquickt und so für den Verfall der Kunstpoesie doch einigermaßen entschädigt. Blühten auch nicht alle Arten der Volkspoesie, so blühte doch um so reicher und mannigfacher das Volkslied, und zwar eben so wohl das epische wie das lyrische. Es liegt außer Zweifel, daß es schon damals in allen deutschen Gauen heimisch war, insbesondere draußen in freier Natur und auf dem Lande.

Es war die Würze des Lebens für Bauern und Hirten, Jäger und Bergknappen, für Studenten und Landsknechte, für Handwerksburschen und fahrende Schüler, für alle Vaganten der Zeit, selbst für die Bettler. Das Volkslied ertönte auf Messen und Märkten, auf der Wanderschaft und auf dem Marsche, im Frieden und im Kriege, im Stall und in der Herberge, Abends vor den Thüren, in Städten und Dörfern und unter der Linde, bei der Arbeit wie bei Scherz und Spiel, von Einzelnen gesungen oder auch von Vielen zusammen, einstimmig oder (besonders in der nächsten Periode) sogar mehrstimmig. Bei den weitaus meisten Volksliedern fragen wir aber vergebens nach ihren Dichtern, vergebens selbst nach ihrer Heimath; denn fast alle (wenige historische ausgenommen) sind gleichsam Findelkinder ohne Vater und Mutter[1].

---

[1] Die älteste Sammlung solcher Volkslieder verdanken wir der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin (im Jahr 1470). Die größte Sammlung von Volksliedern erschien in neuester Zeit unter dem Namen: „Des Knaben Wunderhorn" (von L. A. v. Arnim und Clem. Brentano). Auch Uhland gab eine große Sammlung heraus.

Der **Kunstdichtungen** hat es zwar auch eine Legion; aber die große Masse derselben ist des Vergessens werth, dem sie anheimfielen. Sie hören sich fast durchweg nur wie Bänkelsängerei an, und sind in unausstehlichen Knittelversen gedichtet oder vielmehr gereimt.

Weltliche Volkslieder.

Das Herzensschlüsselein.

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen;
verlorn ist daz sluzzelin:
du muost immer dar inne sin.

Reiterlied.

1. Woluf, ir lieben gsellen,
die uns gebruodert sein,
und raten zuo! wir wöllen
dort prassen über Rein;
es kumt ein frischer summer,
daruf ich mein sach setz,
als ie länger, ie dummer:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

2. Der summer sol uns bringen
ein frischen freien muot,
leicht tuot uns irn gelingen.
so kum wir hinder guot;
sie sein vil e erritten,
dan graben, diese schetz,
wir han uns lang gelitten:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

3. Drumb last üch nit erschrecken,
ir frischen krieger stolz!
wir ziehen durch die Hecken
und rumpeln in das Holz;
man wird noch unser geren
und nit achten so letz,
all ding ein weil tuon weren:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

Ritter und Bauer.

1. Ain ritter und ein pauman
begunden abenteuren,
ieweder chempfen da versprach,
ir chrieg sol niemant steuren:
nu dar! la sehen, wer er sei,
der dem andern oblig,
und der mit rechter maisterschaft
dem andern angesig!

2. Der ritter sprach: „Ich bins geporn
von art ein edel chunne!"
der pauman sprach: „ich pau das chorn,
das dunkt mich beszer wunne;
dein edel macht du nicht lang verhügen,
wär ich nicht ackerman:
ich ner dich mit des pfluoges zügen,
wer mir des hailes gan."

3. „Hofzucht und ritterliche tat,
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes chraft
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wellen sein haben recht;
so muostu, pauman, dienen mir
recht als mein aigen chnecht!"

4. „Umb dein hofieren gib ich nit
als chlain, als umb ain vesen,
ich han des paurchts ainen sit,
das dunkt mich beszer wesen.
Was hilft dein stechen und dein tanz?
Darin ich chain guot spür:
mein herte arbait, die ist ganz,
und trägt die Welt pasz für."

5. „Nu dar, nu dar, mein peuerlein!
ich muosz dich ains beschaiden:
wann ich muosz faren über mer
gein Preuszen an die haiden,
und muosz da leiden grosze not,
dasz ich dich, paur, erner,
die christenhait all vor dem tot
mit meines schwertes wer."

6. „Ich sprich es bei dem werden Got:
wenn es sein laib tuot wenden,
für war, du pist mein aigen pot,
ich pauman tuo dich senden
mit meinem guot, das ich dir gib,
mein silber und mein gold:
darumb so lasz mich haben tail
der deinen eren sold!"

4) Nun erst sprechen wir insbesondere von der Epik dieser Periode. Das originelle Epos verschwindet fast gänzlich. Die Nachbildungen der früheren Epen mißlangen gar sehr: viele der an und für sich schönen Heldensagen wurden nämlich da in einer Weise wieder aufgewärmt, daß sie geschmacklos, wenn nicht ungenießbar wurden; in den sogenannten Heldenbüchern aber wurde eine ganze Partie solcher Sagen zu einem Ganzen zusammengezwungen. Unter den Kunstepen ist nur das „von den sieben weisen Meistern" von einiger Bedeutung. Auch von den Volksepen nur ein einziges, und zwar ein Thierepos: „Reineke de vos" (von Nicolaus Baumann in niederdeutscher Mundart 1498 herausgegeben). — Die Legendenpoesie wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, brachte im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sogar einiges Anmuthige hervor, vergröberte sich jedoch mit jedem Jahrzehnt, bis sie zuletzt sogar das feinere Gewand des Metrums ablegte und Legendenprosa wurde. — Als Nachzügler treten dann und wann auch noch Reimchroniken (am besten sind die „Ehrenreden" von Peter Suchenwirth aus Oesterreich) auf; doch werden sie immer seltener. — Sehr reich ist die Periode, wie schon vorhin angedeutet, an epischen Volksliedern mit theils geschichtlichen, theils der Sage entlehnten Stoffen. Besonders kraftvoll wurden die Schweizerthaten (z. B. die bei Sempach und Murten) besungen. Die sagenhaften Volkslieder sind der Mehrzahl nach recht ergreifend oder lieblich, so das Lied vom „Graf von Rom", vom „edlen Möringer", von „Otto dem Schützen", von „Kaiser Max (I.) auf der Martinswand" u. s. w. — Während die Reimlegenden und Reimchroniken allmählig ausstarben, wurden dafür um so mehr die Schwänke und die Volksbücher beliebt. Die Schwänke handeln von „einfältigen Bauern und Weibern, von Schildbürgern und Pfaffen". An ihnen sieht man deutlich, wie sehr in jener Zeit der alte heilige Ernst dem Muthwillen und der Spaßmacherei gewichen war. So reich sie einerseits an gesundem deutschem Volkshumor sind, so angefüllt sind sie anderseits mit Zoten und Angriffen auf den Klerus. Auch die Volksbücher wurden überaus beliebt: es sind das die eigentlichen epischen Prosadichtungen, so zu sagen Volksromane. Die meisten uns überlieferten gehören zwar der späteren Periode an; doch entstanden gerade die zwei besten und popu-

lärſten in dieſer (vierten), nämlich „Herzog Ernſt“ und der „Eulenſpiegel“.

5) Was die Lyrik dieſer Zeit betrifft, ſo haben wir ſchon der Volkslyrik entſchieden den erſten Rang angewieſen. Wir bemerken nur noch, daß es nun zahlloſe Reuterliedlein, Gaſſenhauer, Reien oder Reienlieder (wornach getanzt wurde), Tagelieder (oder Tageweiſen), Liebeslieder, Studenten- und Jägerlieder, Bergreien (für wandernde Bergknappen) und ſelbſt Kinderlieder gab. Freilich, wollte man die Moral derſelben auf der Goldwage wägen, ſo müßte man gar viele derſelben verwerfen. Aecht volksmäßig waren auch die deutſchen Lieder, welche das Volk bei kirchlichen Anläſſen, z. B. bei Wallfahrten, Proceſſionen u. ſ. w. ſang. Man kann ſie geiſtliche Volkslieder nennen. Auch die wenigen deutſchen Kirchenlieder, z. B. das uralte Oſterlied, das Heiliggeiſtlied, die damals in Brauch waren, ſtellen ſich durch ihren Ton und ihre Kraft zum Volkslied. — Die höfiſche Lyrik, alſo der ſogenannte Minnegeſang, verhallte in dieſer Periode immer mehr und mehr, wenn auch einige ritterliche Sänger (wie Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenſtein) ihn mit aller Kraft neu zu beleben ſuchten. Ueberhaupt war es nun mit der Kunſtlyrik, beſonders der weltlichen, ſehr ſchwach beſtellt. Wohl geberdeten ſich die Meiſterſänger als ebenbürtige Nachfolger der Minneſänger, glaubten, ihre Lyrik ſei auch Nachtigallenſchlag; allein das war nur grobe Selbſttäuſchung. Verſeſchmieden und Formenſchneiden reichen ja noch lange nicht aus zum kunſtmäßigen Liede. Noch etwas beſſer war die geiſtliche Kunſtlyrik bedient. Zwei der Periode angehörige Sänger der Gottesminne mögen deßhalb in unſerem Andenken fortleben, nämlich der Bruder Hans (vom Niederrhein) und der Domherr Heinrich von Laufenburg (vom Oberrhein).

Geiſtliche Volkslieder.

In dulci jubilo.

1. In dulci jubilo
nu ſinget und ſeid fro!
Unſers herzen wunne
leit in presepio,
Und leuchtet als die ſunne
matris in gremio.
Alpha es et o,
alpha es et o!

2. O Jhesu parvule,
nach dir iſt mir ſo weh!
Tröſt mir mein gemüete,
o puer optime,
Durch alle deine güete,
o princeps gloriae!
Trahe me post te,
trahe me post te!

3. O Patris charitas,
o Nati lenitas,
Wir weren all verloren,
per nostra crimina;
So hat er uns erworben
coelorum gaudia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

4. Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr, denn da.
Da die engel singen
nova cantica.
Und die schellen klingen
in regis curia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

Wart umbe dich.

1. Himmelriche, ich frowe mich din,
das ich do mac schowen
Gott und die liebe muoter sin
unser schone frowen,
und die engele mit den cronen,
die do singet also schone.
Des frowent sü sich:
Got, der ist so minenclich.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

2. Lüzel reden, das ist guot,
und ze mose lachen;
quinc die ougen und den muot,
men sol lange wachen.
Bete gerne und wis alleine,
fliuch die Welt, sü ist gar unreine,
ir valsches leben:
Got, der wil sich selbe uns geben.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

3. Sit ich mich nu hüeten sol
vor des tifels lage,
Herregot, nu tuo so wol,
ferlich mir dine gnade.
Ich bit dich herre, durch dine güete,
das der lip iht an mir wüete
und die welt,
wande sü git so böse gelt.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

6) Sehr reich ist die Periode auch an kleineren Lehrdichtungen, insbesondere an Sprüchen. Die Meistersänger lieferten deren ganze Bücher voll, für Hochzeiten und Taufschmäuse, für Namens- und Geburtsfeste, für die Trinker und Waidmänner u. s. w., und mit besonderer Vorliebe die Priameln. Von den größeren Lehrgedichten sei nur „das Narrenschiff" von Sebastian Brandt, welches rasch zehn Auflagen erlebte, genannt.

7) Auch das Drama zeigte sich endlich in dieser Periode auf deutschem Boden, während es in Frankreich, Italien, Spanien schon festen Fuß gefaßt hatte; es stand hier wie dort Anfangs nur im Dienste der Religion. Es wurden nämlich zu gewissen Festzeiten die Geheimnisse (Mysterien) aus dem Leben des Herrn, besonders seine Leiden, und später auch aus dem Leben Maria's, der Apostel, Märtyrer ꝛc. dem Volke zur Belehrung und Erbauung dramatisch vorgeführt. Es waren also kirchliche Schauspiele, wie sie denn auch lange Zeit hindurch, wenn es der Platz erlaubte, in den Kirchen aufgeführt wurden. Die einzelnen Rollen wurden nur von Männern oder Jünglingen gespielt. — Erst später kamen in Gestalt der Fastnachtsspiele die ersten weltlichen Stücke auf.

8) Sprache der Dichtung war Anfangs der Periode noch mehr das höfische Hochdeutsch. Welch' schlimme Wandelung aber mit ihm seit

der Blüthezeit vorgegangen, wie ſehr es verfallen, wie gaſſenmäßig und bäuriſch es wurde, darüber wird uns noch der nächſte Paragraph das Nähere bringen. So wie nun aber das höfiſche Hochdeutſch Anſehen und Schönheit verlor, ſo kam das (S. 29) erwähnte feinere Mitteldeutſch mehr zur Geltung. Da es als ein Gemiſch von Hoch- und Niederdeutſch am beſten für allgemeinere Mittheilungen paßte, ſo ward es in der kaiſerlichen Kanzlei einheimiſch; wenigſtens formte ſich die Kanzleiſprache möglichſt nach ihr. Und als gar in Folge der vielen Reichstage eine Verkehrsſprache, ein ſogenanntes „gemeines Deutſch" dringendes Bedürfniß wurde, ſo rückte dieſe Kanzleiſprache noch eine Stufe höher und wurde „Reichsſprache", von der Luther ſchreibt, daß „Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich von Sachſen im römiſchen Reich die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprache gezogen haben".

9) Ehe wir jedoch die Entwickelung unſerer Poeſie in dieſer Periode genauer und im Einzelnen beſprechen, wollen wir noch die Urſachen des Verfalls (§ 33), und eine in dieſer Zeit auftauchende und lange Zeit beſtehende Dichterzunft, die Meiſterſänger (§ 34), näher kennen lernen. Die Meiſterſänger nämlich haben ſich nicht bloß in einer oder der anderen Art von Poeſie verſucht, ſondern in allen Arten, wenngleich das Drama nicht zu ihrer ſo zu ſagen zünftigen oder Vereinsdichtung gehörte.

§ 33. Urſachen des Verfalls.

1) Woher kam alſo dieſer Verfall? Nun, dem aufmerkſamen Beobachter konnte es ſchon in der vorigen Periode nicht entgehen, daß ſich gewiſſe Krankheitsſtoffe in der Poeſie vorfänden, daß gewiſſe Vorzeichen auf ein Ausarten derſelben hinwieſen. So mußte er z. B. bemerken, „wie ſo mannigfach an der Stelle des freudigen Dichtermuths, der klaren Sängerſtimme grollender Mißmuth, gallenbittere Tadelſucht, Sängerneid und Spottdroſſelgeſang ſich Gehör verſchafften" (Lindemann). Freilich kam noch vieles Andere dazu, wodurch der geſunden Poeſie die Lebensader unterbunden wurde.

2) Den Hauptſtoß erlitt die Poeſie durch die gänzliche Umſtimmung der Gemüther in faſt allen Ständen, beſonders der Hohen und Vornehmen, der Ritter und Reichen. Die ächte Poeſie wird nämlich nur bei einer Generation gedeihen und blühen, die einen gewiſſen Sinn für das Ideale und Geiſtige hat; aber nun war es umgekehrt. Sowohl die Stände, welche bis dahin der Poeſie ſo großartigen Schutz angedeihen ließen, als auch jene, welche die große Schaar der wackern und begabten

Sänger gestellt hatten, die warfen sich nun mit Macht auf das Reale und Materielle. Die Kaiser, Albrecht I. voran, suchten das Reale einer größeren Hausmacht; und die Fürsten erstrebten das Reale der Landesherrlichkeit und größeren Gebietes. Was Wunder, wenn da die Sänger an den Höfen den Hofnarren oder bestenfalls den lobhudelnden Wappendichtern Platz machen mußten! Die Ritter aber fielen von der Höhe des Minnegesanges in die Tiefe des Raubritterlebens. Statt von dem Nibelungenhort zu singen, zogen sie lieber aus, etwas dergleichen zu holen, wenn auch nicht aus der Tiefe des Rheines, so doch aus der Tiefe der Rheinschiffe. Sie griffen nun lieber nach dem Humpen als nach der Harfe und verlachten idealeres Streben als altmodisch und närrisch.

3) Die Rohheit und Sittenlosigkeit, die sich damals breit machten, leider genährt durch das Aergerniß der Hohen und des Klerus, waren gewiß auch nicht Thau und Sonnenschein für die Poesie; begreiflich strömten sie in dieselbe ein und vergifteten ihr Blut. Man traut beim Durchmustern dieser Periode kaum seinen Augen, in solch' ein morastisches Gebiet sieht man sich zuweilen versetzt. — Zu all' dem kamen noch kirchliche und politische Zeitverhältnisse, ebenso Naturereignisse, wie sie für das Gedeihen der Poesie nicht ungünstiger sein konnten. Pest und Hungersnoth, Schisma und Interdict, Heuschrecken und Raubritter lösten darin einander ab, die Geister immer mehr zu ernüchtern und so den Born wahrer Poesie zu verschütten. Höchstens drängte es da noch das Herz, ergreifende Bußlieder vor dem Erbarmer zu singen.

4) Aber steuerten nicht die Geistlichen und Gelehrten diesem Verfalle? Auch sie nicht. Zwischen ihnen und dem übrigen Volke war eine Kluft, bei den Geistlichen durch die vielen kirchlich-politischen Wirren (Schisma), bei den Gelehrten durch die Selbstüberhebung gebildet, bei beiden überdieß durch ihre Vorliebe für das Latein noch erweitert.

5) Auch die schöne höfische Sprache war keine Stütze für die zusammenbrechende und in den Staub sinkende Poesie. Denn sie theilte deren Schicksal; auch sie verschlechterte sich nach Rudolfs I. Tod. Es war, als ob sie — die höfische — nun bei Hof den Abschied erhalten und auf die Straße verwiesen worden sei. Denn alsbald gesellte sie sich zur Sprache der Gasse und nahm Gassenmanieren an. Die Dialecte drangen nämlich ohne Aufhören in sie ein und vergröberten sie immer mehr. Die unfähigen Dichter aber halfen vollends mit, sie zu verderben, indem der Einzelne, wie etwa ein Schriftsetzer nach verschiedenen Alphabeten greift, so bei einem und demselben Gedichte nach verschiedenen Dialecten griff, um mehr Form in die Reime zu bringen.

§ 34. Der Meistergesang.

1) Während der Ritterstand immer tiefer sank, schwang sich der Bürgerstand, besonders der in größeren Städten, durch Fleiß, Wohlstand und selbst durch Bildung zu großem Ansehen empor. Darob hatte er auch ein gewisses Selbstgefühl und stellte sich mit Stolz den „Ritterbürtigen" zur Seite. Was lag näher, als daß er nun nach der Harfe griff, die einst wie ein Ehrenschild am Arme des Ritters hing, nun aber verstaubt und verstimmt und mit zerrissenem Saitenwerk im Winkel der Schlösser stand! Wir meinen die höfische oder Kunst-Poesie. Denn diese, an Burgen und Höfen geächtet, flüchtete sich nun in die wohlhabenden Städte des südlichen und mittleren Deutschlands und fand offene Arme bei Bürgern und Handwerkern, den sogenannten Meistersängern.

2) In Augsburg, Colmar, Frankfurt, Freiburg, Mainz, Nürnberg, Prag, Straßburg, Ulm, Worms, Würzburg, Zwickau ꝛc. kamen nämlich die sangeslustigen Bürger (meist Handwerker) in ihren Feierstunden zu sogenannten „Singschulen" zusammen und dienten „der wonniglichen Sangeskunst" nach Kräften und in unermüdlichem Wetteifer. Da dichteten sie und sangen es einander vor, worauf dann die Beurtheilung folgte. Ihre Schulgedichte, die Meistergesänge oder Meisterlieder heißen, waren alle für den Gesang bestimmt, darum auch alle strophisch gebaut. Der Stoff war aber keineswegs bloß lyrisch, sondern ebenso häufig episch, und nebenbei meistens noch lehrhaft. Je nach der Leistung gehörte Einer zu den Schülern oder Sängern, oder Dichtern oder Meistern. Ein Meister wurde aber nur der, welcher einen Ton (Strophenart mit Melodie, vgl. § 27) erfand. Natürlich waren auch Kunstrichter da, das Gemerk, aus drei Merkern bestehend. Die kritisirten und erkannten in den feierlichen Singstunden auch die Preise (Kleinode), wie z. B. die silberne Kette, einen zierlichen Kranz, zu. So vermißte man die Dichterkrönung durch Fürsten nicht. Von Willkür konnte aber bei diesen Merkern kaum die Rede sein; denn sie waren an die „Tabulatur" gebunden, den Inbegriff vieler Regeln für Dichten und Singen. Darauf standen über dreißig verbotene Dinge. Ueberhaupt war die „Singschule" ganz zunftmäßig eingerichtet (es gab darin einen Kronmeister, Büchsenmeister und Schlüsselmeister) und durchaus pedantisch geleitet.

3) So wichtig nun auch die Meistersänger thaten, so unwichtig sind die meisten ihrer Dichtungen. Nur sehr wenige derselben haben poetischen Geist. Es ahnten nämlich diese Männer nicht im Geringsten, daß der wahre Dichter geboren werde; sie meinten vielmehr, die Sangeskunst ebenso erlernen zu können, wie sie ihr Handwerk erlernt hatten. Sie

meinten den Minnesängern schon ebenbürtig zu sein, wenn sie deren Meisterschaft in der Form erreichten. So strebten sie denn hauptsächlich nach formeller Tüchtigkeit — nach Regelfestigkeit im Strophen-[1] und Versbau, sowie in der Reimstellung — und wetteiferten mit einander darin, recht künstliche Töne zu erfinden. Man zählt deren 200—300. Jeder neue Ton wurde dann auch durch einen besondern Namen verewigt, der freilich oft komisch genug war. Die Kritik war ebenso einseitig und unvollkommen. Wohl schauten sie darauf, ob deren Inhalt nicht gegen den Glauben, gegen die Bibel verstoße; aber für den poetischen Gehalt hatten sie keine Wage. Und selbst was die Metrik betrifft, blieben sie hinter den Meistern des Mittelalters zurück; denn für den eigentlichen Rhythmus trugen sie keine Sorge: lediglich Sylbenzählung kannten und übten sie, ohne den Sylbenwerth zu beachten. Die Zahl der Sylben eines Verses durfte dreizehn nicht übersteigen, und zwar wegen des Vortrages, „weil man's am Athem nicht haben kann, mehr zu singen".

4) Die erste Singschule gründete Heinrich von Meißen (vgl. S. 88), der selbst bürgerlich war, zu Mainz. Ihm zur Seite stand der etwas jüngere Schmied Regenbogen, ein ehrlicher, derber Mainzer, der aber seine Grobschmiednatur auch beim Verseschmieden walten ließ. In welchen Städten der Meistergesang am meisten Wurzel faßte, ist schon oben gesagt. Er dauerte mehrere Jahrhunderte fort, starb selbst im dreißigjährigen Kriege nicht aus. Seine Blüthezeit fällt jedoch nicht in diese, sondern in die nächste Periode, in das 16. Jahrhundert. Da sang man nämlich weitaus am meisten; denn von Blüthe im strengen Sinne des Wortes kann nicht die Rede sein. In Mainz, wo der Meistergesang entstand, erlosch er auch am frühesten; in Nürnberg wurde 1770 die letzte Singschule gehalten. Als eine Reliquie desselben bestand noch eine solche Schule zu Ulm bis zum 21. Oct. 1839[2].

5) Aus der großen Zahl dieser bürgerlichen Sänger ragen kaum drei als begabtere hervor: Hans Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs, alle drei aus Nürnberg. Der letztere ist der berühmteste, gehört aber in die folgende Periode. Rosenblüt (um das Jahr 1450) war Wappendichter und wohl auch Wappenmaler. Er führte den Beinamen „der Schnepperer", weil er als ein Spaßvogel und loser „Swatzer" bekannt war, wie er selbst uns belehrt:

---

[1] Besonders strebten sie nach der Dreitheiligkeit im Bau der Strophe oder des „Gesetzes", wie sie die Strophe nannten, und demgemäß nach der soliden Zurichtung von „Stollen, Gegenstollen und Abgesang".

[2] Der Uebersicht halber führten wir schon hier die Lebensgeschichte des Meistergesanges bis an das Ende.

Hans Snepperer ist er genannt, ein halber byderbman,
Der in ein großen swatzer heist, der tut kein Sünde dran.

In seinen Dichtungen schlägt er meist einen volksmäßigen Ton an. In den Schwänken zeigte er sich als einen gewandten Erzähler, ist aber, was das Sittlichkeitsgefühl betrifft, gar nicht heikel, am allerwenigsten in seinen Fastnachtsspielen, deren er wohl sehr viele verfaßt hat. Als Lieferant von Priameln und Klopfan machte er sich besonders populär. „Im Ganzen erscheint Rosenblüt als ein ächtes Kind seiner Zeit, in der frommer Sinn und scharfer Spott, zartes Gemüth und derber Ausdruck, langweilige Allegorie und nichts verhüllende Lust an Sinnlichkeit geschwisterlich zusammenleben konnten" (Lindemann).

6) Hans Folz, Barbier (Chirurg) zu Nürnberg, war etwas jünger. Auch er war, wie Rosenblüt, hauptsächlich stark im Komischen. Die Form seiner Schwänke und Spiele ist jedoch weniger frisch und volksthümlich, als bei jenem, der Inhalt hingegen leider noch schmutziger. Auch er war Spruch- und Lehrdichter und that sich durch seine ellenlangen Töne hervor. So werden ihm „die zehnreimige Feilweise, der achtzehnreimige Baumton, die zwanzigreimige Abenteuerweise" zugeschrieben.

Meistergesang.

In der Chorweise.

Frölich wil ich heben an
mit meinem gsang uff diser ban.
In meiner hand füer ich ein fan,
daran findt man gezieret stan
ein kranz von rosen wol getan:
wer mir den abgewinnen kan
mit schallen und mit singen!
Ich hab ein krenzlin ausgehenkt;
wie schön es an der stangen schwenkt!
Wer sich nach seinen Blumen lenkt,
der wird an künsten unbekrenkt;
und ob er die rechten maß erdenkt;
dem wird das krenzlin hie geschenkt;
ich wil im's selber bringen.
Das krenzlin ist gebunden da
mit einem seiden faden gra,
rot rosen darin und veiel bla,
mit ganzem fleiß gemachet,
nach lust gespiegelt als ein pfa;
und wer das krenzlin ane sah,
der denkt in seinem herzen ja:
Wer ich mit kunst besachet!

Sein kunst er dennoch fließen la
züchtiglich an alle dra,
das er der blumen nit verjah,
dadurch er werd geschwachet.
Hat er zu gueten kunsten fleiß,
singt er züchtig und auch weis,
er sei jung, alt oder greis,
der hie schon gewinnet preis,
so bin ich selber wol so weis,
ich biet im meines kranzes reis,
er wird im uffgesetzet.
Wer umb ein krenzlin singen well,
der tracht, das er die reime stell,
zal und maß darvon nit fel;
weis und wort er nit vertrell,
das recht gesang von herzen schnell,
und auch kein falscher ton nit grell,
dadurch er werd geletzet.
Ich wil im geben weise ler,
wie er sich zu dem krenzlin ker,
das er die bletter nit verser,
wenn er singens will pflegen.

Singt er von der keuschen maget her,
eines teils von gotes leiden mer,
der ist für uns gemartert ser
und an dem kreutz gelegen;
singt er von dem planeten her,
die element und die acht sphär:
so wirbt er umb des kranzes er;
den trag ich im entgegen.

Von einem schneider und schuhmacher.

In Jörg Schillers ton.

Mit urlaub wil ichs heben an.
ich bitt euch all, ihr handwerksman,
das ihr nit zürnen wellen.
Was ich euch sing ist nur ein schimpf.
nun zieht mirs in kein ungelimpf,
sei meister oder gsellen!
Ir hant gehöret ie und ie,
man tut einander treiben.
wann einer ließ den andern hie
in seinem wert beleiben,
das deucht mich wol der beste sin im herzen;
noch mag man schimpfen, scherzen
on allen neid und haß,
als ir hört fürebaß.

Ein große stat in Heßen leit,
dar aus und ein der landgraf reit,
Markburg ist sie genennet.
Da hält er fürstiglichen hof
mit manchem edlen ritter, graf.
die stat ist weit erkennet.
Darin da saß ein schneider gut,
der selb sach allzeit saure,
und ein schuhmacher wolgemut,
die waren zwen nachbaure.
der schuster tet den schneider allzeit reißen
und treib in mit den geißen
on allen haß und neit.
der schneider daucht sich gscheit.

Er nam es auf in neit und haß
und sprach zu dem schuhmacher das:
„lieber laß mich onkümmert!
Wiltu der sach nit schweigen stil,
die ding ich darzu bringen wil,
das dir ein kitzlein lemmert."
Der schuster kert sich nit daran,
er treib in hin als here,
er was der aller best fazman.
das müet den den schneider sere.
der schneider sprach: „ich will nit mit dir fechten,
du must mir sein eins rechten,
ich bring dich wohl darzu,
das du wirst haben ru."

Der schneider nam den schuster für
ein ganz gericht, das spottet ir;
da tet ers appellieren
gen Rotweil an das hofgericht,
da man vil krummer sachen schlicht,
das recht wolt er vollfieren.
Und do nun etlich zeit hinkam,
wol bei vierzehn tagen,
ir sach man auch für handen nam;
man hieß den schneider klagen.
er sprach: „ersam, fürsichtig, weise herren,
der man wil mich betören
und treibt mich mit der geiß,
so ich im herzen weiß,

Das ich und al mein handwerksman
haben ganz keinen teil daran,
das wil ich wol beweisen:
Der schuster braucht ir glid all ganz,
vom kopf hindan bis zu dem schwanz.
der fuß das ist das eisen,
Damit er grabet aus dem leist
die zwecknägel so reine.
den schwanz den braucht er allermeist
zu dem anzugel feine.
das euter braucht er zu dem sack mit seulen,
das pech und die garnkneulen,
die wirft er alle drein,
die seulen groß und klein.

Die geiß ich weiter noch durchsuch:
die haut die braucht er zu dem schuch.
er ißt das eingeschlechte

Mit knechten, mägden, weib und kind
und was er hat für hausgesind:
darumb so merkent rechte:
Den bart er zu den bürsten nimt,
das kunt ir selb wol rechen,
das einem brat gar wohl anzimt;
darumb tunt urteil sprechen!
das or das ist das hörnlein also gute,
da er die zweck ein tute.
noch ist ein stück vorhant,
als ir mich recht verstant.

Das ist das horen auf dem kopf,
das mag er nit empern, der tropf:
es hangt an dem anzügel.
Damit man tut hinein fürwar
die hosen und die lappen gar,
die riemlein und die flügel.
Ir richter sprechent das urteil,
welcher die geiß sol haben.
ich wil im wünschen glück und heil,
kan er mirs baß durchgraben.
künt ir ein stück an irem leib erfinden,
das mir und meinen kinden
zu gutem dienen mag,
ich sag euch lob all tag."

Do der schneider het ausgeredt,
sein klag und sach volendet het,
do hieß man den schuhmacher
sein Antwort auch nun geben hie,
seit das er wer in diser müe
ein täter und ursacher.
Er sprach: „nichts args ich auf in weiß,
wiewol ich in hab triben
und treib in noch mit dieser geiß.
geschriben sei geschriben!
fürwar der sach der kan ich hier nit laugen,
kost es mir meine augen,
ich kan sein laugnen nicht,
was mir darumb geschicht."

Man hieß sie all beid treten ab;
darnach man in das urteil gab,
der schneider het gewunnen.
Der schuhmacher die geiß solt hon,
biß an ein stück solt er im lon,
das het ein gricht besunnen;
Das hinder teil solt schneiders sein,
das füget in gar eben,
das sie die nadel stecken drein.
darumb hat man in geben
Gar gute brief und sigel zu Rotweile,
hin zu dem end ich eile,
wil beschließen diß gedicht.
darumb zürn niemant nicht.

§ 35. Die epische Poesie.

1) Nach einem großartigen nationalen Epos fragen wir also in dieser Periode vergebens, zumal nach einem originellen. Von den so schwachen Nachbildungen früherer Epen, sowie von den Heldenbüchern war schon bei der Uebersicht die Rede. Nur von zwei Heldenepen nehmen wir genauere Notiz, von dem einen („Diokletians Leben"), weil es wenigstens ein Epos zweiten Ranges ist, von dem anderen („Theuerdank") wegen seines kaiserlichen für die Poesie begeisterten Verfassers. „Diokletians Leben oder von den sieben weisen meistern" ist von Hans von Bühel (er war im Anfang des 15. Jahrhunderts „Diener", d. i. Hofbeamter bei dem Kölner Erzbischof) nach älteren Prosawerken gedichtet. „In Rücksicht auf Celebrität und die Größe seines Wirkungskreises erreichte es fast die heiligen Bücher und übertraf alle klassischen" (Görres). Darum wurde es auch später zum Volksbuch verarbeitet. — Der „Theuerdank" ist ein großes episches Gedicht aus der Feder von Kaiser Max I., dem „letzten Ritter".

Darin gruppirt er in allegorischer Weise die eigenen Erlebnisse und Abenteuer, insbesondere seine Brautfahrt zu der Maria von Burgund. Theuerdank wird der Held genannt, weil „er von Jugend auf alle seine Gedanken nach theuerlichen (tapfern) Sachen gerichtet".

Inhalt von Diokletians Leben: Dem römischen Kaiser Pontianus wird ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Diokletian erhält. Da er sieben Jahre alt, stirbt ihm die kaiserliche Mutter, deren letzter Wunsch ist, ihr Sohn solle fern vom Hofe in aller Kunst und Wissenschaft erzogen werden. Der Kaiser ging darauf ein und übergab den Sohn sieben weisen Meistern, unter deren Leitung er zusehends an Weisheit zunahm. Unterdessen hatte der Kaiser seine zweite Frau genommen, auf deren Bitte er den Prinzen nach Hause berief. Die Meister aber lesen es aus den Gestirnen, daß Diokletian sterben müsse, wenn er vor dem siebenten Tage am Hofe ein einziges Wort spreche, und legen ihm darum Stillschweigen auf. Der Vater ärgert sich darob gar sehr; die Kaiserin aber, ein schlechtes Weib, naht sich ihm mit Schmeicheleien, um ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen. Da er sich aber von ihr in Hoheit und sittlicher Würde abwendet, so soll er Opfer ihrer Rache werden; sie verleumdet den Stiefsohn bei dem Vater, so daß dieser ihn zum Tode verurtheilt. Während der nun folgenden sieben Tage spielt das Erzählen von interessanten Geschichten die Hauptrolle. Die Kaiserin erzählt jeden Tag eine solche dem Kaiser, aber auch ebenso nacheinander je einer der sieben Meister. Jene bezweckt und erreicht damit, daß der Kaiser jedesmal auf den nächsten Tag die Hinrichtung beschließt; die Meister stimmen aber jedesmal den Kaiser um, bis am siebenten Tage die volle Unschuld des Prinzen an den Tag kommt und der Kaiserin ihr Lohn auf dem Scheiterhaufen wird.

2) Viel besser als die beiden genannten Heldenepen und zugleich ächt volksthümlich ist das dieser Periode angehörige Thierepos „Reineke de vos", welches im Jahre 1498 zu Lübeck in plattdeutscher Sprache im Drucke erschien, und überaus rasch und weit verbreitet wurde. Ein gewisser Nicolaus Baumann hat es nach dem niederländischen Epos gleichen Namens bearbeitet, jedoch mit bewußter dichterischer Kraft und Selbständigkeit. Dieß Epos ist voll von ebenso schlichten als kernhaften Witzreden und Sittensprüchen, die zum Theil schon als Sprüchwörter in dem Munde eines Jeden sind, oder es doch zu sein verdienen. Es sind die Thiere in diesem „Reineke" noch keine bloß verkappten Menschen; jedoch enthält er schon eine Menge satirischer Anspielungen auf kirchliche und staatliche Mißbräuche.

Inhalt: Reineke Fuchs wird an König Nobels Hof von dem Wolf, dem Hündchen, Hahn 2c. wegen seiner Gewaltthaten verklagt, und Braun, der Bär, abgesandt, den Schuldigen vorzuladen. Der heimtückische Reineke läßt ihn sich in einem gespaltenen Baum fangen, und der Gesandte kehrt halbgeschunden heim. Hinz, der Kater, wird ebenso in die Falle geführt. Endlich folgt Reineke dem befreundeten Grimmbart, dem Dachs, an den Hof, wird zum Galgen verurtheilt, rettet sich aber durch lügenhafte Berichte über einen großen Schatz, welchen er dem Könige verspricht. Reineke kommt wieder zu Gnaden, will nach Rom wallfahrten, tödtet aber verrätherisch Lampe, den Hasen. Reineke wird nochmals nach Hof entboten und lügt

sich aus allen Anschuldigungen wieder heraus; auch im Zweikampf besiegt er mit List den stärkeren Wolf und findet des Königs Huld und hohe Ehre am Hof.

3) Daß sich die Legendenpoesie nun allgemach vergröberte, prosaisch wurde, und daß die Reimchroniken immer mehr in Abgang kamen, gut nur noch durch den Oesterreicher Peter Suchenwirth (1400) gedichtet wurden, ist schon oben Seite 108 gemeldet. Des Letzteren „Ehrenreden“ (historisch-biographische Gedichte) sind in der That gar nicht übel. — Dem über das epische Volkslied Gesagten fügen wir aber noch Einiges über die Pfleger desselben bei. Das epische Volkslied war, wie überhaupt das Volkslied, reichlich und gut vertreten. Die Schweizerkämpfe, die Tellssage, wurden am besten besungen, auch die „Weibertreu in Weinsberg“. So sang der Schweizer Halbsuter ein gar kräftiges Lied „von dem strit ze Sempach (1386), darin keine Spur von der Künstelei des Meistergesanges ist; wie ein heller Klang des Kriegshorns, wie der Jubelton des Triumphes schallt das Schlachtlied daher“ (Lindem.). Später besang Veit Weber[1], „zu Friburg im Brisgawe gar wol erkannt“, den Sieg bei Murten (1376), „als er ab der Schlacht kam“. Veit Weber war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, wahrscheinlich auch in einigen Städten als sogenannter städtischer Dichter (eine Art Spruchsprecher oder Wappendichter) öffentlich angestellt. Man meint, er sei ein Breisgauer, und zwar aus Freiburg, gewesen; man will dieß besonders aus einer Strophe seines Liedes von dem „Strit von Erikort“ schließen, die also lautet:

Lob hör ich Fryburg jechen,
die warend gar wol gemuot,
man hat sy gern gesechen,
ir harnesch, der was guot;
es was gar ein hübsche schar:
wo sy im volck umbzugen,
man nam ir eben wor.

4) Immergrün und lieblich duftend ist der Kranz von kleineren Sagen, die man damals zu romanzenmäßigen Volksliedern verarbeitete.

Da rührt uns in dem „Graf von Rom“ die erfinderische Liebe seiner treuen Gattin, die in der Mönchskutte dem in harter Gefangenschaft schmachtenden Gatten nachzieht, ihn findet, dessen Tyrannen durch Gesang und Harfenspiel gewinnt und statt des zum Lohn gebotenen Goldes einen Sklaven — ihren Gatten — sich ausbittet. — Dort ist es die großmüthig verzeihende Liebe des „edlen Möringer“, die uns tief ergreift. Denn in St. Thomas Land verweilend, träumt es ihm, wie das Weib treulos einen Andern gefreit. Und siehe da, St. Thomas bringt ihn in

---

[1] Veit Weber, Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von Dr. H. Schreiber. Freiburg, Herder, 1819.

einer Nacht nach Haus. Als alter Pilger legt er dort seinen Trauring in den Becher, der ihm vom Hochzeitstische verabreicht wird. Die falsche Braut schaut den Ring, erkennt ihn und bekennt. Sie will eingemauert, ihr ungerechter Gemahl will enthauptet sein. Doch der Pilger verzeiht, nimmt sein Weib und gibt dem Andern seine Tochter. — Andere Sagen spielen in der Heimath, wenn sie uns auch auf die schwindelnde Höhe der Alpen emporführen, wie z. B. die von Kaiser Max, der sich auf der Gemsjagd gegenüber Innsbruck so verstieg, daß er nimmer wußte, wo hinaus oder wo herab kommen, dem aber doch fast wunderbare Rettung durch einen geheimnißvollen Mann wurde, der ihm den Ausweg wies.

5) Die Schwankliteratur wurde in dieser Periode sehr bereichert: aber die Poesie gewann dadurch nicht viel; sie ward vielmehr dadurch gar oft entehrt, indem die Schwankdichter so gern den Schlamm und Unrath aufrührten. Von den Volksbüchern sind oben die zwei besten aus dieser Zeit genannt; hier ihr Inhalt: Der Held des „Herzog Ernst" betitelten Volksbuches ist Ernst, der Sohn jener bayerischen Herzogin Adelheid, die sich später mit Otto II. (den die Sage mit Otto I. verwechselt) verehelichte. Sein Schicksal verlief folgendermaßen:

Der Pfalzgraf Heinrich verleumdet den Herzog Ernst bei dem Kaiser, so daß dieser den Stiefsohn aller Güter beraubt. Entrüstet ob dieses Verraths schlägt Ernst vor des Kaisers Augen dem Pfalzgrafen das Haupt ab, entschließt sich aber in seiner verzweiflungsvollen Lage, das Kreuz zu nehmen. Nun beginnt die überaus abenteuerliche Fahrt. Bald stößt er auf Kranichmenschen (Schnabelleute), bald auf „ein Volk ungestalt und unfüße, die heißen Plattfüße"; dann finden wir ihn wieder im Kampfe gegen die Langohren, gegen Zwerge und Riesen. Doch erreicht der Waller endlich das heilige Grab und erreicht auch wieder die Heimath. Während der Christmette kömmt er da an, erscheint vor Otto, erfleht und erlangt dessen Huld.

Das weitaus verbreitetste Volksbuch war „Eulenspiegel". Vom Jahre 1483 bis heute ergötzt sich das Volk an diesem Schalke und nicht das deutsche Volk allein; denn dieß Buch machte die Reise durch fast ganz Europa. Die Hauptperson ist nach dem Buche Till Eulenspiegel, ein Bauernbursche aus Gnetlingen (im Braunschweigischen).

Was fahrende Schüler, Handwerksreisende, Vagabunden, Possenreißer, listige Bauern ꝛc. seit alter Zeit an Schalksstreichen geliefert, das wird auf die breiten Schultern dieses einen Bauern geladen; was an Volkswitz über Mächtige und Geistliche ringsum in Deutschland heimisch war, wird diesem Eulenspiegel in den Mund gelegt. Darum ist er mit Recht schon der Nationalnarr des deutschen Volkes genannt worden. Natürlich kann er eine solche Rolle nur spielen, wenn er selbst ein Landfahrer ist und in die verschiedensten Rollen einschlüpft. So treibt er sich denn als Gaukler, als Arzt, als Hofnarr, als Maler ꝛc. und als Handwerker jeder Art herum, und es ist ihm dabei mit Nichts Ernst, als mit dem Spaß. Selbst als er zum Sterben kommt, führt er noch den Beichtvater an und stirbt so, wie er gelebt.

§ 36. Die lyrische Poesie.

1) Wir sprechen zuerst von der weltlichen Lyrik, und zwar von der höfischen (Kunstlyrik). Der Minnegesang, im Absterben begriffen, erlosch endlich ganz. Allerdings bemühten sich einige adelige Sänger, denen sich sogar einzelne Bürgerliche (wie Michael Beheim, Suchensinn 2c.) anschlossen, die erlöschenden Lebensgeister des Minnegesanges noch einmal zu neuem Leben zu wecken, aber vergebens. Besonders thaten sich hervor: Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz (1357—1423), und der Tyroler Oswald von Wolkenstein (geb. 1367, gest. 1445). Beider Leben war ein bewegtes, merkwürdiges; beide begleiteten den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt nach Palästina und hatten dabei manche Abenteuer. Der Zweite war auch einige Zeit kaiserlicher Gesandter und Begleiter und kam so nach England, Frankreich, Spanien, zog auch mit gegen die Hussiten (1419), verlebte aber die übrige Zeit, der Muse dienend, auf Burg Hauenstein, wo er starb. Freilich der lyrische Meistergesang, welcher ja stets kunstmäßig gedichtet wurde und durchaus als Kunstpoesie gelten wollte, ertönte allenthalben und verbreitete sich immer mehr. Das Gelingen blieb aber weit hinter dem Streben zurück.

2) Und so waren es denn in dieser Periode fast einzig und allein die Volkspoeten, die sich als Lyriker den Dichterkranz verdienten. Ja, das lyrische Volkslied war, wie oben schon gesagt, reich und glänzend vertreten. Fragen wir aber nach den Namen der besten Volkslyriker, so verstummt die Geschichte. Kaum einen nennt sie uns.

3) Unter den höfischen Sängern der Gottesminne (geistliche Kunstlyrik) nimmt entschieden den ersten Rang ein: Heinrich von Laufenburg (geb.? zu Laufenburg a. Rh.; Priester, später Domdekan zu Freiburg i. Br.; 1445 zog er sich in das Johanniterkloster zu Straßburg zurück, wo er starb). „Er ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im 15. Jahrhundert, und er ist eben deßwegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenliedes gewesen“ (Kurz). Er hat viele Lieder den lateinischen Hymnen nachgebildet, auch manchmal Deutsch und Latein untereinander mischend gedichtet. Unter seinen rein deutschen Gedichten sind weitaus die meisten dem Preise der heiligen Jungfrau gewidmet. Und wie er überhaupt als geistlicher Lyriker ein Vorläufer der nächsten Periode (wo das Kirchenlied so überaus aufblühte) war, so insbesondere auch dadurch, daß er schon weltliche Gesänge und vorzüglich bekannte Volkslieder geistlich umdichtete. Eben die so entstandenen Lieder sind nun aber unstreitig viel schöner als alle andern; die Krone derselben ist das so tief gefühlte Lied „Heimweh“, welches Uhland wegen seines ächten Volks-

tones für ein viel älteres Lied hielt. Auch Oswald von Wolkenstein dichtete geistliche Gesänge, mitunter nach lateinischen Hymnen. Ebenso sei Bruder Hans genannt, wegen seiner Marienlieder, die er in niederrheinischer Mundart abfaßte, und deren zweitem Theil ein recht zartes „Marienleben" beigegeben ist. Das Manuscript wurde erst vor Kurzem aufgefunden. Die kunstmäßige geistliche Lyrik war allerdings ein Hauptartikel in den Meisterschulen; aber erst in der nächsten Periode leisteten sie darin etwas Besseres.

Zwei Lieder von H. v. Laufenburg.

Heimweh.

1. Ich wölt, daz ich daheime wer,
und aller welte trost enber.

2. Ich mein deheim im himelrich,
do ich Got schowet ewenclich.

3. Woluf, min sel, und riht dich dar!
do wartet din der engel schar.

4. Won alle welt ist dir ze clein,
du kumest denne wider hein.

5. Dohein ist leben one tot
und gangi fröiden alle not.

6. Do ist gesuntheit one we
und wäret hüt und iemer me.

7. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdriessen nüt.

8. Woluf, min Herz und all min muot,
und suoch daz guot ob allem guot!

9. Waz daz nüt ist, das schez gar clein
und jomer allzit wider hein.

10. Du hast doch hie kein bleiben nüt,
es si morn oder es si hüt.

11. Sid es denn anders nüt mag sin,
so vlüch der welte valschen schin!

12. Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!

13. Alde welt! Got gesegen dich:
ich var dahin gen himelrich!

An meine Seele.

1. Ach döhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell enbrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.

2. Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und eren,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Got dich keren.

3. Die welt gat in der sünden naht
und irret in den sinnen:
ach edle sele, daz betraht
und ker din herz von hinnen.

4. Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden,
und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.

5. Got fuert dich zuo der rehten hand
us diser Welt ellende,
und setzt dich in daz vaterland,
do fröud het niemer ende.

6. Do blibst du dag und ouch die naht,
mit Gotes minn umbvangen,
was herzen fröuden ie erdaht,
die hest on als belangen.

7. Stand uf, stand uf, du sele min
ker dich ze Gotes muoter,
und bit die edle künigin,
daß si dich hab in huote.

8. Sprich willkom, edli künigin,
die Gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9. Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit:
nun sich ichs mit den ougen.

10. Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen:
ach, durch die edle muoter din,
enphah mich in din armen!

4) Geistliche Volkslieder, sagten wir oben, könnte man die Gesänge nennen, wie sie in dieser Periode vom Volke bei kirchlichen Anlässen, sei es in oder außer der Kirche, gesungen wurden. Zwar waren in dieser, wie auch noch in der nächsten Periode, weitaus die meisten Kirchenlieder lateinisch, insbesondere die Meßgesänge, und das Volk, das in ihr Verständniß eingeführt war, hing sehr an ihnen[1]; aber es wäre ein großer Irrthum, mit einem sonst berühmten Forscher zu meinen, „daß erst mit der Reformation das deutsche Kirchenlied aufkam" (Wackernagel). Schon Melanchthon belehrt uns in der Apologie: „Dieser Gebrauch ist allzeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen worden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen. Darum ist's so neu nicht." Die ältesten deutschen Kirchenlieder nannte man Leisen, weil das Volk die einzelnen Strophen gern mit Kyrioleis beschloß. Wie sehr einzelne Lieder in das Volk drangen, zeigt der Bericht, daß vor der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) das deutsche Heer Rudolfs die Worte erschallen ließ: „Maria muoter unde meit, al unsre not si dir gekleit."

5) So stammt das berühmte Osterlied sammt Melodie aus dem 12. Jahrhundert:

Christus ist erstanden
von des Todes Banden;
des sollen wir alle fro sein,
got wil unser trost sein.
Kyrieleison.

Ebenso das noch heute bekannte Pfingstlied, von dem Berthold († 1272) in einer Predigt sagt: „Wänt ihr, herschaft, daz der kyrleise durch gestüppe[2] erdaht sie, der da sprichet:

Nu bitten wir den heiligen Geist
umbe den rechten Glauben allermeist,
daz er uns behüete an unserm ende,
so wir heim suln varn uz diesem ellende. Kyrieleis.

Es ist gar ein nüzz sanc, ir sult es immer bester gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andacht und mit innigem herzen hin ze gote singen

[1] Noch jetzt hängt in manchen Gegenden, z. B. im Elsaß, Münsterland, das katholische Volk viel mehr an den lateinischen Gesängen, als an den deutschen.

[2] Um des Staubes willen = für nichts, vergeblich.

unde ruefen. Es was gar ein guot funt, und er was ein wiser man, der daz selbe liet von erste vant."

Ein ebenso altes Weihnachtslied beginnt: „Er ist gewaltic unde stark, der ze winacht geboren wart". Besonders gern jubelte das Volk ein Weihnachtslied mit Mischversen: „In dulci jubilo, nu singet und seid fro" (s. S. 109), welches sicher aus dem 13. Jahrhundert kommt. Zur Fastenzeit ward schon sehr früh das berühmte lateinische Lied „Media vita" auch deutsch gesungen:

Media vita in morte sumus,
Quem quaerimus adiutorem,
Nisi te Domine,
Qui pro peccatis nostris
Juste irasceris?
Sancte Deus,
Sancte fortis,
Sancte et misericors salvator,
Amarae morti ne tradas nos!

In Mittel unsers Lebens Zeit
Vom Tod seind wir umbfangen.
Wen suchen wir, der uns Hülfe geit,
Von dem wir Huld erlangen,
Dann dich Herre alleine,
Der umb unser Missethat
Rechtlichen zürnen thust?
Heiliger Herre Got,
Heiliger starker Got,
Heiliger und barmherziger Heilmacher Got,
Laß uns nit Gewalt tun des bitteren Todes not.

Dem 14. Jahrhundert gehört das berühmte Tauler'sche Weihnachtslied und das Osterlied („es gingen dri Fräulin") an, von welchen hier das erstere abgedruckt ist.

1. Uns komt ein Schif gevaren,
Es bringt ein schönen Last,
Dar uf vil Engel-Scharen,
Und hat ein großen Mast.

2. Das Schif komt uns geladen,
Got Vater hat's gesant,
Es bringt uns großen Staden[1],
Jesum, unsern Heilant.

3. Das Schif komt uns geflossen,
Das Schiflein get am Lant,
Hat Himel ufgeschlossen,
Den Sun herus gesant.

4. Maria hat geboren
Us irem Fleisch und Bluot
Das Kindlein userkoren,
War Mensch und waren Got.

5. Es ligt hie in der Wiegen,
Das liebe Kindelin,
Sin Geist liuht[2] wie ein Spiegel:
Gelobet muost du sin!

6. Maria Gotes Muoter,
Gelobet muost du sin!
Jesus ist unser Bruoder,
Das liebe Kindelin.

7. Möch ich das Kindelin küssen
An sin lieblichen Munt,
Und wär ich krank, für gewisse,
Ich würd davon gesunt!

8. Maria Gotes Muoter,
Dein Lob ist also breit!
Jesus ist unser Bruoder,
Gibt dir groß Würdigkeit. Amen.

6) Besonders mögen bei Bittgängen, Processionen, Wallfahrten und auf den Kreuzzügen die deutschen Lieder im Schwang gewesen sein. So

[1] Glück, Heil. [2] leuchtet.

war gewiß schon im Jahr 1200 bekannt: „In Gottes Namen varen wir, seiner Gnaden begeren wir.“ Ein anderes Lied für die „Bete varten“ war folgendes:

Nu ist die betevart also her.
Crist reit selber gen Jerusalem;

Er füerte ein criuce in siner hant.
nu helfe uns der heilant!

Nu ist die betevart also guot.
hilf uns, herre, durch din heilges bluot,

Das du an dem criuce vergossen hest
und uns in dem ellende gelossen [1] hest.

Nu ist die strosse also bereit,
diu uns zuo unser frowen treit [2],

In unser lieben frowen lant.
nu helfe uns der heilant!

Wir sullent die buosse an uns nemen,
das wir gotte deste bas gezemen [3].

Aldort in sins vatter rich.
des bitten wir dick alle glich.

So bitten wir den heilgen Crist,
der aller welte gewaltig ist.

§ 37. Didaktische Poesie.

1) Sehr viele Lehrgedichte besitzt diese Zeit; doch sind es meistens Sprüche. Die Meistersänger lieferten solche — ganze Bücher voll — für alle möglichen Anlässe, Feste u. s. f. Sie waren meistens ernst, theilweise aber auch scherzhaft. Nicht bloß Hochzeits-, Namenstags- 2c. Sprüche gab es, sondern auch die sogenannten Klopfan, Räthselfragen, Weinsegen, Jägerschreie, Weingrüße, Waidsprüche u. s. f. Die Klopfan waren Glückwünsche auf Neujahr, die an der Thüre der Beglückwünschten gesprochen wurden. Sie waren meist wohlwollend, hie und da auch derb. Die Weingrüße und Weinsegen flossen aus dem Munde des Trinkers. Mit jenen begrüßte er den nun zu schlürfenden Rebensaft, mit diesen „gesegnete“ er den Trunk. Die Jägerschreie und Waidsprüche waren natürlich im Munde des Jägers. Daß auch die eigentlichen Sprüchwörter vermehrt wurden, läßt sich denken („die Nürnberger henken keinen, bevor sie ihn haben“). Von den Räthselfragen kursiren heute noch viele, z. B.: „Wo ist eine Straße ohne Staub, ein Baum ohne Laub?“ Manche gute Aufschriften kamen damals an Häuser und Geräthe, z. B.: „Dieß Haus ist mein und doch nicht mein, der vor mir war, war auch nicht sein, der ging hinaus und ich hinein; nach meinem Tod wird's auch so sein.“ Oder eine andere: „Wir bauen hier so feste, und sind doch fremde Gäste, und wo wir sollen ewig sein, da bauen wir uns so wenig ein.“

---

[1] gelöset, erlöset. [2] trägt, bringt, führet. [3] geziemen, gefallen.

Weingruß.

Nu grüs dich got, du liber landtsman:
kein'n bessern gesellen ich nie gewan
und den ich liber wölt bei mir wissen.
wenn ich des morgens han angebissen
und ich dich han in einem glas,
so dinstu mir zu tisch vil bas
denn all truchsessen die da leben.
got behüt den stock und auch die reben
davon du heur gewachßen bist;
got füg dir stecken bandt und mist,
sunnen regen und auch ein'n man,
der dich wol schneidten und hawen kan,
das du biß jar mügst wider geraten.
die großen weck und feißte braten,
wenn ihr all drey bei einander seidt,
so komt ir mir vil baß die zeit
dann harpfen geigen tantzen und badten.
darumb wil ich dich zu gaste laden:
kom spat oder fru, du wirst eingelassen;
nit langk an dem thor soltu passen.

Weinsegen.

„Nu gesegne dich Gott, du lieber Eidgesell!
Mit Lieb und Treue ich nach dir stell.
Du bist meiner Zunge eine süße Naschung
Und meiner Kehle eine reine Waschung;
Du bist meinem Herzen ein edles Zufließen,
Und meinen Gliedern ein heilsam Begießen,
Und schmeckest mir baß denn alle Brunnen,
Die aus den Felsen je sind gerunnen;
Denn ich die Enten nicht leiden mag.
Nu behüt mich Gott vor St. Urbans Plag (Podagra),
Und beschirm mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib
Und fröhlich heimgeh zu meinem Weib
Und alles das wisse, was sie mich frag!
Nu behüt mich Gott vor Niederlag!“

2) Sehr beliebt waren die Priameln, d. h. Vorläufe, in denen mehrere, scheinbar nicht zusammengehörige Sätze vorauslaufen, zuletzt aber der Hauptsatz folgt, auf den sie sich alle beziehen. Man nannte sie auch Schnepper.

1. Priamel.

In dem haus frohlich und tugentlich,
uff der gassen ersam und zuchtiglich,
in der kirchen diemutiglich und innigklich,
uff dem velt menlich und sinnigklich,
an allen enden fromm und ernveste,
allezeit gotzvorchtig: das ist das beste.

2. Priamel.

Wer einen raben will baden weiß
und darauf legt sein'n ganzen fleiß,
und an der sonne schnee will dörr'n,
und allen wind in ein truchen sperr'n,
und ungelück will tragen feil,
und narr'n will binden an ein seil,
und einen kahlen will beschern,
der thut auch unnütz Arbeit gern.

3. Priamel.

Welcher Mensch da glaubt an Vogelgeschrei,
Das da Sterben bedeute oder Solcherlei

Und Glauben hat an Waffensegen,
Daß sie das Schneiden lassen unterwegen;
Und Glauben hat an verworf'nen Tag,
An welchem Gott alles Glück versag;
Und glaubt, daß Segen heilsam sind
Für Geschwulst und für den Grind;
Und an's Schuhwerfen über's Haupt;
Wer an solche Zaubereien glaubt
Und es in der letzten Beicht nicht gestand:
Den weis't man am jüngsten Tag zu der linken Hand
Tief in den verfluchten höllischen Grund. —
Dafür ist Beicht' und Buß' gar gesund.

3) Das größte Lehrgedicht jener Zeit ist „Das Narrenschiff", welches Sebastian Brandt (1458—1521) in seiner Vaterstadt Straßburg im Jahre 1494 vom Stapel laufen ließ. Der Verfasser genoß in hohem Grade das Vertrauen der Mitwelt, nicht bloß seiner Mitbürger, sondern auch des Kaisers. So war er denn auch von beiden Seiten mit Amt und Würde betraut, war Syndikus und Kanzler von Straßburg und nebenbei kaiserlicher Kammerrichter und Pfalzgraf. Er war einer der wenigen Humanisten[1], die unverbrüchlich treu zur Kirche hielten. Wir übergehen hier seine sehr gediegenen wissenschaftlichen Werke und besprechen bloß seine satirische Dichtung „Das Narrenschiff", dessen Inhalt folgender ist:

Der Narren sind so viel in der Welt, daß, um sie nach Narragonien zu bringen, Karren und Wagen nicht ausreichen. So rüstet denn Brandt ein großes Schiff aus und besteigt es selbst als erster Passagier, nämlich als Büchernarr, „der unnütz viel Bücher hat und eitel wenig darin liest". Das Laufen und Rennen nach dem Schiffe ist nun so groß, daß es 111 Sorten von Narrenpassagieren zählt. Bei einer Musterung derselben fallen uns die Geiznarren, die Putznarren, die Neufundnarren (Modenarren), die Buhl- und Saufnarren, die Schwatznarren, die Sorgnarren, „die sich kümmern, ob die Gänse barfuß gehen", die Verzugnarren, „die singen cras, cras der Raben Gesang und wissen nicht, ob sie leben so lang", die Ruhmnarren u. s. w. auf. Auch die bösen Weiber fehlen nicht, unter denen „die klagt, die klappert, diese leugt, diese richt Alles aus, das steubt und fleugt". Ebenso sind die Studenten stellvertreten — „sie sollen studiren, doch gehn sie lieber bubeliren, so ist das Geld gelegt wohl an; Studentenkapp muß Schellen han". Auch „wundert er sich gar nicht daran, daß Narren närrische Kinder han", und meint damit die thörichten Eltern mit Affenliebe und schlechter Kindererziehung. Kurz, als Narren finden wir Jeden eingeschifft, der seine Pflicht gar nicht oder nur theilweise thut. Nachdem nun Alle eingepackt und mit Narrenkappen versehen sind, so wird der Anker gelichtet zur Fahrt nach Schlauraffenland und dann weiter gen Montefiascone und gen Narragon; doch auf Kompaß und Stundenglas achten die Narren nicht, zu ihrem eigenen Verderben.

---

[1] Humanisten nannte man Jene, welche das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller als zur Bildung nothwendig anpriesen.

Wir sehen, der Dichter versprach nicht zu viel, wenn er sagte: „Aller Ständ Schand und Laster, üppiges Leben, grobe, narrächte Sitten sollen als in einem Spiegel allhier gesehen und gestraft werden.“ Nicht nur gibt uns Brandt darin ein reiches und treues Bild seiner Zeit, sondern er straft auch die Thorheiten derselben in rechtem Maße und in dem rechten Tone. Er schont sich nicht, während er Andere geißelt, und mildert den Schmerz durch seinen Humor. Darum hatte das Buch auch unglaublichen Erfolg, erlebte Auflage auf Auflage. Die Sprache ist hart (elsäßisch), der Versbau ziemlich verwildert, der Quell des Witzes versiegt auch öfters im Sande der trockenen Belehrung, und „so kann man den poetischen Werth der Dichtung allerdings nur einen sehr mäßigen nennen“ (Vilmar).

4) Auch in dieser Periode lebte noch in den Klöstern die Vorliebe für die Poesie. Dafür geben Zeugniß die glücklicherweise nicht verloren gegangenen Sinngedichte der Schwestern von St. Katharina in St. Gallen und in Villingen (bad. Schwarzwald). Für diese gottminnenden Seelen hatte jede Blume auf dem Felde, jeder Fisch im Wasser, jeder Vogel in der Luft eine Stimme, um irgend eine Tugend zu verkünden, und die Berufenen stets an ihr ewiges Ziel und Ende zu mahnen.

Der Distelfink.

Ich bin ein Distelvögelein, mein Gesang ist lieblich und fein!
Geistliche Freud' sollst du im Herzen haben,
Dann wirst du alle Arbeit leichter tragen;
Der süße Jesus ist deine Hülf' in jeder Noth,
Den fröhlichen Dulder minnet Gott.

Das Zaunschlüpflein.

Zaunschlüpflein bin ich genannt, Demuth ist mein Gesang!
Ich lehre das Gemüth niederbiegen
Und zu den Füßen Christi liegen;
Denn der lustbare Born göttlicher Barmherzigkeit
Fließt abwärts in das Thal der Demüthigkeit.

Die Taube.

Ein Täublein ist mein Nam', Sanftmuth mein Gesang!
Ohn' alle Galle will ich leben,
Niemanden mag ich widerstreben;
Die Sanftmuth ist so hold und fein,
Sie lehret dich ein Lehrkind Christi sein.

Die Amsel.

Eine Amsel ist mein Nam', willige Armuth mein Gesang!
Freue dich allzeit, arm zu sein,
Gott legt großen Reichthum darein;

Hast du auch viel Leiden und Arbeit,
Denke dann: dort in der Ewigkeit
Wird mein süßes Ruhekisselein
Das göttliche Herz Jesu sein.

Die Lerche.

Eine Lerche ist mein Nam', andächtig Gebet mein Gesang!
Es will hinauf zum Himmel dringen,
Vor Gottes Thron gar süß erklingen;
Ich lehr' den Herrn zu mir biegen
Und mag nie leer von ihm zurückefliegen,
Und was mein Gesang von ihm begehrt,
Hat er mir allzeit noch gewährt.

Das Wächteli.

Ein Wächteli bin ich genannt, geistliche Zucht ist mein Gesang!
Wer sich mit mir thut zieren,
Der mag in rechter Weis' psaliren,
Die Engel helfen ihm im Chore singen
Und der Gesang wird in den Himmel dringen;
Dann ist das geistlich Kind den Engeln gleich
Und wird mit ihnen einst singen im Himmelreich.

Das Rebhühnlein.

Ein Rebhühnlein bin ich genannt,
Dem Liebesjünger Johannes gar wohl bekannt!
Er nahm mich auf die gnadenreiche Hand
Und lehrte mich meinen zarten Gesang.
Wer recht Verständigkeit halten will,
Gibt jeder Tugend Maß und rechtes Ziel,
Daß ihr nie werde zu wenig noch zu viel;
Laß meinen Sang dir wohlgefallen,
Dann wirst du in kein Uebermaß verfallen.

Die Wasserstelze.

Ein Wasserstelzlein ist mein Nam',
Die Mäßigkeit ist mein Gesang!
Ich will dich lehren nüchtern sein,
Zuweilen Wasser trinken für den Wein;
Doch sollst du es zu streng nicht machen,
Daß du zuweilen noch magst lachen,
Und geht die Andacht nicht, wie du gedacht,
So denk': aus Wasser hat ja Jesus Wein gemacht.

5) Auch in diesem Zeitabschnitte weisen wir ausnahmsweise noch auf die Schriftsteller hin, deren Werke zwar keine eigentlichen Dichtungen, aber doch durch Sprache und Darstellung poetisch gefärbt sind. Es sind

einmal die Mystiker: Meister Eckhardt (gest. 1326) zu Köln, ein großartiger Geist, der ein mächtiger Magnet für die jungen Gottesgelehrten war, der sich an die erhabensten Geheimnisse wagte und, um seine tiefen Gedanken auszudrücken, in die Tiefen des deutschen Sprachschatzes griff; und sein vielgeprüfter Schüler Heinrich Suso (geb. 1300, sehr wahrscheinlich zu Ueberlingen am Bodensee; gest. 1365 als Prior des Dominikanerklosters in Ulm), „dessen Schriften fast vor allen andern eine tiefe, zarte Innigkeit, eine treue, fromme und heitere Gottesliebe athmen und deren Stil mit zu dem Wohlklingendsten, Geschmeidigsten und Gebildetsten gehört, was die ganze Periode aufweisen kann" (Vilmar). Und dann nennen wir noch zwei gefeierte Prediger: Johannes Tauler (ein Dominikaner, gest. 1361) und Johannes Geiler von Keisersberg (gest. 1510), welche beide die Kanzel von Straßburg beherrschten und sich darum gleich hohen und verdienten Ruhm erwarben. Tauler war in seinen Predigten mehr ernst, mehr mystisch-tief, während Geiler seine lebhafte Phantasie und seinen reichen Witz gern auf der Kanzel wirken ließ.

Das berühmteste Werk Taulers ist seine „Nachfolge des armen Lebens Jesu", für das Volk geschrieben; das bekannteste von Geiler ist sein „Narrenschiff", eine Sammlung von 150 Predigten, die Geiler an Brandts „Narrenschiff" anknüpfend unter großem Beifall hielt; denn er stand mit Brandt auf vertrautestem Fuße. Die 111 Narrenschwärme theilt er wieder in besondere Arten mit ihren besonderen Schellen. Das Seitenstück zu diesem „Narrenschiff" ist sein „Schiff des Heils", welches Geiler ein Jahr später ausrüstete.

§ 38. Die dramatische Poesie in ihrer Kindheit.

1) Das deutsche Drama (wenigstens das ernste) wurzelt durchaus in der Religion, wie überhaupt das Drama zuerst auf religiösem Grund und Boden gewachsen ist. Schon im Mittelalter finden wir die sogenannten Mysterien, das sind geistliche Schauspiele, im christlichen Abendlande weit verbreitet. In Italien, Frankreich und selbst England waren sie schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert stehend; in Deutschland hingegen scheinen sie erst im vierzehnten Jahrhundert allgemeinere Verbreitung gefunden zu haben. Sie wurden aber bei uns so beliebt, so volksmäßig, wie das alte Epos. Selbst auf Dörfern wurden sie gespielt. Viele wurden so sehr Nationalgut, daß man vom Aufschreiben derselben Umgang nehmen und sie mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefern konnte.

2) Diese Mysterien hatten den Zweck, die Geheimnisse der Religion dem Volke auf die angenehmste und ergreifendste Weise einzuprägen, es dadurch zu erbauen, zu rühren, zu bekehren und ihm die Religion, Kirchen und Gottesdienst recht lieb zu machen. Daraus ergibt sich von

selbst, was Alles man aufführte. Das Leben Jesu lag natürlich zunächst. Und so gab es denn Passionsspiele, Osterspiele, Dreikönigsspiele &c. Bald wurde auch das Leben Maria's, besonders die Marienklage, dargestellt, die Bekehrung Magdalena's, Pauli &c., das Martyrerthum berühmter Heiligen und überhaupt biblische Geschichte.

3) Die Sprache der ältesten Mysterien ist durchweg Latein. Der Text schließt sich streng an die Bibel, oder die Liturgie, oder die Kirchenväter an. Später wurden einzelne erklärende Strophen in Deutsch (in der Landessprache) eingefügt. Bisweilen wurden nach den lateinischen Strophen gleich die verdeutschenden gesprochen. Das Deutsche gewann immer mehr die Oberhand, und zuletzt gab es ganz deutsche Spiele. Einzelne Stellen (besonders die lateinischen) oder auch die ganzen Spiele wurden gesungen, so zwar, daß Soli, Duetten, Terzetten, Chöre vorkamen. Manchmal ging selbst eine Art Ouverture dem Spiele voraus. Das älteste deutsche Passionsspiel, von dem wir wenigstens Fragmente (die in Aarau liegen) haben, reicht bis zum zwölften Jahrhundert hin. Die älteste deutsche Marienklage, die von poetischem Werthe ist, fand sich im Kloster Lichtenthal vor. Ihre Abfassung fällt in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Das umfangreichste (über 4000 Verse umfassende) deutsche Passionsspiel stammt aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Manuscript (nicht ganz vollständig) gehört der F. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen an, enthält die Melodien und die hinsichtlich der Bühne und Aufführung sehr lehrreiche Scenerie. Aus dem sechzehnten Jahrhundert liegen ihr noch andere interessante Zettel und Notizen, selbst eine rohe Bühnenzeichnung vor.

4) In der ersten Zeit wurden diese Spiele, wo nur immer thunlich, in den Kirchen aufgeführt. Reichte der Platz nicht, so schlug man die Bühne in den Kirchhöfen (die um die Kirche herum lagen), oder in den Klosterhöfen, oder auch an andern öffentlichen Plätzen auf, wo dann freilich das Wetter dem Spiel manchmal zu früh ein Ende machte, um so mehr, da sie oft ganze Tage dauerten, ja mehrere Tage (Tagwerke [1]). Das war nun aber keine Bühne der heutigen Zeit, sondern ein nothdürftiges Brettergerüste, bald mehr in die Breite, bald mehr in die Höhe gebaut. Wenn z. B. Himmel, Hölle und Erde vorkamen, bestand sie aus drei Stockwerken. Die darstellenden Personen waren nur Männer und Knaben (Chorknaben und Klosterschüler). Die letzteren spielten die weiblichen und Engel-Rollen. Die Männer waren lange Zeit nur

---

[1] Das letztgenannte Passionsspiel z. B. umfaßte zwei Tage. Am ersten Tag spielten sechs, am andern Tag acht Handlungen. Jene sechs Handlungen begriffen in sich 38 Auftritte, die acht anderen 48 Auftritte.

Geistliche oder Ordensleute; später, wo das Personal immer zahlreicher wurde, Hunderte (2—300) umfaßte, spielten auch erwachsene Laien mit. Wichtig war der Ausrufer (Herold), welcher ein lebendiger Theaterzettel und (?) zugleich Souffleur war. Costüm kam theilweise schon im zwölften Jahrhundert auf. Christus erschien alsdann in Priesterkleidung 2c., die Teufel in Thierfellen mit Hörnern und Schwänzen. Die übrigen Personen hatten die Trachten des Mittelalters. — Die sonstigen äußern theatralischen Mittel waren sehr ärmlich. Von Decoration, Maschinerie war natürlich kaum die Rede. Eine Höllenfahrt von damals würde heutzutage viel Gelächter erregen.

5) Die Zwischenspiele wurden immer beliebter, aber auch immer weltlicher. Da traten nach und nach allegorische Personen auf, z. B. der Frühling, der Sommer 2c., Feld und Wald, die Seelenkräfte 2c. Allgemach drängte sich auch der deutsche Humor bei, der sich seit alter Zeit in Gestalt der Gaukler, Possenreißer und Tänzer (joculatores, mimi, histriones) unter dem Volke herumtrieb. Er war zu sehr deutsch und beliebt, als daß er es nicht hätte wagen dürfen. Freilich trat er anfangs nur schüchtern und gemäßigt auf, vielleicht zuerst nur, wenn die Spiele außerhalb der Kirche gegeben wurden. Späterhin machte er aber auch seine Sprünge in der Kirche, wie er ja auch an manchen Tagen sogar auf der Kanzel auftauchte, um die lustigen Ostermärlein zu erzählen.

So erscheint denn, um zum Lachen zu reizen, in den Mysterien entweder ein Diener des Herodes, der sich die Freiheit eines Hofnarren herausnimmt und in Herodes den menschlichen Hochmuth verspottet; oder es ist der Judas, der mit den Priestern handelt und mit falschen Silberlingen bezahlt wird; oder es sind die Grabwächter als Ritter costümirt, oder der Salbenhändler mit seinem rothhaarigen Knechte Rubin (Rufin), oder gar der Teufel selbst, dem oft die Ehre zu Theil wird, in besonderem Nachspiel als „dummer Teufel" ausgelacht zu werden. Gewiß waren solche heitere Scenen, da die ernsten Spiele halbe und ganze Tage dauerten, eine Art Bedürfniß, den Kopf und das Herz wieder etwas abzuspannen. Sie konnten sich darum wie Schmarotzerpflanzen an die auf deutschen Boden verpflanzte Palme des geistlichen Dramas anhängen und sie leider überwuchern. Inzwischen aber verwilderten sie zugleich immer mehr.

Der Humor wurde nach und nach frech wie in der Schenke, und immer frecher, bis ihm zuletzt die Kirche die Thüre wies. Da der Unfug aber zu sehr mit den Spielen verwachsen war, so kündigte man seitens der Kirche selbst den Spielen, verbot sogar den Geistlichen, dabei mitzuspielen. Außer der Kirche verfielen sie immer mehr der Weltlichkeit, bis sie endlich ganz und gar ausstarben, von den rein weltlichen Dramen überflügelt. Wie eine Reliquie dieser Mysterien besteht noch das Passionsspiel zu Oberammergau (Ober-Bayern),

welches dort alle zehn Jahre mit staunenerregender Vollkommenheit aufgeführt wird [1].

6) Mittlerweile mögen wohl neben den kirchlichen Spielen die Fastnachtsspiele aufgekommen sein. Die herumziehenden Komiker, deren Erntezeit besonders der Fasching (Maskensprüche) war, mögen wohl ihrer zwei oder drei, dann mehrere zusammen herumgezogen sein und ihre burlesken Stücklein zu dramatischen Possen entwickelt haben. Auch Neujahrsspiele kamen bald auf. Die Meistersänger waren besonders eifrig im Dichten solcher Possen; aber einen Maßstab der Sittlichkeit scheinen sie mit wenigen Ausnahmen hiebei nicht gebraucht zu haben, wie wenn das Faschingsleben nicht unter die Controle Gottes fiele. Hans Folz und Rosenblüt waren die berühmtesten Fastnachtsdichter dieser Zeit.

Bruchstück aus einem Osterspiele des fünfzehnten Jahrhunderts.

Das spil von der besuchunge des grabes und von der uferstendunge gotes.

Nu gen die person und singen.

Almechtiger got, vater der hochste,
Der engel trost der uns erloste
Von großen noten unde troste.

Die ander persone.

Vater, almechtiger got,
Dem die engel sten zu gebot,
Wie sol uns armen nu geschen
Daß wir dich nicht me sullen sehn?

und spricht.

Wir han verlorn
Der uns zu troste wart geborn,
Jesum Christum.
Der reinen junkfrauen (sun).
So er was der werlde hoffenunge.
Owe wie groß ist unser smertze!
Wir haben verlorn Jesum Christ,
Der aller werlde ein troster ist,
Marien son den reinen:
Darum müsse wir beweinen
Swerlichen seinen tot:
Wenn er half uns aus großer not.

Die dritte persone.

Wir sullen gan und trauer han
Da Jesus wart geleit durch unser selikeit
Und salben im die großen wunden sein.
Owe wie groß ist unser herzepein!
Viel lieben swestern beide,
Wie sulle wir uns haben zu unserem leide,
Wenne wir Jesu des süßen
Leider entberen müssen.
Des gehe wir und kaufen salben
Damite wir jn allenthalben
Bestreichen seine wunden
Nu zu disen stunden.

Der kaufmann ruft dem knechte.

Rubein Rubein Rubein!

Rubinus komt gelaufen.

Was welt ir, herre meister mein?

Mercator.

Rubein, es mag wol schiere tagen.
Ich hore jemmerliche klagen
Drei frauen unde singen:
Uns mag noch gar wol gelingen
An dem kaufe den wir da han.
Gehe und heiß sie her gan.

Rubinus.

Herre, welche meinestu?
Sol ich sie alle rufen herzu?

---

[1] Auch in Tirol wird noch an einem Orte (?) ein ähnliches Passionsspiel recht würdig aufgeführt.

Mercator.

Nein, rufe mir die alleine,
Die da an dem wege klagen und weinen.

Rubinus get zu den swestern.

Got grüße euch, ir frauen, zu aller zeit:
Ich sehe wol daß ir betrübet seit;
Was euch auch werre,
Ir holet das seufzen ferre;
Das ist mir leit, das gleubet mir,
Daß ir also betrübet stet allhier.

Die person sagen.

Gut kint, got lone dir:
Wir haben swer gemüte alhier.

Rubinus.

Das besser euch got durch seine güte
Und euch von allem leiden behüte!
Dürft ir nicht hülfe oder trost,
Get zu meinem hern: ir wert erlost.

Die ander persone.

Got ere dich, guter jüngeling;
Daß got gebesser deine ding!
Unser leit ist verborgen,
Wir wellen dir gerne volgen
Nicht lenger welle wir allhie stehn:
Wir wellen gerne mit dir gehn.

Mercator canit.

Ir frauen, nu seit mir willkommen.
Ich hoffe, ich neme euer guten frommen.
Ist hier icht das ir begert,
Des wert ir von mir ganz gewert.
Ich habe die besten salben
Die da allenthalben
In dem lande mag gesein,
In Ysmodia und in Neptaleim.
Summer mein korp und mein stap,
Die brachte ich von Arab;
Summer mein schones weib Anthonie,
Die brachte ich von Babylonie;
So musse euch die wol gedein:
Wenne ich brachte sie von Alexandrein.

Die dritte persone.

Gut man, ich habe in meinen henden
Drei gute guldene besanden:
Gip uns darumme deine masse,
Daß dich got leben lasse.

Mercator.

Ir frauen, ir keuft ane schelten:
Euer gelt wil ich euch abe gelten,
Nemet dise buchse darumme:
Wenne sie ist besser wenne ander funfe;
Und nemet die buchse dabei:
Die ist besser wenn ander drei;
Auch nemet die darzu;
Sie ist besser wenne ander zwu.

Tercia Persona.

Nu sage uns, guter man:
Sulle wir mit diser salbe gan?

Mercator.

Ja frau, were ich rot golt,
Ir soltet sie tragen wohin ir wollt.

Die erztin zornig spricht.

Ir frauen, lat die büchsen stan:
Ir sullet sie nicht von danne tran:
Sie kost mich alzu teuer;
Ich machte sie nechten bei dem feuer;
Und get gar engelich von meinem kram,
Oder ich wil euch mit eime knuttel slan.

Der kramer spricht zu ir.

Wie, ir rechte übel haut!
Wie tort ir immer werden laut
Daß ir strafet mein verkeufen?
Darum muß ich euch slan und reufen.

Mercatrix.

Ich sweige noch nicht so schiere.
Wenn du kommest von dem biere
So bistu trunken sam ein swein:
Daß es dir nummer müsse gedein!

Mercator.

Ach du altes redefaß,
Ich bin dir nie worden gehaß:
Ich wil dich nu slan umb den kop
Daß du wirst werden top;
Nu sehe dir eines uf den rucke
Zu deinem großen ungelucke.

Mercatrix.

Ach ach ach leider!
Sein das die neuen kleider
Die du mir zu den ostern hast gesant?
Daß du mußt werden gebrant!

Got gebe dir das korfel in den magen
Daß du das jar nicht mußt überleben!
Werstu zu Wiene nicht entgangen,
Man hette dich an den galgen gehangen,
Du hast auch einen roten bart
Und bist ein mudig von der art.

Mercator.

Fraue, liebe fraue mein,
Daß ir immer selig müst sein!
Vergib mir daß ich dich habe geslagen
Gar hertlich an deinen kragen.
Da machst deine klage gar manchfalt:
Daran tustu mir gewalt;
Und hast ein wunderlich geberde,
Und wilt mich bringen unter die erde.

Mercatrix.

Nein, ich vergebe dir nicht dise slege,
Ich sehe (dich) denne in ein grab legen.

Mercator spricht zu Rubein.

Wol hin mit den pulvern:
Ich kan allhie nicht me bleiben.
Hebe uf korb und stab,
Und laufe wir gein Arab,
Und mache wir uns aus dem lande:
Anders wir mochten werden zu schanden.

Rubinus dicit.

Herre, ich lege ein alzuhant
Und laufe mit euch in frembe lant.

Die dritte persone.

Swestern, wir sullen hie nicht länger stan,
Wir sullen zu dem grabe gan:
Wenne ich habe ein alt sprichwort
Gar dicke und ofte gehort,
Daß man die treue lobet allermeist
Die man nach dem tode leist.
Darumme, lieben swestern mein,
Was uns liep das leben sein,
Das tu wir nach dem tode schein.
Zu dem grabe wolle wir eilen,
Ob wir finden Jesum Christ
Der uns je der liebeste ist,
Und alle seine wunden groß
Die er empfangen hatte bloß,
Bestreichen allenthalben
Mit diser teuern salben.

Persone sil. euntes ad sepulcrum canunt.

Wer hilft uns welzen abe
Den stein von dem grabe
Der dar uf gelegit ist,
Daß wir unserem Herren Jesu Christ
Salben seine wunden?
Die sten noch jm unverbunden.

Die engel antworten.

Wen sucht ir, frauen gut,
Mit so traurigem mut,
Also frü vor tage
Mit so jemmerlicher klage?

Die ander persone.

Gutes kint, das sage wir dir:
Jesum von Nazareth suche wir,
Den wir hatten vor einen waren got
Und taten gerne seine gebot.

Die engel singen.

Er ist nicht hie, den ir sucht:
Sunder get, ob irs gerucht,
Und saget seinen jungern
Und Petro besunder
Daß er ist erstanden
Und gein Galilea gegangen.

Die dritte persone.

Weist uns, vil stolzen jungelinge,
Die stat da er hat gelegen inne.
Get her und schauet die stat
Da Jesus inne gelegen hat.
Hie ist nicht me denne ein tuchelein
Da Jesus was gewunden ein.

Die personen alle singen.

Owe, wir armen Swestern waren kommen
mit leide zu unsers hern grabe:
Der stein was abe,
Die Engel sageten uns mere
Wie Christus erstanden were.

Die ander persone.

So wir zu dem grabe quamen,
Der engel stimme wir vernamen:
Sie sageten uns liebe mere,
Daß Jesus erstanden were
Von dem tode wol gesunt
Und hez zubrochen der hellen grunt.

Der erste engel.

Vil liben frauen, wir sagen euch vor war,
Daß Jesus alhie hat gelegen zwar:
Sunder er ist nu erstanden
Und vorbas gegangen.
Darumb (wollet) ir jn han,
So suchet jn zu Glilean.

Die dritte persone geseinende.

Gott geseine euch, lieben swestern mein:
Seht, noch heute komt mir swere pein:
Ich mag weder gerasten noch gerun
Bis ich meinen herren finde nu;
Ich wil auch meine hende winden
Bis ich meinen herren vinde.

Die erste persone.

Jesu, du bist der milde trost
Der uns von sünden hat erlost,
Von sünden und von sorgen
Den abent und den morgen.

Die ander persone.

Er hat dem teufel angesiget,
Der noch vil feste gebunden liget;
Er hat vil manche sele erlost:
O Jesu, du bist der werlte trost.

Die dritte persone.

Nu schauet alle dise stat
Da Jesus inne gelegen hat.
Ich habe das tuch in meiner hant
Das jm seine mutter umbbant.
Ich bin genant Maria von Magdala:
Ich werde nimmer fro;
Trauren mag mich nicht vorgan,
Ich sehe ja denne mit den augen an.
Der mir meine sunde vergap,
Der wart geleget in ein grap:
Des muß ich aber klagen mer
Und großen meines herzen swer.
Owe der mere!
Owe der jemmerlichen klage!
Das grap ist lere:
Owe meiner tage!
Wo ist nu hin mein trost,
Der mich von sünden hat erlost?
Der mir die sünde vergap,
Den sach ich legen in ein grap.

Tercia persona.

Ich quam gegangen salben
Den herren in em grap allenthalben:
Da vant ich das grap wan,
Und da erkante ich an
Daß er was erstanden
Von des todes banden.

Silete canitur.

Der stein ist abe,
Des meret sich mein ungemach,
Von unsers herren grabe,
Also mir der engel sprach.
Ich suchte den engel nicht:
Ja suchte ich Jesum, der engel licht.
Ich sterbe durch das licht:
Vil süßer got, nu tröste mich!

Tercia persona dicit.

Der stein ist werlich geleget von der stat
Darinne unser herre gelegen hat;
Mit rittern was das grap besatzet wol:
Nu weiß ich nicht wo ich jn suchen sol.

Fünfte Periode.

Verwilderung der deutschen Poesie: Von 1500 bis 1618.

(Uebergangsperiode.)

---

§ 39. Gute und schädliche Einflüsse.

In der deutschen Literatur war keine Periode so sehr eine Zeit des Kampfes und der Gährung (namentlich des Kampfes auf geistigem Gebiete und der Gährung im deutschen Geistesleben), wie die nun zu besprechende. Diese Vorgänge geistiger Art waren natürlich von großem Einflusse auf die gesammte Literatur (welche ja die Erzeugnisse des Geistes umfaßt und somit das geistige Leben einer Nation abspiegelt), insbesondere auch auf die Poesie, sei es zum Heile oder zum Schaden derselben. Wir wollen deßhalb jene Vorgänge etwas eingehender betrachten, zugleich aber auch sonstige Umstände, die mit der ferneren Entwicklung der deutschen Poesie in Beziehung standen, in den Kreis dieser allgemeinen Erwägung ziehen.

2) Vor Allem kömmt die Reformation, diese tief eingreifende religiöse Scheidung der Geister, in Betracht. Sie war von mehrfacher Einwirkung auf die deutsche Poesie: Wie zwei große Kriegsheere standen sich in Folge derselben die Anhänger der alten Kirche und die der Reformation einander gegenüber. Bis in's Tiefste waren die Gemüther aufgeregt, und höchst erbittert stritt man mit Wort und Schrift. Deutschland glich einem vom Sturme gepeitschten, mit schäumenden Wellen bedeckten Meere. So wenig aber dieses uns ein ruhiges Bild von der Sonne zuspiegelt, so wenig ist ein geistig aufgeregtes Volk, wie es damals das deutsche war, in der Verfassung, eine Poesie voll Anmuth und Adel zu erzeugen. — Aber nicht genug, daß die dichtenden Geister vor lauter Kampf und Erregung jene zum künstlerischen Schaffen so nothwendige Seelenruhe (Harmonie) verloren; es machte sich auch der Religionshaß — die Leidenschaft jener Zeit — in Wort und Schrift Luft, so daß die Schreibart der Grobheit und Schmähung allent-

halben in Mode kam. Wurde so die Schreibart überhaupt verderbt, so kam noch dazu: daß die Poesie, die doch dem Zank und Streit fern bleiben sollte, selbst in den Kampf hereingezogen wurde, daß insbesondere die satirische Poesie als Magd den erbitterten Parteien dienen mußte. Wie arg da die Poesie mißbraucht, ja entehrt wurde, läßt sich leicht denken. — Ferner wurde in Folge der Reformation auch die Stellung der deutschen Poesie zur Kirche wesentlich verändert. Bis daher umschlang das Band des einen Glaubens die deutschen Sänger; sie schaarten sich um eine und dieselbe Fahne kirchlichen Bekenntnisses. Was der Eine als heilig, als religiöse Wahrheit besang, dafür griff auch der Andere in seine Harfe. Nun aber rief die Kirchenspaltung auch eine Scheidung im Lager der deutschen Dichter hervor. So Manches, was die Einen als einen sehr würdigen und erhabenen Dichtungsstoff erkannten; was sie als himmlisch, als ewig wahr besangen: das erschien den Andern als Aberglauben und Wahn, oder als Irrthum und Frevel. So gab es denn jetzt und für alle kommenden Perioden Dichter verschiedener Bekenntnisse, insbesondere katholische und protestantische Dichter [1]. Immerhin aber schwebte doch für jetzt noch über den verschiedenen Lagern der Katholiken und der Protestanten das eine Panier des dreieinigen Gottes, des Gottmenschen und überhaupt des Christenthums. Es stimmten sohin die Harfen der deutschen Sänger doch noch zusammen in der Hymne auf den Dreieinen, auf den Gekreuzigten, im Preis- und Dankliede auf die Erlösungsthat und auf die Kraft des Christenthums [2]. — Auch das ist noch zu erwähnen, daß man in dem Getöse und Lärm des Streites der großen Vorbilder im Dichten, der ewig schönen Epen und Lieder des Mittelalters allmählich ganz vergaß, seitens der Protestanten auch schon deßhalb, weil jene an das als „Zeit der Finsterniß" gescheute Mittelalter mahnten. So verstaubten denn die Originale aus der Blüthezeit, an denen die Dichter hätten ihre Verirrung erkennen, Sitte und feines Wesen hätten lernen können.

3) Ein anderes geistiges Ferment, das in dieser Periode erst recht zu wirken begann, war der immer mehr zur Herrschaft kommende Humanismus [3]. Darunter verstand man jene Methode, wornach man

---

[1] Um die Confession der einzelnen Dichter der Neuzeit in kürzester Weise bemerklich zu machen, wollen wir den katholischen Dichtern, welche die Minderheit bilden, das Zeichen * beisetzen.

[2] Wohl waren gar manche Humanisten (siehe Seite 141) in dieser Periode und schon in der vorigen mit der Offenbarung in Christo zerfallen; allein sie verbargen es entweder oder traten doch nur als „klassische" d. i. als lateinische Religionsspöttler auf.

[3] Das Wiederaufleben oder die Wiedergeburt der altklassischen Sprache, Denkweise und Kunst 2c. führt den Namen Renaissance. Diese ging von Italien aus,

sich durch eifriges, fast ausschließlich betriebenes Studium der alten, besonders der römischen Klassiker die Humanität, d. i. rein menschliche Bildung (Leutseligkeit, Feinheit im Benehmen, Wohlwollen u. a.), aneignen sollte. Zunächst sah dieselbe von speciell kirchlicher oder christlicher Geistes- und Herzensbildung ab, ohne sie aber grundsätzlich auszuschließen. Thatsächlich bestand der Humanismus in nichts Anderem, als in der genauen Kenntniß der beiden Hauptsprachen des Alterthums, des Griechischen und Lateinischen, der Geschichte, der Archäologie der Griechen und Römer, und endlich in der Kunst, sich in beiden alten Sprachen fertig und schön auszudrücken. Dieses Wiederaufleben der altklassischen Studien[1] konnte nun an und für sich von höchst wohlthätigem Einflusse, insbesondere auch für unsere Poesie sein, insofern nämlich, als die alten Klassiker (die römischen[2], und noch mehr die griechischen[3]) wirklich lebensfrische Vorbilder für Kunst und Wissenschaft, und was speciell die Poesie betrifft, ewig gültige Muster des Schönen sind. Es hätten sich nämlich durch dieses (in rechter Weise und in rechtem Maße betriebene) Studium Geschmack und feine Sitte wieder heben können; und solch'

---

und zwar von den dortigen Höfen. Schon im 15. Jahrhundert blühte sie daselbst. Dann hielt sie ihren Umzug durch ganz Europa, beschirmt von den Großen.

[1] Allerdings wurden die lateinischen Klassiker auch nach dem Absterben des römischen Reiches im christlichen Abendlande nie ganz vergessen; aber abgesehen davon, daß im Mittelalter mehr nur die Stubengelehrten, die Klosterleute sich damit befaßten, so herrschte bei deren Lektüre meist nur das sprachliche Interesse vor, d. h. es wollten eben die Leser hauptsächlich Latein lernen. Alles Andere kümmerte sie weniger, so daß ihnen selbst die Kunde von der römischen Geschichte schwand, wie die vielen Geschichtsirrthümer in den alten Reimchroniken deutlich beweisen. Und nun erst wurden die bisher bloß als Sprachmeister Geschätzten auch als Muster der Wissenschaft und Poesie erkannt. Völlig fremd waren aber die Griechen, die Meister der Römer! Homer, die großen griechischen Dramatiker und Geschichtsschreiber waren Jahrhunderte hindurch für das Abendland verschüttete Erzadern, an deren Dasein kaum Jemand noch dachte und die erst wieder auf den Leuchter gestellt wurden, als Konstantinopel den Türken im Jahre 1453 erlegen und die griechischen Gelehrten mit ihren literarischen Schätzen in's Abendland zogen. Eben dieser Umstand trug viel zu dem Aufschwung bei, den der Klassicismus damals nahm, zuerst in Italien und dann weiterhin im übrigen Abendland.

[2] Die Epiker Virgil und Ovid; die Lyriker Horaz, Tibullus, Catull; der Fabeldichter Phädrus; die Satiriker Persius, Juvenal und Martial; die Lustspieldichter Plautus und Terenz; der Philosoph und Redner Cicero; die Geschichtschreiber Cäsar, Cornelius Nepos, Sallust, Livius und Tacitus.

[3] Die Epiker Homer und Theokrit (Idyllendichter); die Lyriker Anakreon, Pindar, Sappho; der Fabeldichter Aesop; die Dramatiker Aeschylus („der Vater der Tragödie"), Sophokles (der größte in der Tragödie), Euripides, Aristophanes (der größte in der Komödie); die Geschichtschreiber Herodot, Thukydides, Xenophon und Plutarch; die Philosophen Plato und Aristoteles; die Redner Demosthenes und Aeschines.

maßlos rohe poetische Producte, wie sie die vorige Periode bot, hätten da fast unmöglich werden müssen: denn wie vielen dichterischen Stoff, wie viele allgemeine dichterische Regeln in Behandlung desselben, in Betreff der Rhythmik und Verskunst konnte man von den Alten holen oder lernen! Und doch brauchte es noch zweihundert Jahre, bis unserer deutschen Poesie solche Frucht aus dem altklassischen Studium erwuchs. Denn die Humanisten — so hießen damals die Beförderer und Lobpreiser dieser Studien — verfielen in das Extrem; sie überschätzten nun die Alten, sie schwärmten in übertriebenster Weise für sie. In Folge dessen geriethen fast alle Humanisten auf zwei Abwege, auf denen der deutschen Poesie nie und nimmer aufgeholfen werden konnte. Sie wurden nämlich ihrer eigenen Muttersprache fremd, fingen an, mit solcher Vorliebe in Latein zu schreiben und zu dichten, daß sie sich zuletzt des Deutschen schämten. Dieß war der eine Abweg; der andere bestand darin, daß sie als Dichter die alte Mythologie in die Poesie einführten, daß sie kaum ein Bild oder eine Vergleichung wagten, wenn solche nicht aus einem Klassiker entlehnt waren oder doch auf antiker Vorstellungsweise beruhten, indem sie wähnten, nur durch diese doch wahrhaft steife und schülerhafte Nachahmung jenen Dichtergenien ebenbürtig und also „klassisch" zu werden.

„Selbst die Dichtungen, die durch mehr Geist und Erfindung oder durch eine schönere Form den wahren Dichter verrathen, tragen wie Dante's Verdammte in Bleimänteln das unbequeme Gewand der Classicität über der Natur" (Menzel). Dieß ging so weit, daß selbst die frommgläubigen geistlichen Sänger aus ihnen in diesem Geleise wandelten. Sie priesen den allgütigen Zeus (Jehova), den Erlöser Apollo und die reinste Nymphe Maria. Um so verderblicher wirkte diese falsche Anschauung, als die vielen mittelmäßigen Köpfe, die Dichterlinge, sich fast ausschließlich an jenes Beiwerk und etwa noch an den Strophen- und Versbau der Alten hielten und darin die vollkommene „Classicität" sahen; während sie gerade das Wesentlich-Poetische, den poetischen Geist jener Dichter nicht einmal herausfühlten, viel weniger in sich aufzunehmen suchten. Stritt man doch ganz ernsthaft in dieser, wie auch in der folgenden Periode darüber, ob Homer oder Virgil den Vorzug verdiene; und gaben doch die meisten (deutschen wie französischen) Humanisten unbedenklich dem „polirten" Virgil den Vorzug. Kein Wunder, daß man fast nur hölzerne, steife, geistesleere Nachahmungen des Antiken zu Markt brachte, in denen auch nicht ein Funke des antiken Dichterfeuers glühte" (Vilm.). Und so sehr gewöhnte man sich in Deutschland an dieses schülerhafte Nachahmen, an diese Unmündigkeit, daß man sich nur sehr allmählich davon losmachen konnte. Selbst als unsere Poeten wieder mit Begeisterung zur Muttersprache zurückgekehrt und nur „deutsche Poeten" sein wollten, liefen sie doch noch lange an diesem Gängelbande.

4) Der Humanismus schadete aber noch in anderer Weise. Denn für eine große Anzahl der Humanisten waren diese alten Klassiker lauter honiggefüllte Blumen, auf die sie dann als literarische Bienen zuflogen, und aus denen sie nicht bloß den wirklichen Honig, sondern alle möglichen

andern Säfte, selbst die gallenbitteren und giftigen, so in sich hineinsogen, als ob auch diese reiner Honig wären. Sie huldigten nämlich nicht bloß dem dichterisch Schönen, sei es dem Stoffe oder der Form nach, sondern dem Geiste überhaupt, der in den Klassikern wehte, ihrer heidnisch-römischen oder griechischen Lebensanschauung, kurz dem heidnisch-klassischen Leben. Sie gaben sich, ohne es vielleicht nur zu merken, als Deutsche und selbst als Christen auf, „sie betrachteten sich als Freigelassene des Christenthums, als Bürger eines altklassischen Staates, als Genossen einer vom Christenthum losgeschälten Gesellschaft" (Lindemann). Gerade aber deßhalb wurden sie Sklaven eines fremden Geistes und unwahr in ihrem ganzen Wesen. Und je mehr es bei ihnen Ton wurde, deutsche Art und deutsches Wesen, deutsches Fühlen und Sprechen, ja selbst deutsche Gläubigkeit hintanzusetzen: desto selbstgefälliger erhoben sie sich über das ungelehrte, gemeine Volk; desto mehr erweiterten sie die schon in voriger Periode sich entwickelnde Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten. In Folge dessen verachteten sie auch des Volkes Sagen und Gesänge, seine politischen und patriotischen Traditionen. Was Wunder also, wenn so ihre Dichtung nicht bloß der Sprache, sondern auch dem Geiste nach undeutsch wurde, wenn sie, weit entfernt, deutsch-national zu sein, bestenfalls eben nur „klassisch" wurde?[1] Von Volkspoesie konnte bei ihnen natürlich ohnehin keine Rede sein, da hiezu ja absolut die Volkssprache angewendet werden mußte.

Diese beiden Vorwürfe sind historisch als nur zu wahre festgestellt. „Die Humanisten," schreibt Menzel, „haben das Mögliche geleistet, um die Blüthe der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der klassischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die unnatürlichste Entfremdung in ausländischer Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutschen Tugend die ganze Frivolität und den Leichtsinn der Renaissance setzten." Schon im 15. Jahrhundert tauchten unter den Humanisten Vorläufer der freisinnigsten Richtung auf. Im 16. Jahrhundert wird deren Zahl schon merklich größer. Gar manche Humanisten jubelten den Reformatoren nur insoweit

---

[1] Deutsch-national nennen wir hier jene Dichtung, welche nicht bloß in deutscher Sprache gefaßt und von deutschem Geiste beseelt ist, somit die Eigenart deutschen Wesens, deutschen Denkens und Fühlens abspiegelt, sondern auch einen deutsch-nationalen Stoff behandelt, d. h. einen Stoff, der aus der politischen oder Kulturgeschichte des deutschen Volkes entnommen ist und natürlich die Dichtung dadurch leichter in Deutschland populär macht. — „Klassisch" nennen wir die Dichtung der Humanisten nur in sofern, als sie dem Geist und der Form nach an die Dichtungen der alten Römer und Griechen (die man Klassiker nennt) erinnert, leider jedoch mehr was die schlimme Seite der letzteren betrifft, als hinsichtlich des wahrhaft Schönen und Mustergültigen. (Vgl. hierüber auch § 58.)

zu, als sie deren Wirken für eine Vorarbeit ansahen, welcher die Vollendung der Aufklärung erst folgen müsse. Sie schauten vergnügt in das von dem kühnen Augustinermönch angefachte Feuer, nicht sowohl, weil sie Reinigung der Kirche Christi davon erwarteten, sondern gänzliche Einäscherung derselben.

5) Ein gewaltiger Gährungsproceß entstand nun auch im Bereich der Sprache und währte bis in die nächste Periode hinein. Luther war es, der als geistiges Ferment sein Bibeldeutsch oder Neuhochdeutsch (vgl. unten) mitten in den lebhaften geistigen Verkehr hineinwarf. Eben dieses von Luther angewandte Deutsch überflügelte nämlich alle anderen Mundarten, kam weit und breit zur Geltung und in Gebrauch, und entwickelte sich sohin zu einer ganz Deutschland umfassenden Schriftsprache. Freilich brauchte es schon eine geraume Zeit, bis sie sich überall in allen Gauen des Vaterlandes Bahn gebrochen und der Mundart das Scepter entwunden hatte. Im Süden, z. B. in den katholischen Landen, sowie im hohen Norden ward sie begreiflicherweise nicht so bald herrschend, wie in den protestantischen Kreisen und in Mitteldeutschland. Ja es gelang ihr in dieser Periode überhaupt noch nicht, Sprache der Poesie zu werden, am allerwenigsten der metrischen Poesie; nur in der prosaischen und politischen Literatur setzte sie sich fest und höchstens in Kirchenliedern und in den Nürnberger Meistergesängen.

Das Neuhochdeutsch in seiner ersten Gestalt ist aber nichts Anderes, als jenes Mischdeutsch, von dem S. 29 die Rede war, und welches zwar viele niederdeutsche Elemente enthielt, seinem Kern nach (wie schon sein Name besagt) doch hochdeutsch war. Schon am Schluß des 15. Jahrhunderts war es Kanzlei- und Hofsprache in dem größten Theile Deutschlands. Zur vollen Herrschaft, zum Eindringen auch in die Masse des Volkes und eben dadurch zum Ansehen einer allgemeinen Schriftsprache verhalf ihm aber erst Luther durch seine vielen Schriften, besonders durch seine Bibelübersetzung[1]. Luthers Name und Ansehen, die große Verbreitung seiner Schriften trug viel zur Annahme seiner Sprache bei, mehr aber noch der Umstand, daß Luther diese Kanzleisprache unter der Feder umschuf und wesentlich verbesserte, daß er insbesondere deren Wortschatz bereicherte. Für das Letztere hatten ihm die Mystiker vorgearbeitet, von deren Prosa er Manches annahm; hauptsächlich aber zog er die Volksausdrücke herein, wo sie ihm treffend schienen, indem er sagte: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Und es gelang ihm vortrefflich: denn die meisten seiner Wörter und Wendungen tragen volksthümliches Gepräge; darum erkannte auch das Volk hier alsbald seine Sprache, trotz ihres Unterschiedes von seinem ihm geläufigen Dialecte. Und somit war denn durch Luther die großartige Glocke der einheitlichen Schriftsprache gegossen, im Dom der deutschen Einheit wenigstens bis zu einer gewissen Höhe emporgezogen und angeläutet. Wohl war deren Guß durch

[1] Von den vor Luther erschienenen deutschen Bibelausgaben waren die meisten, nämlich 16, in hochdeutscher Mundart und nur fünf in plattdeutscher Mundart geschrieben.

Andere vorbereitet; wohl kann man auch (mit Menzel) wünschen, daß als Grundstoff des Glockenerzes das klangreichere Alamannische gewählt wäre: immerhin aber muß man Luther ein bleibendes Verdienst zuerkennen, mag man sich in kirchlicher Beziehung zu ihm stellen, wie man will.

6) Wie stand es nun damals um die Beschaffenheit der in der Poesie noch wirklich angewendeten deutschen Volksdialecte, wie um das bei den Poeten so beliebte sogenannte Mitteldeutsche? Wie hörten sie sich an, in wie weit unterstützten sie den das Schönste erstrebenden Dichter? Darauf können wir keine günstige Antwort geben. Allbekannt ist das Wort Karls V., der die Sprache von damals eine „Pferdesprache" nannte. Wohl war sein Ohr von Jugend auf an die klangvolle spanische Sprache gewöhnt und in sofern etwas verwöhnt; allein das damalige Deutsch lag doch gar sehr im Argen. „Die Sprache war jämmerlich verwildert und gebrochen; jeden Aufschwunges unfähig, stolperte sie in kurzen Verszeilen und verbindungslosen Sätzen, die Wörter fast bis zu beständiger Einsylbigkeit verschluckend, ohne klare Satzbildung, ohne Wendung, ohne Periodirung, ohne Rhythmus, in engsten Grenzen armselig und mühsam nach dem Reim suchend, herabgesunken zu einem Kindeslallen und behaftet mit allen Merkmalen der Unbildung" (Gruppe).

Aber auch nach der Beschaffenheit des durch Luther aufkommenden „Neuhochdeutschen" müssen wir fragen, oder, um bei unserm Vergleiche zu bleiben, nach dem Tone dieser alle Deutschen zusammenrufenden Glocke. Und auch da stellt sich nicht lauter Günstiges heraus. Wir müssen nämlich bestätigen: daß sie aus zu rauhem Erz gegossen, in der ersten Zeit auch allzu rauhe Töne von sich gab; daß sie weiterhin eine ganze Stufenleiter aller möglichen Zustände durchmachte; daß erst gar viel an ihr gefeilt und geglättet werden muße, bis ihr Ton zarter und reiner ward, bis er endlich so schön und klangvoll wurde, wie er jetzt ist. Die Grundlage von Luthers Schriftsprache war ja gerade jenes Mitteldeutsch (Kanzlei- und Hofsprache), das wir soeben als überaus rauh und hart charakterisirten und das wohl Karl V. hauptsächlich im Auge gehabt haben mag. Luther hat es zwar, wie vorhin gesagt, wesentlich verbessert: aber der Grundton blieb eben doch Rauhheit und Härte. Dazu kam noch, daß gerade die, welche sein Werk fortführten und verbreiteten, in der so üppig gepflegten theologischen Zank- und Streitliteratur seine (Luthers) Sprache wieder verschlechterten. Und so sank denn die Schriftsprache wieder in raschem Falle. Erst gegen das 18. Jahrhundert arbeitete sie sich allmählich aus dem Groben heraus, indem sich Gelehrte und Dichter viele Mühe gaben, sie zu verbessern, und nicht ohne Erfolg. Die Sprachgesellschaften, die schlesischen Dichterschulen, Männer wie Opitz und Gottsched, erwarben sich dabei mehr oder weniger Verdienste. Viele Andere trugen auch ihr Scherflein bei. Auch nachrückende Dichter, besonders die hervorragenden, wie Hagedorn, Klopstock, Wieland, Lessing rc., waren alle Mitverbesserer des Neuhochdeutschen.

7) Wie aber damals die Sprache verwildert war, so war es auch mit der öffentlichen Sitte und mit der ganzen Denkart jener Generation. Eine maßlose Rohheit, ja Gemeinheit beherrschte das Fühlen und Denken der Menge, ja selbst der besseren Stände. Die Zügellosigkeit,

mit der man sich über allen Anstand und jede bürgerliche Sitte hinwegsetzte, war ein Hauptgebrechen der Zeit, so daß Brandts Worte für diese Periode noch viel mehr als für die vorige passen: „All' Grobheit ist jetzt kommen aus und wohnt gar nah in jedem Haus", und wo er von Prassern redet: „Wer der Allerschandbarste ist, dem beut man ein Glas mit Wein und lacht, daß das Haus bebt, bittet ihn, daß er noch eins sage; man spricht: das ist ein guter Schwank, damit wird uns die Weile nicht lang." Natürlich floß denn das, wovon das Herz so voll war, auch in die Poesie über.

8) Ein anderer Umstand hätte, so scheint es, unserer Poesie förderlich sein sollen; wir meinen die damals übliche Dichterkrönung (seitens der Kaiser und der Reichsfürsten oder ihrer Delegirten): allein es scheint auch nur so. Wohl kam in dieser Periode diese schon früher nach Deutschland verpflanzte Sitte erst recht in Schwung, und ein jeder, der den Lorbeer suchte, mußte sein Büchlein Gedichte abliefern; aber dieser fürstliche Schutz nützte der deutschen Poesie rein Nichts. Die Sonne fürstlicher Gunst beschien mehr nur die lateinischen Poeten, und zudem war jene kindische Ceremonie für ein ganzes Heer von Dichterlingen nur Nahrung ihrer Eitelkeit und Einbildung, sowie Anlaß zur wegwerfendsten Schmeichelei und Kriecherei.

9) Die Gesammtwirkung der hier zusammengestellten Einflüsse ist augenscheinlich keine der deutschen Poesie günstige. Wir dürfen darum auch nicht hoffen, daß sich dieselbe von ihrem Verfalle schon in der vorliegenden Periode wieder erhole und auf's Neue blühe. Aus dieser Vorbetrachtung erhellt aber auch, wie sehr sich der Kampf der Geister in das Gebiet der Poesie hinüberspielte, und auch in deren Bereich eine mächtige Gährung hervorrief. Wir sehen da ein Ringen der lateinischen Poesie mit der deutschen, der Gelehrtenpoesie mit der Volkspoesie, der klassischen (politischen und national indifferenten) mit der deutsch-nationalen, der protestantischen mit der katholischen, der neuhochdeutschen mit der mundartlichen Poesie. Erst gegen Ende dieser und in nächster Periode werden die Wogen ruhiger und zeigt sich das Ergebniß des Kampfes und der Gährung: die nationale Poesie ist fast ganz zu Grabe getragen, die sogenannte „klassische" ist oben auf, das Scepter führend; die Gelehrten sind fast die einzigen Dichter, die Volkspoesie erstirbt auch, freilich mehr in Folge erst nachkommender Ereignisse; die neuhochdeutsche Schriftsprache dringt in alle Gauen vor und in die gesammte Dichtung ein; endlich, es verlassen die Dichter der beiden Kirchen die religiöse Polemik und richten sich ein, in Eintracht neben einander zu wohnen. Mit Recht kann man also diese Periode eine Uebergangsperiode nennen.

§ 40. Uebersicht.

1) Das Eigenthümliche dieser Periode ist, daß während derselben in Deutschland ebenso eifrig (oder noch eifriger) die lateinische wie die deutsche Dichtung gepflegt wurde. Ist es nun schon ohnehin zu beklagen, daß sich die poetische Kraft der Deutschen in der Weise zersplitterte, so noch mehr deßhalb, weil gerade die Bestgebildeten der Nation, die Humanisten, sich fast gar nichts um die deutsche Dichtung kümmerten. Diese wurde vielmehr von ihnen verachtet und gleichsam als Aschenbrödel im eigenen Hause behandelt. Ja, sie fürchteten sich gemein zu machen, wenn sie deutsche Bücher und Dichtungen verfaßten; ihre Schwärmerei für die alten Sprachen ging selbst so weit, daß sie ihre deutschen Namen in Latein oder Griechisch übersetzten, und es für einen Schimpf hielten, „deutscher Poet" betitelt zu werden. Da wir nun aber in diesem Buche nur die Geschichte der deutschen Dichtung behandeln, so schließt sich die Besprechung jener lateinischen Poesien von selbst aus.

2) Und dennoch war die Periode keineswegs arm an deutschen Poesien, am allerwenigsten an kunstmäßig gedichteten (Kunstpoesie). Gerade diese schossen wie Pilze auf, weil ja in dieser Periode der Meistergesang erst recht um sich griff und allerorts überaus lebhaft wurde. Leider gilt aber auch (wenigstens nahezu) von diesen Poesien, was von den Pilzen gilt: die besten taugen nicht viel. — Auch die Volkspoesie, besonders das Volkslied, lebte, wie in der vorigen Periode, so auch jetzt, ein kräftiges, frisches Leben. Die Volkslieder, epische wie lyrische, mehren sich in staunenswerther Weise, ein Beweis, daß sie zum Gedeihen nicht die Pflege der Gelehrten brauchen, sondern lediglich ein sanglustiges, freies Volk. Eine Menge von Sammlungen solcher „kurzweiligen, guten, frischen, teutschen Liedlein", wie sie ein verdienstvoller Sammler (Georg Forster, ein in der Tonkunst unterrichteter Angestellter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz) nennt, sind in dieser Periode entstanden. Und somit ist es also wieder die Volkspoesie, welche die Ehre der Periode fast allein zu retten hat. Jedoch nicht ganz allein. Wir finden außerdem einige geniale Satiriker (Fischart, Murner, Hutten und den Primus aller Meistersänger, den Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494—1576), welcher nicht bloß ein wahrer Poet und überaus fruchtbar war, sondern auch vielfach den Volkston in seiner Dichtung anschlug).

3) Indem wir die Periode vorerst so ganz allgemein charakterisiren, müssen wir noch einen Doppeltadel über sie aussprechen, welcher auch die Ueberschrift der Periode rechtfertigen wird. Zu keiner Zeit nämlich dichtete und schrieb man in Deutschland so roh und unflätig, wie im

sechzehnten Jahrhundert. Die Dichter aber, welche sich über dem Sumpfe zu halten suchten und solchem Verderbniß entgegenstemmten, sind bald gezählt; so klein ist ihre Zahl. Wie sehr auch bei den Dichtern das sittliche Gefühl abgestumpft war, kann man daraus entnehmen, daß einige Fabeldichter dieser Periode, z. B. Burkard Waldis, ihren Fabelsammlungen, die wir nie und nimmer in Handen der Jugend oder ehrbarer Frauen und Jungfrauen wissen möchten, allen Ernstes die Versicherung vorausschicken, sie hätten alles Aergernißgebende und Unschickliche mit Vorsicht vermieden.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß die lateinischen Poeten hoch oben im reinen Aether der Sittlichkeit schwebten; denn längere Zeit hindurch waren nicht sowohl die tiefernsten, sittlich-strengen Klassiker, nicht sowohl die griechischen Tragödien, sondern gerade die sinnlich behaglichen, die lockern und lockersten Dichter, wie z. B. Ovid, die Lieblinge der Humanisten. Und so kam es, daß eine Menge lateinischer Poeten unter der fremdländischen Maske so unfläthig thaten, wie die deutschen. Sie wagten es, der Mitwelt den gröbsten Cynismus in lateinischen Versen zu bieten, und durften solche Dichtungen hohen und höchsten Personen widmen, ohne Anstoß zu erregen. Also auch noch Sanction des Gemeinen durch die feinen, gelehrten und hohen Herren!

4) Der andere Tadel trifft die Grobheit, Schmähsucht und Gehässigkeit, die sich in der damaligen Literatur, besonders auch in der Dichtung breit machten. „Fast die ganze Literatur erhält einen verbitterten, polemischen Anstrich; die Satire und das Pasquill feiern ihre Wonnetage; über die Blüthe der Poesie legt sich der kalte Reif des Hasses" (Lindem.). Vielfach liefern schon die Titel und Titelbilder der Schriften jener Zeit den traurigen Beweis, wie wahr dieses Urtheil. Aber erst wenn man in deren Inneres blickt! Wahrlich, die literarischen Köche von damals würzten ihre poetischen Gerichte so stark, sie durchpfefferten sie so sehr mit Spott und Haß, daß diese für uns größtentheils ungenießbar sind. So lag denn das Feld deutscher Poesie zwar allerdings nicht kahl und wüste da; aber es war überwuchert von Unkraut, von verwilderten Blumen und giftigen Gewächsen. Und dennoch wird unser Auge, indem es über dasselbe hinschweift, einigermaßen wieder versöhnt durch zahlreiche allerliebste Volksliedblümlein, und durch das gar reich bepflanzte, in schönem Flor stehende Beet der Gottesblumen (Kirchenlieder).

5) Wir fassen nun in unserer Ueberschau die einzelnen Dichtungsarten in's Auge. Leider müssen wir, um bei der epischen Poesie zu beginnen, feststellen, daß nun gerade das Volksepos wie das Kunstepos gänzlich ausstarben. Nicht bloß wurden keine neuen Epen gedichtet, sondern es wurden auch die alten und selbst die besten vergessen. Viel trug dazu das nun weit verbreitete Vorurtheil gegen das Mittelalter bei. Je mehr sich die Reformation befestigte, desto mehr schwanden die alten

vaterländischen Erinnerungen. Nur poetische Erzählungen, Märchen, epische (am meisten historische) Volkslieder, besonders aber heitere Geschichten, Witze, Schwänke und Volksbücher wurden noch gedichtet. Der fruchtbarste unter den bessern Epikern war unstreitig Hans Sachs (vgl. § 41). Hat er doch allein nahezu 2000 Schwänke gedichtet. Und gerade die Epik war seine starke Seite. Weniger fruchtbar in der Epik war Johann Fischart (der „Menzer", um 1550), aber noch besser befähigt, als Hans Sachs. Sein „glückhafft Schiff" hat er gar gut gesteuert und in den sichern Hafen einstimmig lobender Kritik eingelenkt. So recht ausgiebig war diese Periode an Volksbüchern, der ernsten wie der scherzhaften. Besonders heben wir „Faust" und das „Lalenbuch" heraus.

6) Die weltliche Lyrik bestand in dieser Periode, wenn man das Volkslied abrechnet, hauptsächlich aus Meistergesängen. Daraus kann man schon auf ihren Werth schließen. Auch Fischart hat manches Lyrische seinen Prosadichtungen eingelegt, und darunter sehr Ansprechendes, z. B. die Schilderung von Mann und Weib in seinem „Ehezuchtbüchlein". Die Dichter des lyrischen Volksliedes hingegen und die des protestantischen Kirchenliedes streiten mit einander um die Palme. Sie gebührte jenen wie diesen; doch sind uns nur diese bekannt, Luther voran, dann Nikolaus Herman, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nikolai u. s. w.

7) Zur Lehrdichtung uns wendend, fallen uns in dieser Periode sogleich zwei neue Gattungen in die Augen, nämlich das allegorisch-satirische Thierepos und die Lehrfabel. Georg Rollenhagen hat durch Nach- oder Umbildung das Beste der ersten Gattung gedichtet, nämlich seinen „Froschmeuselerkrieg". Als Dichter der Lehrfabel aber verdient ein Andenken der Hesse Burkhard Waldis. Das Feld der Satire war wie begreiflich so recht der Tummelplatz der höchst aufgeregten literarischen Streithähne. Der satirischen Dichtungen gab es deßhalb in dieser Periode eine ganze Legion; aber das waren freilich keine farbenreichen, lieblich duftenden Blumen, sondern nur Brennesseln. Die genialsten Satiriker wurden oben schon genannt, nämlich Murner* („Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft"), Fischart („Geschichtsklitterung"), Hutten (ein Ritter und Humanist); wir nennen noch Johannes Nas* (Mönch, später Bischof zu Brixen), Gengenbach (ein Basler). Die meisten andern Satiriker, die gleichzeitig mit den Genannten lebten, sowie ihre Nachfolger, überschwemmten das deutsche Land mit zahllosen Pasquillen, Spottliedern, Pamphleten, die eben nur Rohheit und Grobheit ohne feinen Geist und Witz enthalten. Wie schon oben bemerkt, wenn man nur die Titel aller dieser Schriften unter einem Rahmen zusammenstellete, so gäbe dieß allein schon ein sehr an-

schauliches, aber ebenso abstoßendes Bild von der gehässigen und verbissenen Satirik jener Zeit. Und doch sind die Titel, mit dem Inhalt verglichen, noch zart zu nennen.

8) Unsere dramatische Poesie nahm in der vorigen Periode einen viel versprechenden Anlauf, nun aber werden wir enttäuscht. Denn sie schritt in der vorliegenden Periode nur wenig vorwärts; sie wuchs kaum aus der Kindheit heraus, geschweige denn, daß wir es zu einer nationalen Bühne gebracht hätten. Es fehlte nicht am schaulustigen Publikum, dieß wuchs vielmehr von Jahr zu Jahr; es fehlte auch nicht an dramatischen Dichtern, selbst nicht an begabten; und ebenso versäumten diese nicht, bei den alten Meistern im Drama in die Schule zu gehen (einige übersetzten ja lateinische Dramen in's Deutsche): dennoch — zum Aufbau einer nationalen[1] Bühne kam es bei uns nicht, weder in dieser noch in der nächsten Periode, während sie in Spanien, besonders in England (hier durch Shakespeare und seine Vorläufer) schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in schönstem Schmuck dastand.

Die Sache erklärt sich aber so: Das geistliche Drama bestand zwar noch einige Zeit, aber es hatte keine Zukunft mehr. Nachdem es (vgl. § 38) vielfach ausgeartet, so entzog ihm die Kirche ihren Schutz: sie verschloß ihm ihre Tempel und verbot dem Klerus, dabei mitzuspielen. So war ihm denn der Lebensnerv abgeschnitten. Naturgemäß kam nun das weltliche Drama immer mehr zu Ansehen; es verdrängte die Mysterien von Stadt zu Stadt. Auf ihm ruhte nun die Hoffnung; seine Zukunft war die Zukunft des deutschen Dramas überhaupt. Wären nur jetzt die rechten Stoffe, das sind allgemein bekannte, im ganzen Volk noch lebendige, großartige Stoffe von den begabtesten Dichtern jener Zeit, z. B. von Hessus, Cordus, Frischlin ꝛc., ergriffen und dramatisch behandelt worden. Die rechten Stoffe aber lagen so nahe; man denke nur an die deutsche Heldensage, an Sigfrids Tod, an die herrlichen Gestalten Rüdigers und Hildebrands, an Herzog Ernst, oder auch an Barbarossa u. s. w. Allein die dazu am meisten befähigten Köpfe dienten eben nur der lateinischen Muse: sie buhlten mit dem Ausland; sie und der ganze gelehrte Chorus verachteten jene Stoffe als roh und barbarisch, wenigstens als „Weibermärchen". Allerdings griffen in richtigem Gefühl einige Dichter nach der vaterländischen Sage, z. B. von Sigfrids Tod (Hans Sachs), Wilhelm Tell (Jacob Ruef), und dramatisirten sie; aber ihr gesundes Streben wurde von den tonangebenden Humanisten verachtet und durchkreuzt. Freilich kam auch das ungelehrte und von den Gelehrten weniger beeinflußte Volk diesen nationalen Dramen nicht mit dem empfänglichen Herzen entgegen, wie man es meinen sollte. Die Heldensage hatte lange nicht mehr den Reiz für das Volk; im Volksbewußtsein schien sie ganz zu erlöschen: überhaupt war die vaterländische Erinnerung sehr erschlafft; die Gegenwart mit ihrer geistigen Umwälzung, mit ihrer Zerklüftung der Nation, mit ihrem endlosen Religionshader drängte die Vorzeit in den Hintergrund. Um also das Volk wieder für diese Stoffe zu begeistern, um sein ganzes Herz zu packen und

---

[1] Darunter versteht man eine wenigstens in den größeren Städten fest bestehende Bühne, die ihr Publikum aus allen Ständen der Nation heranzieht, insbesondere den gesunden Kern, den besseren Theil aus denselben.

mit ſich fort auf dieſe richtige Bahn zu reißen: bedurfte es genialer Dramatiker, wie ſie England hatte, wenigſtens jener beſten Talente dieſer Periode, die wir oben nannten; Hans Sachs aber und Ayrer reichten mit ihrer Kraft nicht aus.

9) Nun erſt ein Wort von Fortſchritten, die das eigentliche Drama in dieſer Zeit machte. Es ſind folgende: Größere Abwechslung im Stoffe und in den Versarten; die Eintheilung in Acte und Scenen; ein langſamer Fortſchritt von dem bloßen Dialog zur dramatiſchen Handlung; ein Anflug von Charakterzeichnung; Verbeſſerung und Verſchönerung der Bühne, des Koſtüms und der Decoration. — Aber wie ſehr wurden dieſe Fortſchritte aufgewogen durch die unvermeidlichen Mord- und Brandſcenen, durch die ſchamloſen Zoten, durch die zügelloſeſte Frechheit des Hanswurſtes! — Der Ort der Aufführung war immer noch meiſt das Freie; nur Schulkomödien wurden in Sälen und Faſtnachtsſpiele in Schenken geſpielt. Das erſte Schauſpielhaus (1550 in Nürnberg erbaut) ward nur für die Bühne und Darſteller gebaut, die Zuſchauer ſaßen im Freien. — Die Schauſpieler waren noch lange Zeit Schüler oder junge Bürger; aber noch betraten keine Frauenzimmer die Bühne. Erſt gegen Ende der Periode gab es auch Schauſpieler von Fach, die miteinander das Land durchzogen. Beſonders wichtig wurden die ſogenannten engliſchen Komödianten, von denen unſere Dichter und Darſteller Manches lernten, und denen unſer Drama mehrere der oben aufgezählten Fortſchritte verdankt.

In der zweiten Hälfte unſerer Periode kam nämlich wirklich eine Truppe (vielleicht nach einander ſogar mehrere Truppen) engliſcher Schauſpieler herüber auf den Continent, zunächſt nach Holland und Dänemark, bald auch nach Deutſchland. In den Küſtenſtädten, Reſidenzen und Reichsſtädten ſchlugen ſie ihre Bühnen auf. Sie brachten ein fertiges Repertoire engliſcher Stücke mit, ſpielten ſie bei uns in nie geſehener Weiſe und ergötzten auch „durch ſchöne Tänze, liebliche Muſika und andere Luſtbarkeiten“. Möglich, daß ſie anfangs in den Seeſtädten ſogar englich ſpielten: wie ſie aber landeinwärts zogen, mußten ſie denn doch ihre Stücke überſetzen und deutſch ſpielen. Dieß war um ſo leichter, als ſich die Truppe, je länger ſie in Deutſchland weilte, deſto mehr aus Deutſchen rekrutirte. Daß ſich aber auch ihr anfängliches Repertoire mehr und mehr änderte, läßt ſich denken. Das aus England gebrachte war jedenfalls das beſte; denn dort war die volksthümliche Komödie ſchon weit vorgeſchritten. Sie brachten gewiß auch Einzelnes von Shakeſpeare mit, freilich volksthümlich zugeſchnitten, abgekürzt, mit beſonderer Vorliebe für das Komiſche ausgewählt. So konnten alſo dieſe engliſchen Wandertruppen möglicherweiſe unſerm Drama ein edles Reis einpropfen. Allein, anſtatt den Geſchmack des Volkes zu erziehen, ließen ſie ſich durch denſelben hinabziehen in das Rohe und Gemeine. Sie verdarben ihre Stücke, damit ſie recht gute Kaſſenſtücke wurden, und dichteten neue dieſer Art. Blutige Gräuel und unzüchtige Scenen wurden nun auf ihrer Bühne ſtehend. Auch ſtatt des feinen, geiſtreichen Narren, wie ihn die engliſchen Stücke hatten, ſtellten ſie nun einen rohen Poſſenreißer auf die Bretter. So wurde ihr Spiel eine gefährliche Schule für unſere Dramatiker. Den guten Kern von der ſchlechten Zuthat, den rechten dramatiſchen Stoff vom ſchlechten auszuſcheiden· dazu

bedurfte es eines scharfen Auges, wie es unsere damaligen Dichter nicht hatten. Leider imponirten ihnen gerade die großen Mängel; also durften diese in ihren Dramen nicht fehlen: weder Mord- und Brandscenen, noch schamlose Possen, am allerwenigsten aber der pöbelhafte Narr, wegen seiner Eßlust später „Hanswurst" oder „Pikelhäring" genannt. Es fehlte uns eben ein Shakespeare.

10) Am wenigsten veredelte oder verbesserte sich das Fastnachtsspiel, der Liebling der Zeit. Es wucherte in der üppigsten Weise fort; besonders ward von Nürnberg aus der Fasching bedient. Es blieb aber leider der Kanal, in welchem der Unflat und alle schmutzigen Bächlein und die bittersten Gallenergüsse zusammenflossen. Hans Sachs ist noch der beste und genießbarste Fastnachtsdichter.

11) Hier ist auch der geeignete Ort, von zwei ganz absonderlichen Auswüchsen der Poesie jener Zeit zu reden, nämlich von der maccaronischen und der rothwelschen Poesie. Diese beiden erzeugten nun ächte „Wildlinge". Das Eigenthümliche der maccaronischen Poesie besteht nicht bloß in der Mischung von Latein und Deutsch [1] (oder einer anderen Landessprache), sondern wesentlich auch darin, daß hiebei die nicht lateinischen Wörter wie lateinische flectirt werden. Natürlich dient sie nur dem Scherz und Spott, wie sie denn auch den witzigen Italienern ihr Dasein verdankt. Maccaronisch ist z. B. die Zauberformel, welche Hans Sachs in einem Fastnachtsspiele einer zänkischen Frau verabreichen läßt: „Trutz, eigensinn und klaffibus — Widerpellen und muffibus — venit prügel in faustibus — sub capite et lendibus." In Rothwelsch dichteten die Landstreicher, Gauner und Räuber; denn auch diese hatten ihre Poesie. Das Rothwelsch ist aber ein Gemisch aus hebräischen, romanischen und selbstgebildeten deutschen Wörtern. Als Probe dieser Sprache diene hier ein neueres Gedichtchen:

Funkert her! hier laßt uns hocken,
Hol der Ganhart das Geschwenz!
Auf dem Terich ist's ja trocken,
Wie am Glatthart in der Schrenz.

Jeder dippe jetzt das Seine!
Betzam, Lechem brißt herbei,
Regenwürmer, groß und kleine,
Jo die ganze Funkelei.

Nerrgescherr, ihr Gleicher alle!
Dippet, was ihr habt erfetzt
Im Polender, in der Galle,
Alles brißt dem Erlat jetzt.

Keris her! Und laßt sie schlafen,
Schreiling, Mussen, Sonz und Hauz!
Keris her! wir wollen basen,
Weckt uns doch kein Holderkauz.

---

[1] Solche Mischung mit Belassung der rechten Flexion wurde schon früher angewendet. So z. B. in dem alten Kirchenliede: In dulci jubilo, oder in der alten Hausregel:

„Sê korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
Iss gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iss Blasii lemper, haering Oculi mei semper,
Kauf holz si velis, wilt nit erfrieren Michaelis, etc."

Funkert, Feuer; Ganhart, Teufel; Geschwenz, Umherlaufen; Terich, Land; Glatthart, Tisch; Schrenz, Stube; Nerrgescherr, guten Abend; Gleicher, Kameraden; bippen, geben; erfetzen, erwerben; Polender, Schloß; Galle, Stadt; brissen, zutragen; Erlat, Meister; Betzam, Ei; Lechem, Brod; Regenwurm, Wurst; Fünkelei, Küche; Keris, Wein (Xeres); Schreiling, Kind; Musse, Weib; Sonz, Edelmann; Hauz, Bauer; bafen, zechen; Holderkauz, Hahn.

Volkslieder.

1.

Nun hab ich doch einmal erlebt die stund,
in derer ich mich rümen mag gut rund,
daß ich sei ganz von liebessucht gesund.

Darumb ich jetzt on alles trauren bin,
wil auch fleiß han, zu b'halten solchen sin;
mein lieb und leid sind allzugleich dahin.

Hievor hab ich getrauret spat und fru,
auch nit ein stund können gehaben ru;
ich weiß, daß sie nur hat gelacht darzu.

Darumb sol in leid kein mensch verzagen nicht,
sondern zu Gott setzen sein zuversicht,
im sei gedankt, er hat's also gericht.

2.

Nun bin ich einmal frei von liebesbanden
und tu jetzund allein nach kurzweil ringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Kein trauren ist bei mir nicht mer vorhanden,
für freuden tut mir oft mein herz aufspringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

In lieb hab ich der gfar so vil erstanden,
drein ich hinfür nicht mer werd sein zu bringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Drumb alle, die ir seid mit lieb umbgeben,
zu wenden wider umb befleißt euch eben,
so lieb euch immer ist eur leib und leben!

3.

Annelein,
du singst fein,
from, frölich kanst auch sein;
holdselig eugelein
geben lieblichen schein;
wünsch dir mein gruß ins herz hinein.

4.

Wolauf, wolauf, resch und bald!
daß sein Got selber walt!
der tag her bringt,
der vogel singt,

daß allenthalben schalt.
ir ritter und knecht,
merkt eben recht,
ob ich ein hirsch zu wegen brecht!

Wolauf, gut gesell, was hör ich do?
mich dünkt, es sei ein hirsch gar no,
wuff, wuff,
hernach, ihr lieben hund!

Do lauft der edel hirsch doher,
wuff, wuff,
du hast noch recht, guter gesell,
wuff, wuff,
kumt herfür mit großem schall,
kumt herfür, lieben hund all!

Do lauft der edel hirsch doher,
trauter hund!
Nun kumt herzu, ihr gsellen all,
und greifet zu mit reichem schall!

5.

Den liebsten bulen, den ich han,
der leit beim wirt im keller;
er hat ein hölzens röcklein an,
er heißt der muscateller.
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
Got geb im heint ein gute nacht!

Von diesem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen;
frischt mir das blut, gibt freien mut,
alls durch sein kraft und eigenschaft;
nu grüß dich Got, mein rebensaft!

6.

Herzliebster wein, von mir nit weich!
ich lieb dich ganz on arge list.
du bist allein in allem reich,
für dich kein freud zu gleichen ist,
und schmeckst mir wol;
drumb ich für vol
ganz lob dein farb für allem schein
und wünsch mir heil,
bist mir nit feil.
o wein, o wein,
ich kan dir nit feind sein.

Ach klarer wein, herzliebster Gsell,
kein freud auf erd mir lieber wart'!
du bist ganz rein, ich nach dir stell,
kom her und netz mir meinen bart.
mit deinem fleiß
dein art beweis.
und kül du mir mein herz gar fein;
durch dein gestalt
mich aufenthalt!
o wein, o wein,
du freust mir das herze mein.

O süßer wein, ich klag mich ser,
wo ich auch von dir scheiden muß;
du bringst mir pein mit großer schwer,
ich fürcht, mir werd dein nimmer buß.
ich zu dir trab,
kom nur her und lab!
saur oder süß, so bistu rein
und gibst mir freud
für alles leid.
o wein, o wein,
allzeit bleib ich der dein!

7.

Ich setz das gläslein an den mund,
trink's heraus bis an den grund.
lieber bruder, was fragst du mich?
was ich kan, das kan ich,
was mir liebt, das treib ich,
der ich bin, der bleib ich.
alde, ich far dahin.

Vil schöner künst und gaben
schenkt Got uns menschenkind,
darvon wir freude haben;
die ere Got geziemt.
die singekunst
hat preis und gunst,
denn sie gibt freud und wonne.
lieblicher gsang,
schön seitenklang,
ist aller künst ein krone.

Ich glaub nicht, daß man finde
so köstlich arzenei,
darvon so bald verschwinde
die schwer melancholei,
als wo man singt,
daß lieblich klingt.
all traurigkeit muß weichen;
drumb lobt und ert
die music wert!
die kunst hat nicht irs gleichen.

8.

Weil tausent englein singen
lieblich in süßem ton,
die harfen schön erklingen
für ires schöpfers tron.
o englisch freud,
o frölich zeit!
wenn ich's bei mir betrachte,
mein herz sich schwingt,
für freuden springt,
keinr wollust ich sonst achte.

Ich will ein freund ersterben
der edlen musickunst.
er, gut kan sie erwerben,
sie hat der fürsten gunst.
zu Gotes er
wil ich noch mer
die edle kunst anwenden,
frölich allzeit
in lieb und leid.
zur freud helf mir's Got enden!

9.

Herzlich tut mich erfreuen
die frölich sommer zeit,
all mein geblüt verneuen,
der mei vil wollust geit.
die lerch tut sich erschwingen
mit irem hellen schal,
lieblich die vöglein singen,
voraus frau nachtigal.

Der kukkuk mit seim schreien
macht frölich jederman,
des abends frölich reien
die meidlein wolgetan.
spazieren zu den brunnen,
pflegt man in dieser zeit,
all welt sucht freud und wunne
mit reisen fern und breit.

Es grünet in den welden,
die bäume blüen frei,
die röslein auf den felden
von farben mancherlei.
ein blümlein stet im garten,
das heißt vergiß nit mein,
das edle kraut wegwarten
macht guten augenschein.

Ein kraut wechst in der auen
mit namen wolgemut,
liebt ser den schönen frauen,
darzu die holderblut.
die weiß und roten rosen
helt man in großer acht;
man kan geld daraus losen,
schön kreuz man daraus macht.

Das kraut je lenger je lieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer sich nit dafür hüt.
ich habs gar wol vernommen,
was dises kraut vermag,
doch kan man dem fürkommen,
wer maßlieb braucht all tag.

Darumb lob ich den summer,
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut.
der zeit wil ich genießen,
dieweil ich pfenning hab,
und den es tut verdrießen,
der fall die stiegen ab!

10.

Was wirt es doch
des wunders noch
so gar ein seltsams leben,
als jezund ist
all welt vol list,
mit untreu übergeben!
gut wort, arg tück,
vil grüß, böß blick,
ist jez der brauch auf erden;
es günnt keiner mer
den andern er,
was wil doch daraus werden?

Wil's glück zu eim,
so günnt man's keim,
man stellt in ein für blucken,
der richt in aus
nur nach der paus,
red't im nichts guts zu rucken,

verlauft im d'weg,
all steig und steg:
kein ander brauch auf erden
ist jezund mer,
dann nur: ja, herr;
was wil doch daraus werden?

Noch werden die
zu zeiten je
mit untreu selbs geschlagen,
wer nicht ansicht,
was im gebricht
und wil von andren sagen
als dem und jem,
weiß nit von wem.
ist jezund gmein auf erden
ein solcher lauf.
nun schau man auf!
was wil noch daraus werden?

11.

Den besten vogel, den ich weiß,
das ist eine gans;
sie hat zwen breite füß,
darzu ein langen hals.
ir füß sein gel,
ir stimm ist hel,

sie ist nit schnel.
das best gsang, das sie kan,
da, da, da, das sie kan,
das ist: gickgack, gickgack.
gickgack, gickgack
singen wir zu sant Mertens tag!

12.

Wiewol sich vil zum widerspil
meins glückes wil anrichten,
so schreckt's mich doch mit nichten;
wil alzeit frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Kein glück on neid, on leid kein freud,
ist lang der brauch gewesen,
wie ich oft hab gelesen;
noch wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Manch menschenkind mir das nit günt,
was mir Got tut bescheren,
und kan mir's doch nit weren;
drumb wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Trau Got allein und achte klein,
was alle welt mög sagen,
so hört bald auf dein klagen,
kan dir auch nit misslingen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

§ 41. Epische Poesie.

1) Zuerst sei Hans Sachs (geb. 1494) genannt, dieser so populär gewordene Nürnberger Schuster. Nachdem er bis zum 15. Jahre die lateinische Schule besucht hatte, ergriff er das Handwerk, suchte sich jedoch,

von Wissensdurst getrieben, auch als Schuster noch fortzubilden. — Hans Sachs war ein fleißiger, biederer, treuherziger Mann, geschätzt von Hoch und Nieder. Als Luther auftrat, nahm er für ihn in Gedichten und sonstigen Schriften Partei, besang ihn als „die Wittenberger Nachtigall", und läßt nach Luthers Tod die hehre Frau Theologie und Gott und Engel bitterlich klagen und den Reformator sitzen „zur linken Hand Gottes". Daß er es an Spott und Ausfällen gegen die alte Kirche nicht fehlen ließ, wer mag sich, wenn er jene Zeit kennt, darüber wundern! Freilich fällt er nicht so wüthend über dieselbe her, wie z. B. ein Nikolaus Manuel u. A., aber seine Kampfesweise ist weniger geistreich und beweist, daß er vom Katholicismus doch nur mehr das Aeußere gekannt. Er kann nur vom „Singen, Glockenklingen, Fasten, Weihrauchduft, Weihwasser, Möncherei, Ablaßkram" den Leser unterhalten. Die wahren oder erdichteten Aergernisse am päpstlichen Hofe, Fehltritte der Geistlichen sind ihm Lieblingsstoff, so daß in den meisten Schwänken und Komödien ein „Pfaffe" der Verachtung des Lesers oder Zuhörers preisgegeben wird. Hochbetagt, von seinen Mitbürgern und selbst von hohen und höchsten Personen (auch der Kaiser besuchte ihn einmal) geehrt, starb der Schusterpoet im Jahre 1576. — Hans Sachs war ohne Zweifel dichterisch begabt, aber ebenso gewiß kein Genie. Unter den Meistersängern war er zweifellos der talentvollste; alle dichtenden Zeitgenossen aber übertraf er durch Fruchtbarkeit und Allseitigkeit im poetischen Schaffen. Bis in's hohe Alter füllte er seine Mußestunden mit Dichten aus; und so schnell ging es ihm von Statten, daß er uns über 6000 Dichtungen, freilich meist kürzere, hinterließ. Darunter sind alle Dichtungsarten vertreten: 4000 Meistergesänge, 1700 Schwänke (heitere und ernste), 200 Komödien, ferner Fabeln, Legenden, Sprüche u. s. w.

2) Die große Menge seiner Dichtungen ist mittelmäßig; er nahm sich auch zu wenig Zeit dazu: doch gewinnen sie wieder dadurch, daß Hans Sachs nicht so oft und nicht so grob gegen die Sitte und Zucht verstößt, wie es leider damals den Dichtern geläufig war. Im Gegentheil will er gute Sitte wieder in's Land schaffen; darum herrscht in seinen vielen Liedern immer die Moralpredigt vor. Dabei bekommt man aber ein schauerliches Bild der Sitten jener Zeit. Launig läßt Hans Sachs dem Teufel die Hölle zu eng werden, er muß um etwelche Stunden sie weiter bauen. Da sagt ihm Hans Sachs, es sei ja bei geistlich und weltlich Regiment jetzt Alles gut, kein Raub und Unzucht, keine Steuerüberbürdung und ungerecht Wesen, bei den Bürgern nicht mehr falsch Maß und Gewicht, bei den Bauern Ruhe und Friedfertigkeit — aber „kein Mensch mag Sachsen dieß bestätigen" (denn das Alles ist nur Ironie!). Hingegen fällt in die Wagschale des Tadels „die ohrenzerreißende, unerträglich harte Sprache aller seiner Gedichte" (Menzel).

Hans Sachs war in dieser Beziehung ebenso wie seine Zeitgenossen abgestumpft und nahm deßhalb nicht den geringsten Anlauf zur Sprachverbesserung. — Am glücklichsten war er gerade als Epiker; denn seine Schwänke und Erzählungen sprechen sehr an. Wie oft ist sein „Schlaraffenland" und „Sankt Peter mit der Geiß" abgedruckt worden! „Wohl kaum ist seit dem sechzehnten Jahrhundert wieder ein so glückliches Talent für naivkomische Erzählung unter uns aufgestanden" (Lindemann). Die Stoffe dazu holte er aus dem täglichen Leben und häuslichen Treiben seiner vielgeliebten Vaterstadt, aus den heidnischen Klassikern, deutschen Volksbüchern, welschen Novellensammlungen. Daß er mit einer wahren Reimwuth fast die ganze heilige Schrift in langweiliger, trockener Weise versifizirte, den Psalmen zumal lange Haarzöpfe verwässerter Auslegung anhing, sei nebenbei auch bemerkt. Dichterische Erfindungsgabe besaß also Hans Sachs nicht viel; für die meisten seiner guten Schwänke (z. B. „vom Schlaraffenland", „die Landsknechtgeschichte", „wie Petrus die Gäste aus dem Himmel bringt") hat er die Stoffe sonstwoher. Unter den von ihm erfundenen Schwänken sind zwar recht gute („Wanderungen eines Goldgulden"), aber auch recht rohe und unfläthige, wenn auch die Zeitgenossen von Hans Sachs dieß weniger empfanden. — So kommt uns denn Hans Sachs vor, wie ein halbgenialer Maler, der unermüdlich mit den gröbsten Farben drauflos malt, aber mit gewandter Hand die Züge ausführt und zum Verwundern schnell Bild um Bild fertigt. Als Dramatiker besprechen wir ihn später.

Sankt Peter mit der Geiß.

Weil noch auff erden gieng Christus
Und auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags aus eim dorff mit jhm gieng.
Bey eyner wegscheyd Petrus anfieng:
„O Herre Gott und meyster mein,
Mich wundert sehr der güte dein.
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller welt gleich wie es geht.
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht;
Der gottloß vbervortheilt schlecht
Mit schalckheit den grechten und fromen,
Auch kön kein recht zu end mehr komen;
Die lehr gehn durch einander sehr
Eben gleich, wie die fisch im meer,
Da immer einr den andern verschlind.
Der böß den guten vberwind.
Deß steht es vbel an allen enden
In obern und in niedern stenden.
Deß sichst du zu und schweigest still,
Sam kümmer dich die sach nit vil,
Und geh dich eben glat nichts an:
Könst doch alles vbel vnderstahn,
Nemst recht in bhänd die herrschaft dein.
O solt ich ein jar Herr Gott sein,
Und solt den gwalt haben, wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu
Führn ein viel besser regiment
Auff erderich durch alle ständt:
Ich wolt steyern mit meiner Hand
Wucher, betrug, krieg, raub und brand,
Ich wolt anrichten ein rühigs leben!"
Der Herr sprach: „Petre sag mir eben,
Meinst, du woltst je besser regieren,
All ding auf erd baß ordinieren,
Die fromen schützen, die bösen plagen?"
Sankt Peter thet hinwider sagen:
„Ja, es müst der Welt baß stehn
Nit also durch einander gehn,

Ich wolt viel besser ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so must verwalten,
Petre, die hohen Herrschaft mein:
Heut den tag solt du Herr Gott sein.
Schaff und gebeut alls, was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib aus den fluch oder den segen,
Gib schön wetter, wind oder regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In summa mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner händt."
Darmit reichet der Herr sein stab,
Petro den inn sein hände gab;
Petrus war deß gar wohl gemut,
Däucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes weib,
Ganz dürr, mager und bleich von leib,
Barfuß in eim zerrissnen kleyd,
Die trieb jhr geiß hin auf die weyd.
Da sie mit auf die wegscheid kam
Sprach sie: „Geh hin in Gottes nam!
Gott b'hüt und b'schütz dich jmmerdar,
Das dir kein vbel widerfahr,
Von wolffen oder ungewitter,
Dann ich kann warlich je nit mit der.
Ich muß gehn arbeiten das taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thust finden,
Gott, der b'hüt dich mit seiner händ!"
Mit dem die fraw widerumb wend
Ins dorff; so ging die geiß jhr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das gebet der armen
Gehört? Du must dich jhr erbarmen,
Weil ja den tag bist Herr Gott du.
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die geiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und b'hüt sie den gantzen tag,
Daß sie sich nit verjrr im hag,
Mit fal, noch mög gestollen wern,
Noch sie zerreissen wölff noch bern,
Das auff den abend wiederumb
Die geiß unbeschedigt heim kumb
Der armen frawen in jhr hauß;
Geh hin und richt die sach wol aus!"
Petrus nahm nach des herren wort
Die geiß in sein hut an dem ort,
Und trieb sie an die weyd hind an:
Sich fieng Sankt Peters vnruh an.
Die geiß war mutig, jung und frech,
Und blibe gar nit in der nech,
Loff auf der weyde hin und wider,
Stig ein berg auf, den andern nider,
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzn, blasn und schnauben
Must immer nach trollen der geiß,
Und schien die sunn gar vberhaiß,
Der schweiß vber sein leib abrann.
Mit vnruh verzehrt der alt man
Den tag biß auff den abend spat,
Machtloß, hellig, gantz müd und mat
Die geiß widerumb heim hin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein regiment
Noch länger bhaltn in deiner händt?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den stabe dein
Und dein gwalt: ich beger mit nichten
Forthin dein ampt mehr auszurichten;
Ich merck, das mein weisheit kaum töcht (tauge)
Das ich ein geiß regieren möcht
Mit großer angst, müh und arbeit.
O Herr, vergib mir mein torheit!
Ich will fort der regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Peter, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,
Und vertraw mir in meine händt
Das allmechtige regiment." —

3) Der andere hier zu nennende Epiker, Joh. Fischart, „der Menzer" genannt, wurde in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vermuthlich zu Mainz geboren. Er hielt sich lange Zeit im Elsaß, besonders in Straßburg auf, wo er Stadtschreiber war und auch starb (gegen 1590). Er muß viel und weit in Deutschland gereist sein; denn er kannte Land und Leute durch und durch. — Dem Bekenntniß nach

war er Calvinist, und zwar ein sehr freisinniger; aber trotzdem schürte er noch die Hexenverfolgung. Er besaß großes satirisches Talent (vgl. unten § 43), war dazu ein grundgelehrter Mann. So war es ihm leicht, Andere maßlos zu verspotten; aber es war ihm dieß auch die größte Wonne. Zielscheibe seines Spottes war hauptsächlich die alte Kirche. Später richtete er seinen Spott auch gegen die „frommen Lutheraner".

4) Fischart schrieb meistens Satiren, worüber wir später (vgl. § 43, S. 167) berichten werden. Unter seinen epischen Dichtungen ist das „glückhafft Schiff" als die beste zu nennen, weil sie sich durch lebendige Schilderungen und edle Sprache auszeichnet. Diese Dichtung wurde also veranlaßt: Die Züricher boten den Straßburgern ein Bündniß an. Die Letzteren lehnten es jedoch ab mit dem Vorgeben, es liege Zürich zu weit von Straßburg entfernt. Da wollte Fischart das Grundlose dieses Vorgebens dichterisch darstellen und die Straßburger für das Bündniß gewinnen, und so dichtete er denn das „glückhafft Schiff" mit folgendem Inhalte:

Eine Büchsenschützengesellschaft in Zürich unternahm im Juni 1576 eine Reise zu Schiff nach Straßburg, die sie in einem Tage vollendete und wobei sie zum Zeugniß solch schneller Fahrt einen Kessel voll Hirsebrei, der in Zürich gekocht war, noch warm nach Straßburg brachte.

5) Von den zahlreichen Volksbüchern dieser Periode müssen doch einige hervorgehoben werden. Von den ernsten, die ihren Inhalt aus alten Rittergedichten und Sagen entlehnten, seien die vom ewigen Juden und von Faust genannt. Letzteres wirkte sehr gefährlich auf die Massen, beförderte Teufelei und Aberglauben.

Der ewige Jude, Ahasverus genannt, gibt vor, bei der Kreuzigung Christi betheiligt gewesen und von Gott dem Allmächtigen zur Strafe bisher am Leben erhalten worden zu sein. Er mußte immerzu wandern, ist aber unter der Zuchtruthe seines Schicksals ein gläubiger, gottvertrauender Christ geworden.

Faust ist ein Schwarzkünstler, der, mit dem Teufel im Bunde, allerlei zauberähnliche Werke vollführt, aber nicht bloß unheimliche und wüste, sondern auch heitere, sogenannte Zauberpossen. Zum Schluß wird er vom Teufel, dem er sich verschrieben, in grausenhafter Weise entführt.

6) Unter den komischen Volksbüchern steht das „Lalenbuch", das „der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten" enthält, obenan.

Wie in der vorigen Periode dem einen „Eulenspiegel" alle Streiche aufgebürdet wurden, die man sich von vielen Einzelpersonen erzählte, so werden nun hier einer einzigen Stadt, nämlich dem sächsischen Schilda und seinen Bewohnern (Lalenbürger) alle Thorheiten zugeschrieben, die man am Niederrhein von Dülken, in Westphalen von Bekum, in Niedersachsen von Buxtehude, in Schwaben von Tripstrill erzählte. Offenbar sollte hiedurch das dummkluge, pedantische Wesen verspottet werden, wodurch sich damals die Reichsstädter in ihren städtischen Angelegenheiten so oft lächerlich machten.

7) Das epische Volkslied ist auch in dieser Periode zahlreich vertreten; doch merkt man ihm auch den Parteihaß der Dichter an, von dem geleitet sie bewußt oder unbewußt die Geschichte fälschten. Daher sind die historischen Lieder fast durchweg parteiisch.

Vom Bauernkrieg.

Und wölt ir hören ein neu gedicht,
wie sich der bauer auf schalkheit verpflicht?
gelübd und eid vergeßen,
die herren vertreiben überal,
das haben sie sich vermeßen, ja vermeßen.

Am sunntag jubilate gieng es an,
do sah man manchen stolzen bauernman
wol über das felt her ziehen.
und do es an ein treffen gieng,
wie not was in das fliehen, ja fliehen!

Zum dorf ein was in also gach,
mancher stolze man der eilt in nach,
begert sich an inen zu rächen.
flieht! flieht! das was ir geschrei,
ir ordnung taten sie zerbrechen, ja zerbrechen.

Da nun dasselb also zugieng,
mancher baur großen schaden empfieng
an leib und auch an gute.
flieht! das was ir best geschrei,
wie angst was inen zu mute, ja mute!

Da nun der abent schier hergieng,
das dorf auch großen schaden empfieng
von wegen großem feure.
o herr Gott, der großen not!
das lachen was inen teure, ja teure.

Die nacht die drang nun auch heran,
ein weiß kreuz in einem roten fan
und sunst zwei fänle darneben,
das trugen die bauren zum dorf heraus.
gefangen täten sie sich geben, ja geben.

Herr Sigmund von Heßberg und die zwen hauptleut,
die drei die ritten zu dem dorf hinein:
die weren solten sie von sich legen.
des waren die bauren also fro,
ir keiner tät sich regen, ja regen.

Die bauren machten einen ring,
darzu die frummen von Kriechendingen,
und wolten merken gar eben,
und was ihnen käm für neue mär,
den eid tat man inen geben, ja geben.

Da nun das alles geschach,
der bauren hauf gar zerbrach
und tat sich gar zertrennen,
ein jeder wider heim zu haus,
mit laufen und mit rennen, ja rennen.

Ja, wer hat mer gehört solche geschicht?
Zwölf tausend bauren hatten sich zu einander verpflicht,
hab und gut zu gewinnen.
siben hundert man schlugen sie aus dem feld.
die kunst tat inen zerrinnen, ja zerrinnen.

Wölt ir wißen, warum es ist also gangen?
sie täten, als hetten sie Got gefangen,
das sakerment zertreten, die bildnuss zerbrochen.
das hat Got nit mügen erleiden
und sich an inen gerochen, ja gerochen.

Nun darf es dem frommen fürsten niemand verkeren,
darumb hab ich im es gesungen zu eren.
sein leut und land hat er ton retten.
wären die bauren daheime geblieben,
die münch singen lassen ir metten, ja metten!

Das haben die bauren nit wellen ton,
darumb hat man inen geben den lon
mit reiter und mit knechten.
wär ein jeder blieben zu haus,
er hät nit dürfen fechten, ja fechten.

Und wer ist, der das liedlein hat gesungen?

mit dem brandenbergischen haufen ist er hin gedrungen.
er hat sich müßen weren,
dazu in gelübd und eid,
darumb darfs im niemand verkeren, ja verkeren.

Er singt uns das und singt uns mer,
Gott behüt allen jungfrauen ir er
vor allen bösen zungen.
er dankt Gott in seinem reich,
daß im nit ist misselungen, ja misselungen.

Gegen die Türken.

Hort zu, ir christen, nicht erschreckt,
was ich euch neus wil singen.
Got hat sein arm ausgestreckt
mit einer scharfen klingen.
sein zorn erscheint an manchem ort,
mit angst sein wir umbgeben,
ach, laßt uns hören Gottes wort,
allzeit auch darnach leben.

Mit namen seind wir christen allein,
des tuen wir uns nicht achten.
was möcht Got mer wider sein,
seim willen nicht nach trachten!
kein beßrung ist, das sicht man frei,
wer helt sein stand und orden?
Gottslesterung, saufen und büberei
ist jetzt kein sünd mer worden.

Man hat lang gepredigt, g'sungen, g'sagt,
vergeblich uns vermanet,
Got auch uns vil und oft geplagt,
doch unser sehr verschonet.
nichts weniger für wir unsern bracht,
drumb ist die rut schon punden.
der türk kumt jetzt mit großer macht
samt seinen wütenden hunden.

Wolauf, ir burger arm und reich!
die zeit ist nun vorhanden.
vom ersten suchet Gottes reich,
laßt ab von sünd und schanden!
wie der künig zu Ninive tet,
ist selbs in aschen geseßen.
Got wirt erhören unser gepet,
seins zorns gar vergeßen.

Her, her, ir burger, drauf und dran
mit püchsen und helleparten!
wir haben noch manchen künen man,
des türken wöll wir warten.
der grabn ist weit und hoch der wal,
polwerk und gute mauren,
groß gschütz haben wir on zal,
o Wien, du sollst nit trauren.

Nun, türk, nun kum zum drittnmal her,
wir wöllen dich empfahen!
und wenn der teufel in dir wer,
noch soltu uns verschmahen.
der stat soltu nicht gweltig sein,
im land auch nicht bleiben.
schießt, stecht und schlagt mit freuden drein,
die schelmen zu vertreiben!

Gedenk, daß christlich billich sei,
umb christlichen glauben zu fechten!
von Christo müßt wir fallen frei,
wo sie uns übermöchten.
unser weib und kinder kemen in not,
wie vormals ist beschehen.
vil lieber sei uns der grimmig tot,
daß wir solchs nit ansehen.

Got in deinem höchsten tron
verleih dein gnad darneben,
daß wir frum zu werden heben an,
dem türken widerstreben!
er haßt dein nam, all christen gleich;
drumb tu uns gnad beweisen,
behüt das haus von Osterreich!
so müg wir dich loben und preisen.

Ir burger, nun seit wolgemut,
laßt euch gar nichts anfechten!
und wenn die türken all wern do,
all teufl mit in brächten,
so wirt Got unser hauptmann sein,
uns auch einmal erfreuen.
des walt Got vater, herre mein,
der tu sein gnad verleihen!

§ 42. Die lyrische Poesie.

1) Die lyrischen Meistergesänge dieser Periode, so viele auch ihrer sind und obgleich sie meist religiösen Stoff behandeln, haben dennoch keinen besonderen dichterischen Werth. „Man findet in ihnen nichts als verschlungene, überkünstliche Formen, blumenreiche Phrasen und dürftigen Inhalt" (Lindemann). Selbst von den zahllosen des Hans Sachs verdienen die meisten diesen Tadel.

Der Lobgesang Zachariä.

(Johann Englisch.)

Gebenedeit sei Got der Herr,
des Israels der höchste!
der hat besucht und geschickt her,
daß er sein volk erlöste;
hat aufgericht,
wie man jetzt sicht,
von Davids haus das horen
der seligkeit,
den sündern breit,
die darzu seind erkoren.

Vor langer Zeit hats zugeseit
durch den mund der propheten,
zu retten sie ist er bereit
von den feinden aus nöten,
von's hassers hand
sie allesant,
wie er denn hat verheißen,
barmherzigkeit
weit ausgespreit,
den vätern ist's geleistet.

Er hat gedacht an seinen bunt,
dem Abraham geschworen,
dadurch denn auch ein jeder kunt,
von Got aus forcht erkoren,
von feindes kraft
an Got behaft,
mit heil'ger forchte streben
in grechtem sin
ganz frei dahin,
dieweil er hat das leben.

Und du, vil seligs kindelein,
wirst Gotts prophet genennet;
dann sein vorgänger solt du sein,
auf daß er werd erkennet,
zur seligkeit,
auch werd bereit
seim volk dahin die straße;
wann er hinlat
ir missetat,
macht sie so quit und lose.

Durch sein barmherzigkeit das gschicht,
die obenrab sich leitet,
darin gar bald den trost ersicht,
der jämmerlich lag gespreitet
in finsternis
und todes biß,
darin so gar on mute;
drumb unser fuß
nimm schlüpfen muß
aus friedens straßen gute.

2) Wie das epische, wurde auch das lyrische Volkslied eifrigst gepflegt. Alles Volk sang: der Jäger im Wald, der Landmann auf dem Feld, der Bergknappe im Schacht, der Reiter und Landsknecht im Kriege, die Burschen und Mädchen am Abend nach gethaner Arbeit.

3) Keine Dichtungsart entfaltete sich zu so reicher und schöner Blüthe, wie das Kirchenlied. Begreiflicherweise wurde es am meisten von den Lutheranern und Reformirten gepflegt: denn nachdem sie die lateinische Messe und überhaupt die lateinische Sprache aus ihrem Culte verbannt

hatten, mußten die Lücken durch deutsche Gesänge ausgefüllt werden; und so war denn dem deutschen Kirchenliede ein viel größeres Feld eröffnet. Luther selbst übersetzte in vortrefflicher Weise alte katholische Lieder (z. B. Veni creator spiritus — Komm' heiliger Geist), arbeitete Psalmen oder alte deutsche Lieder um, oder er dichtete neue, z. B. sein berühmtes Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Viele andere protestantische Geistliche folgten seinem Beispiel, so daß G. Witzel uns berichtet: „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt." Auch Hans Sachs verfaßte viele Kirchenlieder, die zu den besten jener Zeit gehören. Und so kam es, daß man bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis 20,000 geistliche Lieder zählte. — Von den vielen Dichtern protestantischer Kirchenlieder nennen wir den „alten Kantor" Nikolaus Hermann mit seinem kindlichen Sinne, seinen Freund, Pfarrer Matthesius, der Gustav Adolphs Lieblingslied („Auß meines Herzens Grunde sag' ich dir Lob und Dank") verfaßte, Paul Speratus, Philipp Nikolay, der zur Pestzeit zwei berühmte Lieder sang (wovon das bekannteste: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern"), und Bartholomäus Ringwaldt.

Ein Kinderlied auf die Weihnachten.

(Von Luther.)

Vom himmel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute neue mehr,
der guten mehr bring ich so vil
davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein kindlin heut geborn,
von einer jungfrau auserkorn,
ein kindelein so zart und fein,
das sol eur freud und wonne sein.

Es ist der HERR Christ, unser Got,
der will euch fürn aus aller not,
er wil eur heiland selber sein,
von allen sünden machen rein.

Er bringt euch alle seligkeit,
die Got, der vater, hat bereit,
daß ir mit uns im himelreich
solt leben nu und ewigleich.

So merket nun die zeichen recht,
die krippen, windelein so schlecht,
da findet ir das kind gelegt,
das alle welt erhelt und tregt.

Des laßt uns alle frölich sein,
und mit den hirten gehen hinein,
zu sehen, was Got uns hat beschert,
mit seinem lieben son verert.

Merk auf, mein herz, und sihe dorthin,
was ligt doch in dem krippelin?
wes ist das schöne kindelin?
es ist das liebe Jesulin.

Bis willekom, du edler gast,
den sünder nicht verschmehet hast
und kömst ins elend her zu mir,
wie sol ich imer danken dir?

Ach HERR, du schöpfer aller ding,
wie bistu worden so gering,
daß du da ligst auf dürrem gras,
davon ein rind und esel aß!

Und wer die welt vil mal so weit,
von edelstein und gold bereit,
so wer sie doch dir vil zu klein,
zu sein ein enges wigelein.

Der sammet und die seiden dein
das ist grob heu und windelein,
darauf du kön'g so groß und reich
her prangst, als wer's dein himelreich.

Das hat also gefallen dir,
die warheit anzuzeigen mir,
wie aller welt macht, ehr und gut
für dir nichts gilt, nichts hilft noch tut.

Ach, mein herzliebes Jesulin,
mag dir ein rein, sanft bettelin,
zu rugen in meins herzen schrein,
daß ich nimer vergeße dein.

Davon ich allzeit frölich sei,
zu springen, singen imer frei
das rechte sussaninne schon,
mit herzenlust den süßen ton.

Lob, er sei Got im höchsten tron,
der uns schenkt seinen eingen son;
des freuen sich der engel schar
und singen uns solchs neues jar.

Danket dem Herrn.

(Von Nikolaus Hermann.)

Danket dem herren heut und allezeit,
denn groß ist seine güt und miltigkeit,
alles fleisch er speist und erhelt,
denn sein geschöpf im wol gefelt.

Wenn über uns sein angesicht nur leucht,
der regen und tau die erd befeucht,
alsdenn wechst alles laub und gras,
sein werk treibt er on unterlaß.

Sobald der herr auftut sein milde hand,
so wechst die füll in allem land,
daß sich des freuet jederman,
kein mensch noch vieh darf mangel han.

Er hat kein lust an eim starken helt,
kein pracht noch macht im wolgefellt,
im liebt, daß man in fürcht und traut,
wer auf in hofft, hat wol gebaut.

Billich wirt er von uns gepreist,
daß er uns so reichlichen speist.
o vater, für dein gütigkeit
sagen wir dir dank in ewigkeit.

Ach herr, gib uns ein fruchtbar jar,
den lieben kornbau uns bewar,
für teurung, hunger, seuch und streit
bewar uns, herr, zu diser zeit.

Unser lieber vater du bist,
weil Christus unser bruder ist;
drumb trauen wir allein auf dich
und wollen dich preisen ewiglich.

Ach bleib bei uns, herr Jesu Christ,
weil es nu abent worden ist,
dein wort, o herr, das ewig liecht,
laß ja bei uns auslesche nicht.

Er, lob und dank mit hohem preis
für disen trank und dise speis,
die uns der lieb und freundliche Got
aus gnaden jezund mitgeteilet hat!

Denn er ist freundlich und sein genad,
sein güt und treu kein ende hat,
der da erneret alles fleisch,
der seim geschöpf sein hülf beweist,

Der alle tier, fleisch und vöglein
mit seiner güt erhelt allein.
wenn der alt rab sein jung verleßt,
so speist sie Got in ihrem nest.

Er hat kein lust an rosses sterk,
gibt auch gar nicht auf stolze werk;
allein dem ist er lieb und wert,
der auf sein güte wart und ert.

Wir danken dir vater, herr und Got,
daß du uns speisest in hungers not,
durch unsern herren, Jesum Christ,
Der unser heiland und erlöser ist. Amen,

Es ist gewißlich an der Zeit.

(Von Johannes Magdeburg.)

Es ist gewisslich an der zeit,
daß Gottes son wird kommen
in seiner großen herrlichkeit,
zu richten bös und frommen.
da wird das lachen werden teur,
wann alles wirt vergen durchs feur,
wie Paulus davon zeuget.

Posaunen wird man hören gen,
in aller werlet ende:
wann für Gottes g'richt werden sten
all menschen gar behende.
da wirt der tot erschrecken ser,
wann er wirt hören neue mer,
daß alles fleisch sol leben.

Ein buch wirt abgelesen bald,
darin da stet geschrieben,
wie Got wird richten jung und alt;
nichts bleibt alda verschwiegen.
da wirt eim jeden kommen zu haus,
wie er es hat gerichtet aus
in seinem ganzen leben.

Was werd ich armer sünder tan,
für meim gerichtstul sagen?
was werd ich für ein fürsprecher han,
der mein sach wird antragen?
das wirstu tun, herr Jesu Christ,
dieweil du darumb kommen bist,
all sünder zu erlösen.

Wenn ich an meine sünd gedenk,
mein augen die tun weinen:
wenn ich an die ewig freud gedenk,
mein herz tut sich erfreuen.
herr, hilf, daß ich dein angesicht
mög sehen mit meim augenlicht
dort im ewigen leben!

Hilf, du heilige dreifaltigkeit,
daß mein nam werd gefunden
im buch des lebens allezeit
in meiner letzten stunde.
weich nicht von mir, herr Jesu Christ,
dieweil daß du mein helfer bist,
bitt, wöllst nicht von mir scheiden.

Herr Jesu Christ, kom, machs nicht lang
in disen letzten tagen;
den menschen ist auf erden bang,
laß sie doch nicht verzagen,
schick in den tröster, den heiligen geist,
der sie den weg zum himmel weist,
durch Jesum Christum. Amen.

4) Dieß Beispiel wirkte natürlich anregend auf die Katholiken, so daß nun auch bei ihnen der deutsche Kirchengesang mehr und mehr beliebt und geübt wurde. Besonders verschafften sich Uebersetzungen und Umarbeitungen der vielen herrlichen lateinischen Hymnen Zutritt bei dem Gottesdienste. Aber auch Originaldichtungen folgten nun rascher aufeinander. Schon im Jahre 1537 konnte deßhalb zu Leipzig ein katholisches Gesangbuch mit deutschen Liedern (von Michael Vehr) im Druck erscheinen. Ihm folgte das von Leisentritt (1567), im Jahre 1586 das Münchener und im Jahre 1609 das Paderborner Gesangbuch: „Alte Catholische geistliche Kirchengesäng". Im Jahr 1629 erschien zu Münster ein plattdeutsches katholisches Gesangbuch mit dem Titel: „Catholische Geistlike Kerkengesang up de vornembsten Feste und sonsten dorch dat gantze jahr nüttelick tho gebruken. Sampt den seuen Bothpsalmen und andere utherlesene Catholische Leder und Psalmen. Dem

gemeinen Vaterlandt tho nütte in düsse korte Form und Sprake auergesatt. Gedruckt tho Münster in Westph. bey Bernard Raßfeldt im jahr 1629."

5) Noch sei eine Notiz, die beide Confessionen betrifft, hier beigefügt. Man dichtete nämlich gerne weltliche Volkslieder in geistliche Lieder um. Die große Popularität der Volkslieder sollte so den Umdichtungen zu Gute kommen. So entstand z. B. das Lied: „Es wollt' ein Jäger jagen, er jagt vom Himmelsthron; was begegnet ihm auf dem Wege? Maria, die Jungfrau schon (schön)." Unter den Protestanten that sich hierin ein gewisser Henrich Knaust hervor. Von ihm sind die „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein, christlich, moraliter und sittlich verändert, damit die böse, ärgerliche Weise, unnütze und schandbare Liedlein zu singen, mit der Zeit abgehen möchte". Allein diese Art umzudichten, ist doch etwas Verfehltes; sie wird gern läppisch und profanirt sehr leicht das Heilige.

Insbruck ich muß dich laßen,

christlich geändert.

(Von Henrich Knaust.)

O welt, ich muß dich laßen
und far dahin mein straßen
ins vaterland hinein.
irdisch freud ist mir g'nommen,
die ich nicht mer bger zu bekommen,
weil ich in elend bin.

Groß leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten herren mein.
ach Got, nu laß mich armen,
im herzen dein erbarmen,
weil ich so arm muß sein!

Mein trost in allem leiden,
von dir sol mich nicht scheiden
kein not in diser welt,
kein armut sein zu schwere,
mein sin und all mein bgere
zu dir allein hab gstellt.

Meienlied.

(Von Jakob Klieber.)

Der meie, der meie bringt uns der blümlein vil,
ich trag ein frei gemüte, Got weiß wol, wem ichs wil,
Got weiß wol, wem ichs wil.

Ich wils Christo dem herren, der unser heiland ist,
er tregt das kreuz für unser sünd, ja, wie man von im list,
ja, wie man von im list.

Wir waren all gefangen, im tod warn wir verlorn;
die sünd die quelt uns tag und nacht, darin wir warn geborn,
darin wir warn geborn.

Und niemant kan uns helfen, dann diser herr allein,
ist uns zu gut geboren von einer jungfrau rein,
von einer jungfrau rein.

Und ist für uns gestorben, auferstanden vom tod,
hat uns das heil erworben, geholfen aus der not,
geholfen aus der not.

Er hat das gesetz erfüllet, das uns so hat verklagt,
und hat das fünklein gestillet, das unser gwißen nagt,
das unser gwißen nagt.

Er ist der weg, das liecht, die pfort, die warheit und das lebn,
er ist des vaters ewigs wort, das er uns hat gegebn,
das er uns hat gegebn.

Er hat den tot überwunden, die hell gerißen ein,
die sünd hat er verschlungen, geholfen aus der pein,
geholfen aus der pein.

Er wil die nit verlaßen, die an in glauben seind,
das hat er uns versprochen, dann wir sein kinder seind,
dann wir sein kinder seind.

Drumb wer im kan vertrauen, verleßt er nimmer mer.
demselben unserm herren, dem sei preis, lob und er,
in ewigkeit bißher.

§ 43. Die didaktische Poesie.

1) Die meisten Lehrdichtungen dieser Periode gehören der „Satire" an. Denn im damaligen religiösen Kampf brauchten gar viele Schriftsteller diese scharfe Waffe. Die vier geistreichsten Kämpfer waren der schon genannte Fischart, Thomas Murner, Ulrich von Hutten und Johannes Nas. Talentvoll und gelehrt, wie diese Männer waren, schlugen sie dem jeweiligen Gegner manche schmerzliche Wunde. Leider spielte aber auch großer und selbst ungerechter Haß hiebei seine Rolle (vgl. Fischarts Auslegungen alter Steinbilder am Münster).

2) Der beste und zugleich originellste Dichter auf protestantischer Seite war Fischart. Seine Personalien lernten wir kennen, als wir von seinen epischen Dichtungen sprachen (vgl. S. 158); die Satire war jedoch sein Hauptfeld. Er schrieb kirchliche und weltliche Satiren. Zielscheibe seines bittersten Spottes waren die alte Kirche („der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarmes"), das Mönchthum („der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit") und der damals aufblühende Jesuitenorden („die Legend von dem vierhörnigen Jesuitenhütlein"). Uebrigens verschonte der „fortgeschrittene" Calvinist auch nicht die frommen Lutheraner. Schadenfroh ergriff er jede Gelegenheit, seine scharfen Pfeile auf sie abzuschnellen. Fischarts weltliche Satiren verrathen nicht minder seine Derbheit und seine Liebhaberei für das Gemeine. Frei von Ungezogenheiten ist nur das „Poda-

grammisch (pfotengrammisch) Trostbüchlein", worin er den „pfotengrammischen Hand- und Fußverstrickten" das boshafte Compliment macht, Fräulein Pfotenkrampf, das „federlinde" Töchterlein, sei von je an seine Hofhaltung gewohnt gewesen; zu ihrem Hofstaat gehören unter Anderen „die Jungfrau Polyphagia von Frashausen und Schleckspitzen, die verdrüssig leidselige Frau Misoponia oder Arbeitscheu von Faulgänglien, die plinzelnd Jungfrau Philippinia oder Schlafhulda von Federhausen". — Sein Hauptwerk ist seine „Geschichtsklitterung", wozu ihm eine französische Dichtung von Rabelais die Unterlage, das Gerippe bot. Es ist ein Buch voll Laune und Witz, und zugleich ein erschöpfendes Culturbild von Fischarts Zeit. Denn an der Hand des Lebens von Gargantua (so heißt der Held des Buches) schildert und geißelt er die Schattenseiten seiner Zeit: besonders die Ueberschätzung der vornehmen Abstammung, die Ausschweifung jeder Art, die Putz- und Proceßsucht, die falsche Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit u. s. w.

3) So geistreich und witzig Fischarts Schriften sind, so reich sind sie auch an Derbheiten der gröbsten Art. Die eine oder andere, z. B. seinen „Flöhhatz", hat so viel Ungezogenes, daß sie fast unleserlich wird. Nur sein „Trostbüchlein" macht eine rühmliche Ausnahme. Dieser „Grobianismus" lag nun freilich auch in der Zeit. — Durchaus original aber ist Fischarts Darstellungsweise. In der Bildung von Wörtern, Sätzen und Perioden leistet er so Komisch-Seltsames, wie nichts Aehnliches mehr in unserer Literatur existirt. Besonders wimmelt es in seinen Schriften von absonderlich neuen oder bizarr veränderten Wörtern. Er häuft derlei Wörter oft so an, daß er dem Leser zum Weiterlesen förmlich den Weg versperrt. So hart sie übrigens unser Ohr treffen, so erschüttern sie doch unser Zwerchfell; man muß eben lachen, zugleich aber auch staunen über die große Gewalt, die dieser Wortkobold über die Sprache ausübt. Schon der Titel von spätern Ausgaben der „Geschichtsklitterung" ist ein Beispiel hiefür. Er lautet: „die affentheuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vollenwolbeschreiten Helden und herren, Grandgoschier, Gorgellantua und des eiteldurstlichen, durchdurstlechtigen Pantagruel" u. s. w. Diese seine burleske Darstellungsweise zog ihm schon öfters geringschätzende Kritik zu, als ob er nur ein „Hanswurst", ein „närrischer Kopf" wäre, dessen ganze Kunst in schlechten Wortwitzen bestehe, oder darin, „närrische, stachlichte, kurzweilige Wörter und Unwörter" zu erfinden. Doch gründlichere Bekanntschaft mit ihm, wie sie z. B. Vilmar eigen ist, findet:

„Er hat die Narren seiner Zeit, er hat die Narren aller Welt in diese Wörter gebannt, und diese führen nun in diesen Wörtern den grandiosesten Fasching auf, den man sich denken kann, so daß man mittanzen muß den tollen Wörtertanz, man mag wollen oder nicht. Denn man fühlt es wohl, daß hier nicht ein Narr, sondern

ein Meister der Narren zu uns, ja zu dem eigenen Narren in uns spricht, wenn er nach einer langen Vorrede voll der seltsamsten Wörter und sinnverwirrendsten Bilder uns anredet. „„Wohin meinst aber, du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dieß vorgespiegelte, vorgetrabte, vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewiß, zu nichts anderem, als daß du mein Jünger, und etliche andere deiner Mitnarren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urtheilen lernet; also, daß, wenn ihr einmal von der Bibel über etliche Titel von Büchern unseres Gespinstes kommt, die euch wunderlich krabatisch in die Ohren lauten, als aller Praktik Großmutter, der Praktikmutter erstgeborner Sohn, Flöhatz, die Kunkel- oder Rockenstub, Fatztratzbrief, Bacbuc, Flaschtasch, Taschflasch, Schwalm- und Spatzenpatz, die Göffellöfflichkeit, Froschgosch, Anatomie der Knackwürste, Trollatische Träume und andere dergleichen Winholdisch und elloposkleronisch Sauerwerk — daß ihr, sag ich, nicht gleich darauf fallet, und meinet, es werde nichts anderes als Spottwerk, Narrerei und anmuthige Lügen darin gehandelt, sintemal die Rubrik und Titel einen so anlachen. O nein, meine lieben Kinder, es hat weit die Meinung nicht — es kann sich im Marcolfischen Esopo auch ein Salomo verbergen; ihr pflegt doch selber zu sagen, das Kleid macht keinen Mönch, und mancher ist verkappt in eine Mönchskutt, trägt doch einen Mönch-Ilsanischen Landsknechtsmuth, mancher trägt ein Pfaffenschlappen, trüg billiger ein Reiterskappen, mancher der nie kein Pferd beschritt, singet doch ein Reiterlied, non est venator jeder durch cornua flator, es jagen nicht all' Hasen, die Hörner blasen. So nun dieß nicht nach dem äußerlichen Schein anzusehen, so will sich auch gebühren, daß man hie dieß Büchlein recht eröffene und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Specerei darin von mehrerem und höherem Werth ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und aus der Abweise geschaffen, als die Ueberschrift vielleicht möcht fürwenden"" (Vilmar).

4) In Spottschriften und Spottgedichten auf den Klerus war fast ebenso eifrig und gewandt — Ulrich von Hutten (1488—1525). Hutten, ein fränkischer Ritter und einer der genialsten Humanisten, führte ein höchst unruhiges Leben und es ging ihm oft recht schlecht. Freilich trug er selbst die meiste Schuld hieran. Mit seiner Familie zerfallen, mit Noth und Verfolgung kämpfend, bald das Schwert bald die Feder führend, so trieb er sich im deutschen Reiche und in Italien herum, bis er, zuletzt noch von der Reichsacht getroffen, als Flüchtling von Stadt zu Stadt eilte und erst auf der Insel Uffenau Zuflucht, bald nachher auch seine Ruhestätte fand. Dieses sein so frühes Grab grub er sich selbst hauptsächlich durch sein lockeres Leben. — Seine äußerst scharfen Streitschriften waren fast alle lateinisch; in deutscher Sprache schrieb Hutten das Wenigste und mit einer gewissen Unbeholfenheit. Das berühmteste deutsche Gedicht ist sein leidenschaftliches „new Lied", welches beginnt: „Ich hab's gewagt mit sinnen, und trag des noch kein reu."

Hutten war geistig reich begabt, insbesondere ausgerüstet zu einem literarischen Kämpfer und zu einem politischen und religiösen Aufwiegler. Den Funken der Unzufriedenheit verstand er trefflich zu einer Flamme anzublasen; und er that es auch eifrigst, wiewohl meist in Latein schreibend. Er war sich seines Zieles klar bewußt;

und mit zäher Ausdauer, furchtlos und trotzig, stürmte er darauf los. Seine Losung aber war: „Macht euch frei von Rom", und: „Brechet die Macht der Reichsfürsten." In erster Hinsicht betheiligte er sich denn nicht bloß bei der überaus boshaften gegen die Mönche gerichteten Satire: „Epistolae virorum obscurorum" (d. h. Briefe der Dunkelmänner), sondern veröffentlichte auch unter seinem eigenen Namen eine Reihe äußerst scharfer, vielbewunderter Satiren gegen Kirche und Klerus. „Er verirrte sich hiebei freilich nicht in die beschränkten theologischen Zänkereien" (Kurz); denn er hatte so ziemlich mit allem positiven Christenthum gebrochen, und hielt nur in sofern zu Luther, als dieser ihm ein kräftiger Mauerbrecher zum Sturze der römischen Kirche zu sein schien. In anderer Hinsicht hetzte er den Adel und die Städter zu einem kriegerischen Vorgehen gegen die Fürsten auf, so zwar, daß es zu einem Putsche kam, der elend ausging und dem Chef desselben — Franz von Sickingen — das Leben kostete.

5) Thomas Murner*, Franziskaner in Straßburg (geb. 1475, gest. 1530), ist der beste Satiriker katholischerseits. Anfangs war er mehr für, als gegen Luther. In seiner „Narrenbeschwörung" und seiner „Schelmenzunft" eifert er im Sinne Luthers rücksichtslos gegen vielerlei Bestehendes, übersetzte sogar eine Schrift desselben. Als ihm aber dieser zu weit ging, da machte er entschieden Front gegen ihn und wählte ihn als Zielscheibe seines Spottes in einem besonderen Werk, welches allseitig als sein berühmtestes anerkannt ist. Schlagender Witz, lebendige Darstellung, naive Sprache machen dieses, wie seine Schriften überhaupt, sehr ergötzlich. Schlägt er auch scharf, rücksichtslos, ja grob drein; er thut es doch mit Geist und erzwingt Bewunderung für sein eminentes Talent. — Wie Fischart von Hutten, so wurde der katholische Kämpe Murner von dem Barfüßermönche Johannes Nas* (Nasus) secundirt. Nas, welcher später Weihbischof zu Brixen wurde und viele ausgezeichnete Predigten hinterließ, war ein kräftiger, aber ruhiger Vorkämpfer der alten Kirche. Sein Ton ist ächt volksthümlich, er liebt das Sprüchwort und populäre Gleichniß; sein Witz ist überraschend. Uebrigens schwang er die Geißel der Satire auch gegen verschiedene Sorten damals grassirenden Aberglaubens, gegen das Wahrsagen aus Planeten, das Nativitätsstellen u. s. w. Er that dieß in seiner „Practica practicarum".

6) Das Thierepos fing schon in der vorigen Periode an, lehrhaft zu werden, nämlich in Reineke de vos (vgl. S. 108). In dieser Periode nun hüllt es sich so sehr in das satirisch-didaktische Gewand, daß man es als reines Epos kaum mehr gelten lassen kann, daß es vielmehr als Ueberläufer zur Lehrdichtung anzusehen und somit als eine neue Art von Lehrdichtung, nämlich als allegorisch-satirisches Lehrgedicht (worin eben die Thiere nur maskirte Menschen, besonders Zeitgenossen sind) hier zu besprechen ist. Das bedeutendste der Art ist: „Die Froschmeuseler oder der Frösch und Meuse wunderbare Hoffhaltung von Marcus Hüpfinsholz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger und

Calmeuser", von Georg Rollenhagen (Rector zu Magdeburg) im Jahr 1595 edirt. Jedoch ist es kein deutsches Originalgedicht, sondern mehr eine Nachbildung des altgriechischen Froschmäusekriegs mit vielen komischen Einschiebseln. Daß manche der letzteren für den Klerus gemünzt sind, läßt sich denken. — Auch der einem italienischen Gedichte nachgebildete „Mückenkrieg" fand viele Leser, wiewohl es lange nicht das Original erreicht. Sehr schwach sind die Producte wie: „Der Ganskönig", „der Stockfischkönig", „der Eselkönig" u. s. w.

7) Die Lehrfabel begnügte sich in dieser Periode nicht mehr mit der allgemeinen Moral; denn sie wird nun für Klagen und Beschwerden der Zeit, sowohl politischer als religiöser Art, in Dienst genommen. So zieht Erasmus Alberus in seinem „Buch der Weisheit" mit 49 Fabeln gegen die „Papisten und Schwärmer" (Zwinglianer) zu Feld „als ein grober Wetterauer, dem die Zunge nicht wohl geschliffen ist". — Viel begabter war der Fabeldichter Burkhard Waldis, ein Hesse, der nicht bloß das Leben seiner Zeit, sondern auch die mittelalterliche Dichtung kannte. Sein „Esopus" bringt 400 Fabeln und Schwänke. Bei vielen ist es auf bestimmte Personen und Orte abgesehen. Mönche, Beichte und Ablaß finden auch bei ihm keine Gnade und Schonung. Hagedorn und Gellert kannten und benützten diesen alten Fabulisten.

Vom Bauren und dem Gott Herkules.

Es hett ein Bauwr ein Karren geladen;
Da fuhr er mit zu großem Schaden
Mit seinem Pferd in eine Pfützen:
Da blieb er in dem Kathe (Kothe) sitzen.
Er rief bald an den Herkulem,
Daß er sich seines Jammers annehm,
Und hülf ihm jetzt aus diesem Kat,
Kein menschlich Hülf er sonst nicht hat.

Da rief ein Stimm vom Himmel 'rab:
„Kein größern Narrn gesehen hab!
Dein unnütz Rufen ist nit wehrt:
Nim dein Geißel und schlag das Pferd,
Tritt in die Pfützen unters Rad,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Und ruf dann Herkulem wieder an,
Dann wird er treulich bei dir stahn."
(Waldis.)

§ 44. Die dramatische Poesie.

1) Schon oben bei der Ueberschau (§ 40) wurde gesagt, daß nun die eigentlichen Mysterien mehr und mehr verschwanden, daß sich aber dafür eine geringere Abart derselben — die biblischen Schauspiele („Moralia") sowohl bei Katholiken wie Protestanten besonderer Pflege erfreuten.

Da erschien denn auf der Bühne: „Ein schön spil vom gläubigen vatter Abraham", „von Josephen dem frommen Jüngling", „die Historie Gideons", „ein spil von König Saul und dem Hirten David, durch eine ehrsame Bürgerschaft der löblichen stat Basel gespilt" (1571), „Durchzug der Kinder Israels durch den Fuhrt Jordans, durch Bürger der Stadt Lenzburg gespielt" (1579), ein Spiel „von der

gottfürchtigen und keuschen Jungfrawen Susanna", „das gulden Kalb", „von den sieben Märterern und ihrer Mutter" (Eisleben 1589), eine „geistliche Komödie von Holoferne und Judith", eine „traurige biblische Tragödie von Jephta's Gelübd". Aus dem neuen Testament erschien die Komödie vom verlornen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazaro, die Tragödie von Johannes dem Täufer, das Spiel von dem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte, „in der österreichischen Stadt Ensisheim 1574 durch junge Knaben sehr lustig gehalten". (Nach Lindemann.)

Katholischerseits kamen auch dramatisirte Heiligenlegenden und allegorische Schauspiele in Schwang. Mit besonderer Vorliebe wurden die eben genannten Spiele von den Jesuiten (in ihren Collegien) gepflegt und in pompöser Weise aufgeführt. Doch waren dieselben größtentheils lateinisch abgefaßt, um die Schüler zugleich sprachlich zu üben.

2) Was die kirchlich-polemischen Dramen betrifft, so trieben es hier die Schweizerdichter am ärgsten, an der Spitze der in Religionshaß verbissene Nikolaus Manuel, ein Berner Maler (Schüler Holbeins und Tizians). So ließ er durch die Berner Jugend den „Todtenfresser" (gegen die Seelenmessen gerichtet) und das Gespräch: „Von der Meßkrankheit und ihrem letzten Willen" aufführen. Vortheilhaft stechen davon die in den Jesuitenschulen aufgeführten Stücke ab, „in denen uns keine directen Satiren auf die reformirten Gegner begegnen und die in der Regel ernst und würdig gehalten sind" (Menzel).

3) Unter den Dichtern, welche das weltliche Drama (das ernste oder komische) eifrigst pflegten, heben wir die drei besseren heraus, wiewohl auch ihre Kraft nicht ausreichte, uns eine nationale Bühne zu verschaffen (vgl. S. 148). Es sind die zwei bürgerlichen Dichter Jacob Ayrer und Hans Sachs (beide aus Nürnberg), und der Herzog Heinrich von Braunschweig. — Jacob Ayrer, der Aeltere (Notar zu Nürnberg, † 1605), hinterließ an „dreißig ausbündtig schöne Komödien und Dragödien" meistens in Versen. Die römische („Servius Tullius") und griechische („Einnahme von Konstantinopel") Geschichte, aber auch die alte Sage („Kaiser Otnit", „Hugdietrich") lieferten ihm die Stoffe. Leider bilden Schauder, Blut und Schrecken den Grundzug dieser Dramen, wiewohl es auch an komischen Scenen und an Liedern nach bekannten Volksweisen nicht fehlt. Im Kaiser Otto z. B. werden dem Crescentius Nasen und Ohren abgeschnitten, dem Papst Johann die Augen ausgestochen, einer, der um die Kaiserin buhlt, wird verbrannt, einer, der sie verschmäht, hingerichtet, und der Kaiser mit ein Paar Handschuhen vergiftet. Nebenbei war Ayrer auch fleißiger Fastnachtsdichter; 36 Fastnachtsspiele sind von ihm erhalten. — Auch Hans Sachs griff mitunter nach ächt volksmäßigen Stoffen; er dramatisirte z. B. den „Tod Sigfrid's". Doch war das Fastnachtsspiel noch mehr sein Feld; auch bewegte er sich darauf mit mehr Anstand als alle

anderen. Er zieht auch die „Narren" in diese Spiele herein, was er wohl von Brandt und Murner abgesehen hat. Am berühmtesten und von sittlicher Tendenz ist sein „Narrenschneiden", ein Fastnachtsspiel mit drei Personen (der Arzt, dessen Knecht und der Kranck).

Der Kranck, „dem groß geschwollen ist sein Leib, als ob er wassersüchtig sei", stellt sich dem berühmten Doktor. Dieser denkt zuerst an ein Trüncklein, das ihm den Magen fegen soll, „nemblich ein vierteil Buttermillich temperiret mit eim viertl sommer Bier". Doch kömmt er bei fortgesetzter Diagnose dem Uebel auf den wahren Grund. „Der Mensch steckt aller voller Narren", so ruft er, und der Knecht fällt ein: „Mein Freundt so ist gar nit zu harrn So muß man dir die Narren schneiden." Und nun muß sich der Arme nothgedrungen ergeben für einen todten Mann und sich die Narren schneiden lassen, was denn der Doktor unter Assistenz des Knechts meisterhaft und obendrein gratis vollführt. Köstlich ist geschildert, wie die sieben großen Narren (Stolz, Geiz, Neid 2c.), einer nach dem andern entdeckt, gepackt und ausgezogen werden. Desgleichen, wie schließlich der immer noch geschwollene Leib verräth, daß noch das Narrennest mit zahllosem Narrengeschwürm (jungen Narren) in ihm sitzen und wie das auch noch operirt wird. „Was weren das für Narren worn?" frägt nach geschehener Kur der Kranck, und es belehrt ihn

Der Knecht.

Allerley Gattung, als falsch Juristen,
Schwarzkünstner und die Alchamisten,
Finantzer, Alefantzer und Trügner,
Schmeichler, spotfehler und lügner,
Wunder, Egelmeyr und leunisch,
Grob, ölprer, unzüchtig und hewnisch,
Undankbar, stocknarren und gech,
Fürwitzig, leichtfertig und frech,
Gronet und gremisch, die allzeit sorgen,
Böß zaler die doch gern borgen
Spieler, Bögschützen und Waidleut,
Die viel verthon nach kleiner Beut,
Summa summarum, wie sie nannt:
Doktor Sebastianus Brandt
Inn seinem Narrenschiff zu farn.

— — — — — — — —

Der Kranck (steht auf und spricht).

Mein Herr ich bin gar gsund und ring,
Vor freuden ich gleich hupff und spring,
Wie hetten mich die Narren besessen!
Sagt, hett ichs trunken oder gessen,
Fort wollt ich meiden solche speiß.

Der Artzt.

Weist nicht, man spricht nach alter weiß
Das jedem gfelt sein weiß so wol,
Des ist das Landt der Narren vol.
Von dem kamen die Narren dein:
Das dir gefiel dein sinn allein
Und ließt dein eigen willen raum,
Hielst dich selber gar nit im zaum;
Was dir gefiel das thetst du gleich.

Der Kranck.

O Herr Doktor, gar künstenreich!
Ich merk, ewer Kunst die ist subtil,
Ich thet je als was mir gefiel,
Es brecht mir gleich nutz oder schaden.
Nun ich der Narren bin entladen,
So will ich fürbaß weißlich handeln,
Fürsichtigklich heben und wandeln,
Und volgen guter Lehr und rath.

4) Viel begabter als die beiden Nürnberger war Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613). Er war der erste deutsche Fürst, der eine Schauspielertruppe an seinen Hof rief, und schrieb selbst elf Dramen, die wenigstens wegen ihres lebhaften Dialogs allen anderen der Periode vorzuziehen sind. Diese seine dichterische Laufbahn eröffnete er zwar mit einem biblischen Stück „Susanna", behandelte aber

sofort weltliche Stoffe, die er zunächst den alten Schwänken und Romanen entnahm. Am gelungensten ist sein „Vincentius Ladislaus, Satrapa von Mantua“, worin sich der Hauptheld wie ein Ahne des Baron von Münchhausen gerirt, d. h. großspricht und aufschneidet. Besondere Anerkennung verdient, daß der fürstliche Dichter die Volkskomödie mit der höhern Bildung zu vermitteln und so zum wahrhaft nationalen Drama erheben wollte. Er ließ sich nämlich zu dem Zwecke in seinen eigenen Komödien stets zum Volke herab und suchte hingegen durch Errichtung eines Hoftheaters das Volk heranzuziehen und emporzuheben. Insofern war er ein Frühlingsbote für die deutsche Dramatik, aber statt des Frühlings kam ein lang andauernder harter Nachwinter — der dreißigjährige Krieg.

Sechste Periode.

Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft: Von 1618 bis 1748.

(Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

---

§ 45. Schlimme Aussichten.

Gleich am Eingang dieser Periode steht der dreißigjährige Krieg, gewiß kein gutes Omen für das fernere Schicksal der deutschen Poesie. Schon der Krieg an und für sich ist nach alter Erfahrung den Künsten feind, daher das Sprüchwort: „Inter arma silent musae.“ Doch dieser Krieg zog noch besondere der deutschen Poesie schädliche Folgen nach sich, und zwar folgende: Für's Erste erschütterte er Sitte und Bildung im deutschen Volke in wahrhaft erschreckender Weise. Armuth, Trümmer und Blut bezeichneten ja den Weg, auf dem er seinen Umzug in Deutschland hielt; Gottvergessenheit und fast thierische Rohheit zogen als erstickender Qualm hinter der Kriegsfackel her und blieben für lange Zeit

wie ein geistiger Nebel über den heimgesuchten Gauen liegen. Kam es doch, wo er am längsten wüthete, so weit, daß die Frauen mit verzweifeltem Lachen alles weibliche Zartgefühl dahin gaben, und daß die rüstigsten der beraubten Bürger und Bauern aus Rache, Noth und Verzweiflung allenthalben den Trommeln nachliefen, um nun selbst zu morden und zu plündern. Fürwahr, da mußte naturgemäß ein großer Theil unseres Volkes, wenn wir auch die höheren Stände ausnehmen wollen, an Geist und Herz gänzlich herunterkommen! Und nicht bloß die ältere Generation, sondern auch die jüngere mußte so verkommen, sie, die den Krieg überlebte und nach demselben den Kern des Volkes bilden sollte. Denn in welcher Schule wuchs diese auf? Was sah, was hörte sie? Was wußte sie von den Segnungen des Friedens? Wenn nun aber der Krieg den Sinn und das Herz des Volkes derart verwüstete, konnte da wohl die Volkspoesie so fortleben und fortblühen, wie es noch in der vorhergehenden Periode der Fall war?

2) Der Krieg brachte aber auch eine unsägliche Verarmung und Verödung über große Striche Deutschlands. Was sollte da aus dem kaum aus der Knospe geschlüpften deutschen Drama werden? „Das Theater braucht ja jederzeit einen gewissen Wohlstand, behäbige Geselligkeit und äußeren Apparat; das Drama ist der Luxus der Poesie und an Luxus konnte das bankerotte Deutschland wohl jetzt am wenigsten denken" (Eichendorff).

3) Eine andere für die Poesie schlimme Folge dieses Krieges war, daß das ohnedieß schon erschütterte Nationalgefühl des deutschen Volkes noch mehr geschwächt wurde, ja für eine geraume Zeit fast ganz erlosch. Es kam dieß so: Fremde führten diesen Krieg auf deutschem Boden; Fremde saßen zu Gericht über dessen innere Händel; Fremde theilten sich in dessen Besitz; Fremde dictirten den Frieden; Fremde behielten sich auch für die Zukunft vor, in rein deutschen Sachen mitzureden. So ward Deutschland innerlich zerfetzt und aufgelöst; es gewöhnte sich in schmählichem Selbstvergessen lediglich nach der Fremde hinzusehen und wenigstens in den Sitten und Gebräuchen, im Denken und Dichten, Sprechen und Schreiben der Vasall des Auslandes, besonders Frankreichs (à la mode-Zeitalter unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.) zu sein. Konnte man unter solchen Umständen hoffen, daß wenigstens die deutsche Kunstpoesie gedeihe, oder vielmehr wieder Wurzel fasse im deutschen Boden? Mußte es ihr nicht um so schwerer werden, als ja die Gelehrten und Vornehmen ihr schon in der vorigen Periode den Rücken gekehrt hatten? Und wenn trotzdem deutsche Dichter aus deren Mitte auftreten, werden sie sich bei dem Mangel an gesundem, kräftigen Nationalgeist von jener Fessel losmachen können, die den gelehrten Dichtern der vorigen Periode schon so fest anlag, nämlich von der Nach-

ahmungssucht gegenüber den fremdländischen Dichtern? Und wird man nicht selbst den gelehrten und gebildeten Kunstpoeten den moralischen Barbarismus theilweise ein wenig anmerken, wird er sich nicht in ihren Ausdrücken da und dort vordrängen?

4) Zum Vierten erzeugte oder beförderte dieser Krieg mittelbar die Lohndienerei, wie sie von 1648 bis 1789 in Deutschland und zwar in den gelehrten und höheren Ständen herrschend war. Durch ihn ward nämlich die deutsche Reichseinheit überaus gelockert, durch ihn (d. i. durch den von ihm verursachten Frieden) gelangten die deutschen Reichsfürsten zur Souveränität und gelüsteten und strebten darnach, vollkommene Alleinherrscher zu werden, nach dem französischen Motto: „L'état c'est moi!" Natürlich mußte da allmählich der Geist der Servilität bei den Unterthanen um sich greifen und am meisten jene erfassen, die ein besonderes Interesse an der Gunst der Fürsten und der bei Hof Einflußreichen hatten. Welche gefährliche Klippe war dieß für die Dichter! Wie leicht konnten sie dahin kommen, die Sangeskunst zur wegwerfendsten Kriecherei und Schmeichelei zu mißbrauchen! Und wie natürlich war es, daß sie dann vorzugsweise nur die Gelegenheitsdichtung pflegten, gerade aber die Hauptdichtungsarten, das Epos und Drama, vernachlässigten!

5) Endlich ein fünfter Uebelstand im Gefolge des Krieges war, daß die deutsche Sprache, ohnedieß schon mit einer Menge fremder Wörter untermischt, nun ein wahres Kauderwelsch wurde. Die Kriegsfurie schüttelte eben in Deutschland alle Völker durcheinander, Franzosen, Italiener, Spanier, Ungarn, Kroaten, Schotten und noch viele andere. Was Wunder also, daß alle diese Nationalitäten mehr oder weniger Spuren von ihrer Sprache unter dem deutschen Volke zurückließen und dieses zuletzt ein ganz entstelltes Deutsch, eine jämmerliche Mischlingssprache sprach! Und wenn nun die Poesie im Gewande einer solchen Sprache auftrat, mußte sie nicht den Eindruck eines Harlekins machen?

6) Dem Gesagten zufolge dürfen wir nicht hoffen, in der vorliegenden Periode die so sehr verfallene und verwilderte Poesie wiedererstehen, wiedererblühen zu sehen. Aber wir dürfen uns die Periode auch nicht als zu armselig denken; denn sie weist neben vielem Unerquicklichen doch auch manches Erfreuliche auf: und demgemäß wird auch das Bild, das wir nun von ihr im Allgemeinen entwerfen wollen, keineswegs ein durchaus düsteres sein, sondern auch seine Lichtpartien haben.

§ 46. Allgemeiner Charakter der Periode.

1) Fast Alles, was wir im vorigen Paragraphen für die Poesie dieser Epoche befürchteten, traf ein, wie uns sogleich ein allgemeiner Einblick in dieselbe belehren wird. Denn zum Ersten wirkte der wüste

und lange Krieg wie ein wahrer Giftnebel auf die bis dahin so herrlich blühende Volkspoesie ein, so daß sie rasch dahinwelkte und abstarb. Höchstens entstanden noch Soldaten- und Kriegslieder, auch historische auf die Vorfälle des dreißigjährigen oder des Türken-Krieges bezügliche Volkslieder; doch sind sie der Form nach und selbst was den Volkston betrifft weit geringer, als die der vorigen Periode. Die wirklich schönen sind bald gezählt. Nur ein einziges jener Zeit lebt noch im Munde des Volkes: „Prinz Eugenius“.

2) Wenn man nun aber, da sich ja die Gelehrten und Vornehmen schon längst (vgl. S. 140 u. 144) von der deutschen Poesie losgesagt hatten, meint, es müßte also in dieser Periode der deutsche Sang gänzlich verstummen, insbesondere während des Krieges und während des à-la-mode-Zeitalters, so sieht man viel zu schwarz. Denn merkwürdigerweise lag der Garten der deutschen Poesie keineswegs brach, selbst in Mitten des Krieges nicht; eine ziemliche Anzahl von Dichtern warteten sein und pflanzten eifrigst wenigstens die deutsche Kunstpoesie. Gerade die Gelehrten und auch ein Theil des Adels waren es, die sich nun der deutschen Sprache und Muse wieder mit Liebe zuwandten, die sich in Vereinen und Gesellschaften zusammenthaten, um deutsches Schriftwesen, besonders deutsche Dichtung recht zu ehren und zu heben. Ein sehr wesentliches Verdienst in dieser Beziehung haben Opitz und Gottsched, besonders jener, der Vormann der ganzen Periode. Welch' ein Zusammentreffen, daß er gerade im Jahre 1618 seine erste Schrift (de contemtu linguae Germanicae) herausgab, worin er für unsere Muttersprache eine Lanze bricht! Sein Wort und dann sein Beispiel wirkten aber um so mächtiger, als er weithin und bis in die höchsten Regionen ein großes Ansehen genoß, weshalb ihn ja auch der Kaiser (Ferdinand II.) wegen eines deutschen Carmens, einer Trauerode auf den Tod des Erzherzog Karl, zum Dichter krönte (1625), was bis dahin nur durch lateinische Carmina zu erlangen war.

Allerdings, im südlichen Deutschland (ausgenommen Elsaß, die Schweiz und Oberfranken) trat eine geistige Erschlaffung ein, die beinahe die ganze Periode hindurch andauerte; aber um so reger war das poetische Schaffen im nördlichen und mittleren Deutschland. Der Schwerpunkt der deutschen Literatur, welcher im Mittelalter im Süden lag, war nun nach dem Norden verrückt. Die Musen, die sich früher in Schwaben, Bayern und Oesterreich so heimisch fühlten, waren nun ausgewandert und wählten nach einander Schlesien, Sachsen und Preußen als Lieblingssitze. Auch Dichterinnen, und zwar ziemlich viele [1], tauchen während dieser Periode

---

[1] Nur zu viele, meint der Satiriker Joachim Rachel, indem er spottet:

Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spul und Haspel fahren,
Und macht ein Kunstgedicht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Musen all' auch Jungfern gleich wie wir?

in den genannten Gauen auf; ja selbst bei den dortigen Kanzleimännern stand die Poesie hoch in Ehren. Und freilich haben die Dichter aus der ersten Hälfte der Periode noch fast alle auch in Latein gedichtet, gewöhnlich sogar mit lateinischen Versen sich als Dichter bei dem Publikum eingeführt; allein ihre Hauptkraft verwendeten sie doch auf die deutsche Dichtung. Ebenso muß man auch das zugestehen, daß allerdings in dieser Periode noch gar viele aus den höfischen Kreisen und den höhern Ständen die deutsche Poesie ignorirten, insbesondere zu jener Zeit, in der bei uns die französische Sprache nicht bloß Hof- und Staatssprache, sondern auch schriftliche und mündliche Umgangssprache der vornehmen Welt wurde; allein trotz dieser Misere erlosch die deutsche Dichtung nicht, wenn sie auch für einige Jahrzehnte nur ein ärmliches Dasein fristete. Im letzten Drittel der Periode sehen wir sie sogar in einer Weise frisch aufleben, daß es wie ein Vorzeichen einer neuen Blüthezeit erscheint.

3) Wir finden also in dieser Periode (die Volksromane etwa ausgenommen) fast nur Kunstpoesie. Leider ist sie aber im Ganzen und Großen, besonders was den Inhalt und den poetischen Gehalt betrifft, nur mittelmäßig. Der erste Grundfehler dieser Kunstpoeten aber war, daß sie überall ihre Gelehrsamkeit anzubringen suchten. Durch diesen übel angebrachten gelehrten Anstrich verräth die Poesie dieser Zeit sogleich, weß Geistes Kind sie ist, daß sie nämlich aus den Studirstuben der Gelehrten stammt. Noch mehr zu beklagen ist die große Unmündigkeit fast aller Dichter der Periode. Sie gingen nämlich, um „klassisch" zu dichten, beständig bei dem Auslande betteln, so daß fast all' ihr Dichten entweder ein Uebersetzen oder ein schülerhaftes Nachahmen des Fremdländischen war. Wie es in der vorigen Periode schon die „lateinischen" Poeten machten, so nun auch die „deutschen". Ganz bezeichnend ist es, daß der die Periode eröffnende Opitz, zudem der gefeiertste Dichter derselben, sagt: „Wer nicht auf die Alten zielt, nicht ihre Schriften kennt, als seine Finger selbst, ist zwar ein guter Mann, doch nicht auch ein Poet".

Darum spielte denn auch die alte Mythologie, wie vordem in der lateinischen Dichtung, so nun auch in der deutschen eine oft bis in's Lächerliche übertriebene Rolle. Zahllos sind die Allegorien, die ihr entlehnt wurden. So müssen z. B. in den Lobgedichten auf die deutschen Fürsten jene antiken Götter alle Hofämter übernehmen, Mars jedem Kurfürsten die Waffen besorgen, Venus jeder fürstlichen Dame den Gürtel der Anmuth leihen. Die deutschen Berge, Wälder und Wiesen sind natürlich von Nymphen, Faunen und Satyrn bevölkert.

4) Doch blieb es keineswegs bei der Nachahmung der Römer und Griechen, sondern man griff nun auch eifrigst nach den Italienern, Hol-

---

Ist nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
In beiden gleich geübt, im Schreiben wie im Spinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Ist irgendwo ein Mann,
Der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?

ländern, Franzosen und Engländern, um von ihnen abzulernen. So wurden denn Muster, Stoffe und Formen in überwiegender Anzahl aus der Fremde geholt. Wie Goldkörner sammelte man die Redensarten, Bilder und schmückenden Beiwörter der gerade als klassisch geltenden außerdeutschen Dichter und verwerthete sie gewissenhaft.

Opitz war auch hierin ein Vorbild aller Dichter der Periode, wiewohl er und die seiner Schule Angehörigen den Nachdruck auf die alten Muster legten und die neueren Koryphäen nur deßhalb so hoch schätzten, weil sich, wie sie meinten, die altklassische Kunst in ihnen abspiegelte. Allerdings hatten uns damals die Italiener und Franzosen weit überflügelt; und ein Studium derselben, in rechter Weise und mit rechter Einsicht betrieben, hätte der deutschen Poesie schon zu Nutz und Frommen gereichen können, wie es später Herder, Göthe und die Romantiker praktisch bewiesen: allein man verfiel auch hier (vgl. S. 140) in das Extrem einer fast abgöttischen Verehrung und schülerhaft ängstlichen Nachahmung; und man wiegte sich immer mehr in den Wahn ein, auf diesem Wege könne man die in der Klassik vorausgeeilten Ausländer einholen.

5) Schon daraus geht hervor, daß das klassische Alterthum die ganze Periode über als Hintergrund stehen blieb, daß sich fast alle Dichter wenigstens theilweise an es anlehnten. Doch waren im Verlauf der Periode bald mehr die Alten selbst, bald mehr die Italiener, bald mehr die Franzosen oder Engländer von unsern Dichtern gesucht und vorgezogen. Am sklavischsten zog man den Triumphwagen der französischen Poesie durch die deutschen Lande. Es fiel dieß in die Zeit, wo Paris gleichsam die Sonne war, von der ganz Europa die Strahlen der „feinern" Bildung Tag um Tag sehnsüchtig erwartete und empfing. War also auch die deutsche Zunge, so weit es von Dichtern abhing, nun wieder befreit: der deutsche Geist lag um so tiefer in den Fesseln des Auslandes; und es ist gewiß gerechtfertigt, die Dichter und Dichtung dieser Periode als unter geistiger Fremdherrschaft stehend zu bezeichnen. So weit wäre es sicher nicht gekommen, wäre nicht das Nationalgefühl bis auf ein Minimum verschwunden gewesen. Nur so erklärt es sich auch, daß diese Dichter, überaus befangen, das Unwürdige ihrer Rolle nicht einmal ahnten, daß sie schon deutsch zu sein meinten, weil sie deutsch dichteten und gar viel Redens von deutscher Sprache, deutscher Dichtkunst, deutschen Heldenthaten machten.

6) Zum Dritten müssen wir beklagen, daß die Poesie dieser Periode im großen Ganzen durchweht ist vom Geiste der Servilität, der Lohndienerei, wie wir es oben nannten. Fast alle Dichter unterlagen nämlich der Versuchung jener Zeit (siehe oben) und schmeichelten und lobhudelten mit ihren Versen in wirklich greller Weise; in der zweiten Hälfte der Periode begegnen uns förmliche Hofpoeten an der Stelle der Hofnarren. Die Poesie diente so unzähligemal nur als Maske, hinter der man ohne Erröthen solche grobe Schmeicheleien vorbringen konnte.

— Diese Servilität nährte zudem noch ein viertes Uebel, wie auch sie wieder von diesem genährt wurde, nämlich das Vorherrschen der Gelegenheitsdichtung während der sechsten Periode. Diese hatte weitaus den größten Theil des deutschen Dichtergartens überwuchert. Freilich war auch der Hang zu solcher Dichtung ein Erbstück von der vorigen Periode her (nur waren dort die „Carmina" lateinisch); allein er wurde jetzt viel größer und herrschender. Und gewiß war dieß vom Uebel für die Poesie; denn abgesehen davon, daß dadurch die anderen Dichtungsarten weniger Pflege fanden, so konnte man nun gar zu wohlfeil den Namen und den Kranz eines Dichters erlangen; es konnte sich die Mittelmäßigkeit aufblähen und den Ruhm eines Talentes erschleichen[1]. Auch wurde dadurch lange Zeit die Menge der Gebildeten in ihrem Geschmack und Urtheil so bethört, daß sie schließlich eine leidliche Behandlung der Sprache und des Reimes für das Höchste in der Poesie hielten. — Endlich ist noch ein Uebelstand zu rügen, der nicht die ganze Periode hindurch herrschte, aber doch ungefähr bis zur Scheide des Jahrhunderts. Es ist dieß eine gewisse Geschmacklosigkeit, eine rauhe, ja „rohe und selbst wilde Art" (Goethe), die uns bald mehr, bald weniger bei allen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts begegnet. Es lag dieß so sehr in der Zeit (großentheils wohl in Folge des Krieges), saß so tief in allen Ständen und Geschlechtern, daß selbst feingebildete Dichterinnen an diesem Stein stolperten. So singt z. B. die klassisch gebildete, kaum sechzehnjährige Sibylla Schwartzin ihr Sterbelied mit den Worten

[1] So geißelt der Satiriker Rachel diese Sorte von Dichtern:

Nun eben diese sind's, die guten Ruhm beschmeißen;
Dieß Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen,
Das nie was Gutes gelernt, das niemals den Verstand
Hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
Die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
Bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.
Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch, als Deutsch, hat durchgesehn,
Will doch als ein Poet und für gelehrt bestehn.
Es thut ihm aber sanft, wenn solche Titel fallen,
Warum nicht? Der im Huy, ja zwischen Feur und Knallen,
Hat einen Vers gemacht? In zweier Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch, fünf Finger dick, bereit!
O Meister Hämmerling! Leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts als Flöhe nur zu fangen,
Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht hokes poks, wie aus den Taschen gehn.

zu Ende: „Hier, mein Gott, hier schlag und plage, Hier, Herr Jesu, reck und streck! Hier, hier trenne, brenn und jage! Hier reiß, schmeiß, krenck, senck und schreck! Laß mich hier die Strafe spüren, die mir sollte dort gebüren." Doch trifft, wie gesagt, dieser Tadel nicht die ganze Periode. Gleich mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nämlich trat eine Wendung ein, und die Herrschaft des sogenannten guten Geschmackes (vgl. § 53) löste die des Ungeschmackes ab; und insofern theilt sich unsere Periode eigentlich in zwei Perioden, wovon man die eine als Opitz'sche, die andere als Canitz-Gottsched'sche bezeichnen könnte. — Eine Poesie nun, die solche Mängel hat, wie wir sie eben aufzählten, verdient sicher das Prädikat der Mittelmäßigkeit. Doch muß entschuldigend hinzugefügt werden, daß beim Beginne der Periode die Armuth an Stoff recht groß war, weil man da vollends mit dem an Poesie so reichen Mittelalter gebrochen und die große Menge seiner wundervollen Sagen, seine Heldengesänge und Legenden ganz vergessen hatte. Ebenso müssen wir, unser Urtheil mildernd, hervorheben: daß doch auch einzelne Dichter eine rühmliche Ausnahme machten, indem sie in voller Freiheit, mit ächter Dichtergabe und wahrhaft deutsch sangen, wie z. B. Friedrich v. Spee, Günther, Albrecht v. Haller &c.; daß manche Männer, wie z. B. Rachel, Lauremberg, Drollinger den Jammer wenigstens theilweise erkannten und mit Schärfe (Satire) und Kraft gegen die Erniedrigung[1] der Poesie anstritten, ferner, daß sogar einzelne Gruppen von Dichtern einen recht wohlthuenden Eindruck machen; endlich, daß es überhaupt gegen Ende der Periode wesentlich

---

[1] So verspottete z. B. Drollinger die Deutschen wegen ihrer kleinlichen Gelegenheitsdichterei und fordert große Stoffe:

Wolan! Wird denn nichts anders draus,
So reimt getrost, ihr werthen Brüder!
Begebt euch muthig in den Strauß,
Nur sucht euch doch was würdigs aus
Zum Vorwurf eurer schweren Lieder.
Ist's möglich, daß ihr eure Leier
Bei einer jeden Kirchweih trillt?
Ist's möglich, daß von solchem Feuer
Euch nur die kleinste Ader schwillt?
Crispinus freit: Glück zu dem Orden!
Susanna starb: Genad' ihr Gott!
Johannes ist Magister worden:
Ich wünsch' ihm bald Verdienst und Brot!
Da habt ihrs. Bei so schlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts bessers ein.
Soll etwas meinen Geist ermuntern,
So muß es etwas Größers sein.

besser wurde, und sogar das Aufdämmern eines neuen Tages nicht zu verkennen ist. Zudem haben wir die Poesie der Periode mehr nur dem Inhalte nach eine mittelmäßige genannt.

7) Denn wider Erwarten stand es viel besser um die Form der Poesie, sowohl was die Sprache, als was den Versbau betrifft. Wir sagen wider Erwarten: denn zum Ersten artete damals, was wir schon oben erwähnten, die deutsche Sprache so aus, daß sie fast noch weniger den Namen „Deutsch" verdiente als die maccaronische Sprache (vgl. S. 150); und gerade in die Kanzlei- und Zeitungssprache drang am meisten das Verderbniß ein, so zwar, daß zum vollen Verständniß die Kenntniß des Französischen, Italienischen und Spanischen nöthig war[1]; dann, was den Versbau betrifft, hatten die Meistersänger und selbst die zu Nürnberg einen großen Rückschritt gemacht, indem sie einen eigentlichen Rhythmus (Versfußbildung) ganz aus den Augen verloren, mit Silbenzählung und Reim Alles gethan zu haben glaubten. Und dennoch begegnen wir gerade in diesen beiden Beziehungen nun einem großen Fortschritt. Es erheben sich nämlich die Menge der Gelehrten und der Gebildeten, um die deutsche Sprache aus diesem Verderbniß herauszureißen, sie zu reinigen und zu veredeln. Zu diesem Zwecke entstanden zuerst eine Reihe von sogenannten „Sprachgesellschaften" und späterhin die sogenannten „deutschen Gesellschaften"[2]. Da nun fast alle Dichter Mitglieder einer solchen Gesellschaft waren, so mußten sie sich bestreben, in immer reinerem Deutsch zu dichten. Zudem setzte Opitz diesem Fortschritte dadurch die Krone auf, daß er die neuhochdeutsche Schriftsprache, welche in der verflossenen Periode erst nur in der Prosa und höchstens in den Kirchenliedern und Nürnberger Meistergesängen (vgl. S. 143) heimisch geworden war, nun auch in die metrische Poesie einführte und einbürgerte[3], was freilich nur nach einer von Opitz durchge-

[1] Der Berner Arzt Fabricius beklagt sich in der Vorrede zu seinem „Spiegel des Lebens" bitter über dieses undeutsche Gebahren: „Vnsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen und Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seie denn mit andern Sprachen durchspickt." Vgl. auch das Hamburger Strafgedicht, welches diese Unarten trefflich geißelt, und in Lindemanns Literatur-Geschichte, 2. Aufl., S. 360, abgedruckt ist.

[2] Solche waren die (1617 zu Weimar gegründete) „fruchtbringende Gesellschaft" oder „der Palmenorden", die „aufrichtige Tannengesellschaft" (1633 zu Straßburg gegründet), die „Teutschgesinnte Gesellschaft" (1643 in Hamburg durch Philipp von Zesen gegründet), „die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz" oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden (1644 in Nürnberg von Harsdörffer und Klaj gestiftet), der Elbschwanorden (1656 von Johann Rist gestiftet). — Die berühmteste „deutsche Gesellschaft" bestand zu Leipzig.

[3] Natürlich bedurfte es hiezu einiger Jahrzehnte, und manche Dichter, z. B.